
Wissenschaftskolleg
zu Berlin
Jahrbuch 1981/82

WISSENSCHAFTSKOLLEG

- INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY -
ZU BERLIN

JAHRBUCH 1981/82

QUADRIGA VERLAG

*Dem
Andenken
Gershom Scholems*

*(5. Dezember 1897
bis
20. Februar 1982)*

Inhaltsverzeichnis

PETER WAPNEWSKI

Das erste Jahr

9

DIETZ BERING

Bernhard Weiß gegen Joseph Goebbels
Der Kampf um den Namen »Isidor«

17

MARIAN BISKUP

Die Säkularisierung des Ordensstaates
Preußen und die »Preußische Huldigung« vom Jahre 1525

35

JAMES S. COLEMAN

Expansion and Contraction of Trust
in Social Systems

55

YEHEZKEL DROR

Zur Verbesserung von Regierungskapazitäten

75

HANS-MARTIN GAUGER

Zeichen in den Evangelien

94

MICHAL PELED GINSBURG

Leben/Erzählen:
Strategien der Darstellung bei Flaubert

116

HARTMUT VON HENTIG

Die Rehabilitierung der Erfahrung in der Pädagogik

130

BRUNO HILLEBRAND

Gottfried Benn heute

146

HANS EGON HOLTHUSEN

Abschied von den Siebziger Jahren
Zur Krise der Neuen Aufklärung
in der deutschen Literatur der Gegenwart

165

GERARD LABUDA
Gegenstand und Methoden der/ einer Kulturgeschichte
185

RUDOLF ZUR LIPPE
Hof und Schloß - Bühne des Absolutismus
201

MAZZINO MONTINARI
Nietzsche lesen: Die Götzen-Dämmerung
225

HELGA NOWOTNY
Wie männlich ist die Wissenschaft?
Eine Wissenschaftssoziologische Analyse
238

UWE PÖRKSEN
Die Metaphorik Darwins und Überlegungen
zu ihrer möglichen Wirkung
256

GERSHOM SCHOLEM
Die Stellung der Kabbala in der
europäischen Geistesgeschichte
281

ANDRZEJ TOMASZEWSKI
Polnische Aristokraten und die
Berliner Kultur des 19. Jahrhunderts
290

KRZYSZTOF ZIELNICA
Alexander von Humboldt und die
polnischen Naturforscher in Galizien
303

AUTOREN
des Bandes
331

Peter Wapnewski

Das erste Jahr

I: Der Anlaß

»Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage.« Diese Feststellung des ostpreußischen Berliners E.T.A. Hoffmann leitete angemessen die Feierstunde ein, mit der am 6. November 1981 die Arbeit des Wissenschaftskollegs zu Berlin offiziell begann. Um die ersten achtzehn Fellows waren die Freunde und Patrone des Hauses versammelt, unter ihnen der Regierende Bürgermeister Richard v. Weizsäcker und der Senator für Wissenschaft und Kunst Wilhelm A. Kewenig; aus Bonn war unter anderen der Bundesminister für Forschung und Technologie Andreas von Bülow gekommen. Eine Feierstunde von spröder Festlichkeit: eine Haltung, die zu den bewahrenswerten Erbzügen des Preußischen gehört. Dergleichen zeichnet wohl auch im Alltag und Alltäglichen nicht unwesentlich das Profil des Hauses.

Das eigentliche Ereignis aber war die Festrede des großen alten Mannes Gershom Scholem. Weisheit und Wissen, Gelehrsamkeit und Witz waren darin, und ein Rest von dem raunenden Geheimnis, das sich aller Aufschlüsselung verweigert, weil es angesiedelt ist in dem Bereich der höher ist denn alle Vernunft. Seine Rede bildet das Zentrum dieses Buches, so wie der Redner ungewollt aber merklich zum Zentrum der ersten Fellow-Crew wurde. Die mehr verlor als nur einen großen Kollegen, als er nach den Weihnachtsferien 1981/82 nicht wieder zurückkehrte.

Wer beginnt, setzt damit auch den Beginn von Tradition. Mit solcher Absicht wurde dieses Buch geplant und gemacht. Es enthält je eine Arbeit jedes Fellows, die im unmittelbaren Zusammenhang steht mit den Forschungsvorhaben des Einzelnen in diesem Jahr.* Zuweilen handelt es sich um die revidierte Fassung des öffentlichen Colloquiums, zuweilen um ein anderes Kapitel aus dem Bereich der wissenschaftlichen, die Berliner Zeit bestimmenden Thematik. Als Sammlung dieser Überlegungen ist der Band notwendigerweise inhomogen, insofern als er die unterschiedlichsten Themen aus den

unterschiedlichsten Bereichen des Wissens und der Wissenschaft vorlegt. Daß er dennoch keine mechanische Addition von isolierten Denkübungen darstellt sondern in sich verknüpft ist aufmannigfache Weise, macht seine Bedeutung und Rechtfertigung aus. Denn es läßt sich von wohl allen diesen Aufsätzen sagen, daß nicht einer von ihnen auf diese Weise gedacht und formuliert worden wäre wie er jetzt vorliegt, wenn sein Entstehen nicht begleitet und akzentuiert worden wäre durch das zuweilen leise und karge, zuweilen heftige und überquellende Gespräche der Fellows miteinander, untereinander, gegeneinander. So ist dieses Buch denn bestimmt, Zeugnis abzulegen von dem Geist, der in diesem Jahre das Haus durchwehte, Bestandsaufnahme und Rechenschaft zugleich. Es ist zu vermuten, daß zwischen den Zeilen auch etwas deutlich wird von dem, was als Voraussetzung und Folge der wissenschaftlichen Kommunikation und »interaction« die Lebenswirklichkeit dieses conviviums prägte, das Miteinander in Spannung und Gelassenheit, in Provokation und Konsens, in Respekt und Fairneß des Kollegialen, woraus zuweilen auch Freundschaft wurde. Es ist zu hoffen, daß es auch künftig gelingt, die Arbeits- und Lebensspuren eines jeden Jahrgangs in einem solchen Jahrbuch aufzufangen.

Für einen Teil der Herstellungskosten konnten wir öffentliche Mittel in Anspruch nehmen. Zu danken haben wir auch dem Verlag Severin und Siedler, der diesen Band, welcher der erste einer Reihe sein soll, in die Obhut seines Schwesterverlages Quadriga nahm.

II: Das Allgemeine

Die Zeiten, sie sind nicht so, daß in unseren Hohen Schulen ein gelehrter und kreativer Kopf sich in Konzentration und Kontinuität seiner forschersichen Aufgabe hingeben kann. Und: Die Zeiten, sie sind nicht so, daß »die Gesellschaft« gleich welchen Landes und welcher Kultur es sich leisten könnte, auf den Ertrag der kreativen Arbeit des gelehrten Kopfes zu verzichten.

Dies die sehr einfache Überlegung, die zur Konzeption und Gründung eines Wissenschaftskollegs führte. Einer Institution, die es auf deutschem Boden noch nicht gab, die auch den anderen europäischen Ländern kaum vertraut ist, für deren Funktion aber die USA eindrucksvolle Beispiele geliefert haben, allen voran das nun schon

über ein halbes Jahrhundert blühende und auch vom Efeu des Legendären umrankte Princeton.

Die erste Crew, die der Pilgerväter und -mütter: sie hatte in manigfacher Beziehung das Glück und die Last des Anfangs zu tragen, die Chance und Not des Experiments zu ertragen. Sie konnte Tradition begründen, nicht aber sich auf Tradition stützen. Sie konnte Zeichen setzen, nicht aber sich an schon gesetzte Zeichen halten.

Nimmt man alles in allem, so wird man sagen: Dieser erste Jahrgang, zusammengesetzt in höherem Maße als wünschenswert aus Improvisation und Zufall, hat die Chance der Nullpunkt-Situation tapfer genützt, ohne sich durch die Nachteile eben dieser Situation wesentlich irritieren zu lassen.

Die Zusammensetzung:

Jene Instanzen, die uns Vertrauen schenkten und Geld, mußten auf eine pragmatische Verwirklichung des Konzepts drängen. So war nicht die Zeit, Vorauswahl und Auswahl aus dem notwendigen Abstand von etwa drei Jahren zu betreiben. Das aber hieß: So mancher, den das Kolleg sich als Fellow der ersten Stunde gewünscht und der seinerseits gern sein Jawort gegeben hätte, mußte fernbleiben, weil die Umstellung der Arbeits- und Lebensumstände binnen so kurzer Zeit nicht gelingen konnte. Da halfen wiederum Improvisation und Glück aus und verwiesen uns auf diesen und jenen hervorragenden Wissenschaftler, dem sich die Möglichkeit der Freistellung vom Dienstgeschäft gerade für dieses Jahr auftat. Indessen ist deutlich, daß bei solcher Einschränkung planender Systematik jene Konfiguration von Interessen, Methoden und Fächern nicht auf optimale Weise gelingen konnte. Zwar war die Auswahl darauf bedacht, alle notwendigen Prämissen zu beachten als da sind: die angemessene Mischung von Deutschen und Ausländern, von männlichen und weiblichen Wissenschaftlern, von Jugend und Alter und sich berührenden und ergänzenden Fachdisziplinen, doch konnte eben dieser Entwurf nur in einem Punkte konsequent durchgehalten werden: in dem satzungsbedingten Willen, keine Konzession an die wissenschaftliche Qualität zu machen. Dieses Haus hat sich nie gerühmt, eine Pflege- und Bildungsstätte für eine »Elite« zu sein. Aber die Tatsache der Bereitstellung öffentlicher Mittel zum Zwecke einer von allen Berufspflichten dispensierenden freien Forschungszeit bedeu-

tet eine Privilegierung, die sich nur rechtfertigen läßt durch die gewichtige Leistung.

Mit den improvisatorischen Momenten der Vorbereitungsphase also hängt es zusammen, daß bestimmte Fächer unterrepräsentiert waren, daß vor allem die Naturwissenschaften fehlten. Was alles andere war als ein gewollter konzeptioneller Akt. Aber es zeigt sich, daß Naturwissenschaftler schwerer herauszulösen sind aus ihrem Tätigkeitsfeld, daß sie stärker eingebunden sind in Team und Apparatur als die geisteswissenschaftlichen Kollegen, und daß man ihnen mehr Zeit geben muß zur Vorbereitung und Entscheidung. (Im Jahrgang 1983/84, mehr noch im darauffolgenden Jahr, werden sie das Wissenschaftskolleg sehr deutlich prägen.)

Die Gruppierungen:

Die Frage, ob am Anfang die themenbestimmte Gruppe (»Cluster«) stehen soll oder der jeweils Einzelne, der mit dem jeweils anderen Einzelnen dann zum themenbestimmten Verbund zusammenwächst, bleibt eine ständige Zweifelsfrage. Sie wurde im Wissenschaftskolleg auf dem Wege des ja nicht grundsätzlich verächtlichen Kompromisses gelöst. Und zwar insofern, als sich aus der gegenwärtigen Wissenschaftsdiskussion und Forschungssituation notwendigerweise »Schwerpunkte« herauslösen. Ihnen gehören bestimmte Wissenschaftler zu, und diesen Wissenschaftlern wiederum wird im Stadium der ersten Vorplanung die Frage gestellt nach jenen Kollegen (auch anderer Disziplinen), mit denen sie sich eine sinnvolle und fruchtbare Zusammenarbeit vorstellen oder wünschen. Auf solche Weise entstehen in jedem Jahr etwa drei oder vier Gravitationsfelder. Zwischen ihnen bewegen sich dann, verbindend oder auch in schöner Beschränkung auf das Eigene, die »freischwebenden« Gelehrten, auf die wir, Erfahrungsbegriffe wie Einsamkeit und Freiheit und einen sich schützenden Individualismus respektvoll achtend, nicht verzichten wollen. Aus der Zusammensetzung der ersten Crew ergab sich sehr bald und zwanglos eine Schwerpunktlandschaft, gebildet aus den Bereichen »Literatur und Literaturwissenschaften«; »Geschichtswissenschaften«; und »Philosophie, Soziologie, Ökonomie«. Wobei die überraschende und hilfreiche Erfahrung war, daß es nicht die scheinbar oder tatsächlich durch Thematik und Fach vorgegebene »interaction« war, die den wissenschaftlichen Austausch bewegte,

sondern der Grenzverkehr zwischen den scheinbar einander nicht zugewandten Provinzen. »Kreativität und Kritik«, das sich stützende oder gefährdende Spannungsverhältnis zwischen diesen beiden intellektuellen Energien sollte das verbindende Thema für die Literaten und Literaturwissenschaftler sein, - in Wahrheit haben sie sich eher bestimmen lassen von Impulsen, die aus den Arsenalen der anderen Geisteswissenschaften kamen. So daß aus einem ursprünglich begrenzt gedachten Vorwurf das Thema des ganzen Jahres wurde, - und es kann eine Art von Emblem für die Arbeit und Aufgabe des Wissenschaftskollegs werden: Kreativität und Kritik.

III: Das Besondere

Das Wissenschaftskolleg lebt von Mitteln der öffentlichen Hand und der Stiftung Volkswagenwerk. Es hat die Pflicht, eben dieser gebenden Öffentlichkeit die angemessene Verwendung der Mittel zu demonstrieren. Das kann nur mit Hilfe jener Instrumente geschehen, welche die der geförderten Institution sind: mit Hilfe also der wissenschaftlichen Demonstration. So stand am Anfang aller diesem Komplex geltenden Überlegungen die unbezweifelte Konzeption öffentlicher Colloquien, für die wir auf Vorbilder der Vorbildinstitute zurückgreifen konnten. Daß eine jede solche Veranstaltung Funktion des Temperamentes, der Wissenschaftlichkeit, des Themas und der Äußerungsformen des jeweiligen Vortragenden ist, wurde nur allmählich verstanden. Hier mußte Flexibilität erst eingeübt werden, um zu lernen, daß es dem Vortragenden und seinem Gegenstand in souveräner Freiheit anheimgegeben ist, die Praxis seines Auftritts zu gestalten. Er mag eine öffentliche Vorlesung in großem Hörsaal halten, einer Seminarsitzung präsidieren mit vorbereiteten Korreferenten oder ohne sie; er mag in colloquialen Stil Fragmentarisches bieten oder in ausgefeilter Rede ein in sich geschlossenes Werk vorstellen; er mag im kleinen Kreise der Fellows Vor- und Nachbereitung üben, oder er mag auch die Öffentlichkeit einschränken auf die Teilnahme nur einiger fachlicher Experten aus den Berliner Wissenschaftlichen Instituten; er mag schließlich aus seiner Arbeit heraus einen »workshop« bilden mit Teilnehmern von nah und von weither, der sich über Tage hinzieht:

All dieses ist Teil des Demonstrationskonzeptes und soll nicht

etwa aus der Not eines » Vorzeigezwangs« geschehen, sondern j eweils ein Stück Erprobung sein dessen, was man betreibt und bis zur Diskussionsreife entwickelt hat.

Interesse und Engagement der Berliner Öffentlichkeit, insbesondere der Kollegenschaft aus der Freien Universität und der Technischen Universität, waren von Anfang an groß und halten an. Die akademisch-intellektuelle Welt bedarf der Kristallisationspunkte für die ungezwungene aber doch der Disziplin gemeinsamer Denkanstrengung unterworfenen Zusammenkunft. Das Wissenschaftskolleg hat so auch die Chance, die Funktion eines von wechselnder wissenschaftlicher Thematik strukturierten akademischen Klubs wahrzunehmen.

Denn die akademische Welt ist, wie jedermann weiß, ein in sich schwieriger und von heiklen Kräften und Emotionen bewegter Komplex, dem man in höherem Maße, als die deutsche Universität und ihr zur Ideologie emporgesteigter Individualismus es will, die Chance zur Übung von Menschlichkeit, von Zwischenmenschlichkeit geben muß. Die Beziehungen des Wissenschaftskollegs zu den beiden großen Berliner Universitäten waren anfangs geprägt von Zurückhaltung und zögerndem Mißtrauen auf beiden Seiten. Aber alle Beteiligten haben eben auch die Auseinandersetzung nicht gescheut und sie nicht umgangen, daraus wurde schließlich eine Haltung der Übereinkunft, wie sie sich aufs eindrucksvollste niederschlug in der »Kooperationsvereinbarung zwischen den Universitäten des Landes Berlin (Freie Universität Berlin und Technische Universität Berlin) und dem Wissenschaftskolleg zu Berlin - Institute für Advanced Study«.

Die beiden Universitätspräsidenten und der Rektor des Kollegs haben sie unterzeichnet am 26. Oktober 1982, und den Vorgang dann genutzt für die erste Begegnung zwischen den Fellows des zweiten Jahrgangs und ihren Berliner Kollegen. Sich dabei bewußt bleibend, daß nicht der Buchstabe der Vereinbarungen das gedeihliche Miteinander garantiert sondern der Geist, in dem sie exekutiert werden.

Indessen geht es nicht ab ohne die Fixierung bestimmter Regeln. Das Wissenschaftskolleg war bestrebt, das Maß der ordnungsstiftenden Regularien und der bindenden Verpflichtungen auf das unerläßliche Minimum zu beschränken. Das strikte Bewußtsein, ein Service-Unternehmen zu sein für die Entfaltung kreativer intellektueller Energien, gehört zu den grundsätzlichen Voraussetzungen des Enga-

gements und der Tätigkeit eines jeden der Mitarbeiter. Auf der anderen Seite sind sich auch die Fellows dessen bewußt, daß sie zerfallen zu einer bloßen Addition von wissenschaftlichen Monaden, wenn sie nicht bestimmte Formationen des Gemeinsamen und der Gemeinsamkeit bilden, sie anerkennen und ihnen auch einen Teil der persönlichen Willkür zu opfern bereit sind. Die gemeinsame Mahlzeit fünf Mal in der Woche; die Bereitschaft, als Gast des Wissenschaftskollegs zu Berlin konsequent in Berlin sich aufzuhalten; und die Akzeptierung bestimmter, den Umgang miteinander erleichternder Formen waren und sind die gewiß nicht unangemessen lastenden verpflichtenden Ordnungen.

IV: Die Desiderate

Der erste Jahrgang hat seine Substanz aufs eindrucksvollste nicht nur bewährt in dem, was er aus dem Angebotenen nutzte und umsetzte in wissenschaftliche Arbeit, sondern auch in dem, was er klaglos entbehrte. Aber eben deshalb muß von einigen defekten und defizienten Bereichen die Rede sein, wo es um Rückblick und Bilanz geht.

So lebhaft der Applaus war für die Leistung der Bibliothek, so deutlich war die Klage über Unzulänglichkeiten des Fellow-Sekretariates; und mit gedämpfter Stimme wurde auch die Qualität des Essens getadelt. Dies und anderes ist inzwischen mit einigen unterschiedenen Maßnahmen geändert und verbessert worden, und die Fellows der zweiten Crew genießen ohne eigenes Verdienst die Früchte der Saat des Entbehrens ihrer Vorgänger. Insbesondere aber bedarf der Erwähnung, mit einem wie großen Maß an Takt, verzeihendem Verstehen und überlegenem Improvisationsvermögen die Mißhelligkeiten bewältigt wurden, die aus dem Bezug unfertiger Wohnungen entstanden. Hier war das Kolleg aufpeinliche Weise im Stich gelassen worden von den zuständigen Firmen und Handwerkern, ein klassischer Fall der niederen Formen höherer Gewalt, und niemandem wäre es zu verargen gewesen, hätte er auf solche Unzulänglichkeiten mit unwirschem Protest reagiert. Nichts dergleichen, vielmehr entwickelte sich sehr bald eine Art von Kompensationsethik, die mit Wohlgefallen auf die zwischenmenschlichen Kontakte verwies, wie sie sich notwendig ergeben aus dem Zwang der nach-

barlichen Hilfe und Beratung: Der Mangel als Voraussetzung der Begegnung, der Defekt als Mittel der Kooperation.

Zu den Desideraten allgemeiner Art, die jeder dieser Crew empfunden hat, denen aber hier und jetzt zu begegnen nicht möglich war, gehörte der Wunsch nach höherer proportionaler Beteiligung weiblicher Wissenschaftler; nach höherer proportionaler Beteiligung jüngerer Wissenschaftler; nach intensiverem punktuellen Kontakt mit den Fachgenossen der Berliner Hochschulen und Institute. All dieses - und anderes - ist eingegangen in die Vorbereitung des zweiten und der ihm folgenden Jahrgänge. Mit ihnen werden andere Desiderate entstehen.

Es war Wunsch und Bitte des Kollegs, ein jeder Fellow möge in einer Art von Abschiedsbrief oder Bericht an den Rektor seine Eindrücke und Erfahrungen, seine zustimmende Ermutigung oder seine kritischen Einwände zusammenfassen. Diese Resümees, dankbar aufgenommen, sorgfältig gelesen und fleißig exzerpiert, stellen zugleich eine Art von Chronik des ersten Jahres dar. In ihr hat sich der erste Jahrgang sein Denkmal gesetzt aus Elementen privater und persönlicher Art. Ihm korrespondiert in der Form objektivierter Aussage dieser Band, mit dessen Hilfe man lesen und lernen kann, auf welche Weise die Arbeit des Wissenschaftskollegs zu Berlin ihren Anfang nahm.

Berlin 33, Wallotstraße 19

im November des Jahres Zwei.

* Bedauerlicherweise fehlt ein Beitrag: Es gelang trotz intensiver Bemühung nicht, Ivan Illich zur rechtzeitigen Übersendung seines Manuskriptes zu bewegen.

Dietz Bering
Bernhard Weiß
gegen Joseph Goebbels
Der Kampf um den Namen »Isrdora

Es gilt, einen Fall zu rekonstruieren, eine »unerhörte Begebenheit«. Wie Peter Schlemihl seinen Schatten verliert, so geht es auch hier um den folgenschweren Verlust eines Begleiters, der dem Menschen auf Schritt und Tritt folgt, um den Verlust eines Namens. Als angemessenes Medium für einen solchen Fall dürften literarisch Interessierte und Ambitionierte eine Novelle vorschlagen. Den Tadel aller müßte jedoch eine Darstellungsweise finden, die die Komplexität und Tief Sinnigkeit des Vorgangs zerstörte. Ein interdisziplinärer Zugriff bietet die Chance, beides zu erhalten. Daher finden sich hier sprachwissenschaftliche, psychologische, juristische und historische Gedankengänge. Zusammen können sie vielleicht diesen einzigartigen Fall von Alltagsantisemitismus erklären.

Ohne die Besonderheiten des Schauplatzes verliert die Geschichte ihre Plausibilität. Das Berlin der 20er Jahre ist häufig genug beschrieben worden, jenes rasant-bedrohliche Reizklima, in dem manche außer Atem kamen, manchem die Luft aber auch absichtlich genommen wurde. Erzählt werden muß hingegen - vor aller Analyse - die Exposition der Geschichte des Namenskampfes zwischen Weiß und Goebbels. Man wird über die Durchschlagskraft der Invektive »Isidor« staunen und zur Frage drängen: Aus welcher Legierung war diese Verbalwaffe geschmiedet?

Bernhard Weiß, 1880 in Berlin geboren, stammte aus einer jüdischen Familie. Sein Vater Max hatte es als Getreidemakler zu Vermögen und allgemeiner Anerkennung gebracht. Großvater Weiß war aus Schlesien gekommen und hatte sich 1837 als Arzt in Oranienburg niedergelassen. Dort kam es alsbald zu einem psychologisch bedeutsamen Zwischenfall.

Er bewarb sich um die staatliche Stelle eines Arztes im dortigen königlichen Waisenhaus. Ein Jahr versah er dies Amt auf Probe und

wurde dann von einem christlich-deutschen »Kollegen« verdrängt, obwohl die Anstaltsleitung ausdrücklich für den kompetenten Juden eintrat.' Diese Geschichte dürfte in der Familientradition eine Rolle gespielt haben. Auf alle Fälle jedoch war der später bekannte Enkel mit seinem Großvater in besonderer Weise verbunden: Jener war nach diesem »Bernhard« benannt worden.

Seit Großvaters Zeiten hatte man auf Assimilation gesetzt, sich aber offen zum Judentum bekannt. Vater Max wurde Vorsteher der liberalen jüdischen Gemeinde in der Fasanenstraße, der auch der Enkel Bernhard verbunden blieb. Beide waren im Vorstand der »Hochschule für die 'Wissenschaft des Judentums«.

Man braucht nicht unbedingt an eine determinierende Kraft des Namens zu glauben, wenn man des Enkels Streben auf dem Weg der Assimilation sieht. Denn viele Söhne aus arrivierten Schichten versuchten, sich in die Zentren des Preußischen Staates vorzukämpfen, die trotz aller Gleichberechtigung auf dem Papier dennoch den Juden versperrt geblieben waren: Ungetaufte wurde keine Offiziere, selten Amtsrichter, nie Oberlandesgerichtsräte und schon gar nicht Ministerialbeamte. Bernhard Weiß müssen außerordentliche Kräfte zur Verfügung gestanden haben: 1912 wurde er Offizier in einem bayerischen Regiment, und 1918 berief ihn der letzte Königlich-Preußische Innenminister, Bill Drews, als ersten ungetauften Juden in sein Ministerium. Später hat er berichtet, warum er gerade auf Bernhard Weiß gekommen war: »Der erste müsse auch der beste sein.«² »Bester Mann« hieß auch »ein besonders preußischer«, und in diesem Punkte konnte man sich auf Weiß tatsächlich verlassen.

Freilich mußte eine so auf bestimmte Erfolge orientierte Persönlichkeit auch auf bestimmte Weise zahlen. Wie schwer es auch sein mag, die spezifisch preußische Haltung zu definieren, tief hinabreichende Gelassenheit kennzeichnet sie nicht - eher schon jene Spannung, die die Dominanz von willenthaften Lebenselementen aufnötigt. Ist das schon so beim dominierenden Typus der Mehrheit, so muß man mit solchem Tonus um so mehr rechnen, wenn es um einen Juden geht, der das geforderte Ideal vielleicht makelloser verkörpert als die normsetzende Mehrheit. Und es gibt Zeugen: 1917 - nachdem Weiß seine Sanitätskompagnie in pausenlosem Fronteinsetz durch sieben Schlachten geführt, das EK I und andere Auszeichnungen erhalten hatte, dann zum Rittmeister befördert und zum stellvertretenden Bataillonschef ernannt worden war, schrieb ihm

der Regimentskommandeur folgende Beurteilung in die Offiziersakte : »Rittmeister ... Weiß ist ein körperlich und geistig sehr gut veranlagter Offizier. Er besitzt ein großes Pflichtgefühl und einen über alle Maßen hoch entwickelten Ehrgeiz... Sehr von sich und seinen Leistungen eingenommen, neigt er zur Überempfindlichkeit, die ... im Verkehr mit Vorgesetzten mitunter auch den nötigen Grad von Bescheidenheit vermissen läßt... Im Gefecht hat er ... vor allem in bezug auf persönliche Tapferkeit und Willenskraft stets ein sehr gutes Beispiel gegeben... Seine Untergebenen, bei denen er volle Autorität genoß, behandelte Rittmeister Weiß mit großem Wohlwollen.«³

Solche Beurteilungen bedeuten nicht nur für das Verständnis des Falles »Isidor« einiges. Sie machen auch klar, wieso man Vertrauen in diesen Mann setzte, der dann - nachdem der »nötige Grad von Bescheidenheit im Verkehr mit den Vorgesetzten« den fälligen demokratischen Abschiff erhalten hatte - auch eine einzigartige Karriere machte: Zuerst Leiter der Politischen Polizei, dann stellvertretender Chef der Berliner Kripo, 1925 ihr Leiter und seit dem 17. März 1927 Polizeivizepräsident - angesichts des schwachen Präsidenten Zörgiebel faktisch Chef der größten preußischen Behörde, Vorgesetzter von mehr als 20000 Mann. Wenige Wochen im Amt, verbot er die Berliner NSDAP. Seine Leistungen sonst? Als Liberaler ganz dem neuen Staate verschrieben, schuf er zusammen mit Ferdinand Friedensburg, dem Kommandierenden Chef der Schutzpolizei Heimannsberg und mit dem tatkräftigen Albert Grzesinski für die demokratische Zitadelle des Reiches, für Preußen, eine loyale, schlagkräftige Polizei, von der heute noch einige glauben, beim Papen-Streich, im Juli 1932, hätte sie - verbündet mit den Gewerkschaften - sogar eine Chance gegen die Reichswehr gehabt. Den Wahrheitsgehalt des Satzes »Wer Preußen hat, hat das Reich« hat nie jemand bestritten. Auch die Nationalsozialisten erkannten den strategischen Imperativ, der in ihm steckte: »Ohne Eroberung Berlins keine Eroberung Preußens.«

Hitler schickte ebenfalls seinen besten Mann. Am 7. November 1926 traf er, aus Elberfeld kommend, auf dem Anhalter Bahnhof ein, im Gehen zwar durch einen Klumpfuß behindert, im Reden aber von unerhörter Behendigkeit: Dr. Joseph Goebbels. Der brachte den kümmerlichen Haufen von Nationalsozialisten mit ganz neuen Methoden »auf Zack«. Er prügelte sich ins Bewußtsein der Berliner, indem er den Kommunisten Saalschlacht auf Saalschlacht lieferte. Die Polizei war notwendig mit von der Partie, und Goebbels witterte

die grandiose dramatische Konstellation. Da war er: der Jude Bernhard Weiß, preußisch bis auf die Knochen, noch vom König in den Staatsdienst berufen, aus wohlhabendem Hause, seiner Religion ergeben, offen zu seiner jüdischen Abkunft stehend, dekoriertes Frontoffizier, Exponent der Ordnungsmacht - kurz: da war »das« Opfer; sich selbst sah Goebbels sicherlich nicht in allen Stücken als Antipoden, aber viele andere sahen in ihm den ungermanischen, dunkelhäutigen »Savolarola«, den Behinderten aus kleinen Verhältnissen, den religiösen Apostaten, den rhetorisch-gestischen Emphatiker - kurz: »die« Gegner standen sich gegenüber, verschieden sogar noch in einem delikaten Punkt: der eine hatte einen Namen jüdischer Herkunft (Joseph) und der andere einen germanischen (Bernhard).

So weit die Exposition. Sie hat allerdings das Interesse nur auf die vermeintlichen Hauptdarsteller gelenkt und den wirklichen unerwähnt gelassen: das Publikum. Denn es geht nicht in erster Linie um die Biographie zweier Einzelpersonen, sondern eher um die sozialpsychologische Frage: Wieso konnte der eine das amüsierte Interesse der Zuschauer zuerst und dann ihren tobenden Beifall erreichen, als er den anderen mit einem unerhörten Trick an den antisemitischen Pranger brachte; wieso forderten sie nicht, angewidert, endlich den Schluß des unfeinen Spiels, das Goebbels wie folgt inszenierte: Er raubte dem assimilierten Juden Weiß seinen Vornamen, und er gab ihm einen, der als typischer Judename galt und schon seit längerer Zeit zu despektierlichen Seitenhieben benutzt wurde: »Isidor«.⁴ Er setzte diesen Namen auch durch - mittels seiner Reden zuerst und dann durch seine Krawall-Zeitung »Der Angriff«. Von dessen primitiver und gleichwohl abgefeimter Manier muß man einen fühlbaren Eindruck haben, und deshalb seien einige Passagen zitiert, genau jene übrigens, die später in einem der umfangreichsten Prozesse eine Rolle spielen.

Die »Angriff«-Leser fanden am 10. Oktober 1927 in der Antipolizeikolumne »Vorsicht Gummiknüppel«:

»Bei meiner Seele, ich möchte nicht Isidor Weiß heißen. Es soll ja auch andere Leute geben, die auf diesen Namen keinen Wert legen. Also ich möchte jedenfalls nicht Isidor Weiß heißen. Denn dann müßte ich, wenn ich gleichzeitig Polizeipräsident von Jeru--- vielmehr Berlin wäre, diese +++ Nationalsozialisten verbieten. Und die würden mir dann auf der Nase herumtanzen. Denn das verstehen sie meisterlich. So ein Verbot

ist eine herrliche Sache - für den Verbotenen. Denn dann übernimmt der Staat die Propagandakosten. ... Also ich möchte nicht Isidor Weiß heißen und den Hintern des Polizeivizepräsidenten haben. Vorsicht, Gummiknüppel.«⁵

Auf derselben Seite fand sich eine Karikatur, die Weiß des Amtsmissbrauchs anklagte, und auf der Seite 4 ein Silbenrätsel von besonderem Reiz: Es bot Täftlern Gelegenheit, mit eigener Hand ein Menetekel zu schreiben, dessen Sinn sich - bei richtiger Lösung - im Akrostichon und Telestichon enthüllte: »Verbreitet den Angriff bis Isidor besiegt ist«. Weiß stellte Strafantrag, denn Woche für Woche stand solch raffiniertes Gesudel im Blatt: am 31. Oktober z. B.:

»Na, mein klein Männeken, nun komm mal her zu mir!... Au! was trittst Du mich denn mit Deinen kleinen Plattfüßchen!?!... Keine Ehrfurcht hast Du... Du solltest Dich schämen, Isidorchen! Überhaupt, Du solltest Dich nicht so viel mit der Auszucht von Polizeihunden beschäftigen. Das bringt alle Beteiligten in schlechten Geruch. Du riechst nach Hund und die Hunde riechen nach Knoblauch... Aber deswegen nicht weinen. Du bist doch unser li-ieber, kla-kleiner Popo... Vorsicht Gummiknüppel«.

Auf nebenstehender Karikatur schleppt hoch am St. Gotthard ein Bernhardiner einen Nationalsozialisten ins Hospiz »St. Bernhard«, offensichtlich ins Gefängnis. Weiß stellte Strafantrag und so auch gegen die Ausgabe - das Datum wird wichtig - vom 16. Januar 1928. Da stand:

»Der Bluthund Zörgiebel! Der Arbeiterschlächter Weiß! Wie, Ihnen stehen die Haare zu Berge? - >Vorsicht Gummiknüppel< wollen Sie rufen? Mein lieber Freund, wir leben im Zeitalter der Freiheit! Wir selbst haben das zwar nicht bemerkt. Aber die Rote Fahne hat uns belehrt. Man darf das Kind jetzt beim Namen nennen... Wir dürfen also sogar den Polizeipräsidenten Isidor nennen, obwohl er schon lange auf den Namen Bernhard getauft ist. Oder doch nicht? Also wollen wir doch lieber vorsichtig sein und versichern unseren Lesern, daß Berlins Polizeipräsident nicht oder jedenfalls nicht mehr Isidor heißt.«

Weiß klagte. Wenn Goebbels das auch nicht persönlich geschrieben hatte, er hatte es inspiriert und mußte es als Herausgeber presserechtlich verantworten. Im Moment aber, als ihm sein Reichstagsmandat Immunität sicherte, trat er im Leitartikel hervor, geradezu prunkend mit seiner Schamlosigkeit:

»Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält?« hieß der Leitartikel am 29.10.1928: »Woso? Isidor? Jawohl, Isidor! Ich wag's mit Sinnen. Ich bre-

che den Bann. Im feigen Schutz der Immunität nenne ich das Kind beim Namen. Isidor! Das O ist ganz lang zu ziehen und das R zu rollen, dann klingt dieser Name wider von unaussprechlicher Süße und Kraft. Das Geschenk des Ostens. Das Angebinde der Sonnengöttin! ... Man kann diesen Namen gar nicht wortwörtlich übertragen. Dann verliert er mit einem Male seine magische Bedeutung. Um diesen Namen rankt sich eine ganze Welt. Der Name ist Programm sozusagen. Nicht erst von heute, schon seit hunderten von Jahren... Isidor bleibt Isidor! Nase ist Nase!«

Die Gemeinheit erreichte unerträgliche Dimension. Die Stigmatisierung gelang. Berlin lachte. Weiß klagte. Berlin lachte noch mehr.

Ich halte es nun für oberflächlich, wenn sämtliche Goebbels-Biographen diesen unerhörten Vorgang damit erklären, dem sturen Beamten Weiß hätte eben der Humor gefehlt.⁵ Es ist an der Zeit, dem Verdacht nachzugehen, daß tiefsitzende Schemata diesen Fall strukturieren, Schemata, die zwar in allen existent, für Juden aber besonders heikel waren und kalkulierbar vor allem für Goebbels, dessen Giftauge ein eigenes körperliches Stigma scharfsichtig gemacht hatte.

Um diese Schemata in den Blick zu bekommen, verfare ich so: Ich versuche, die Grundlinien jener Situation um 1926-1929 zu schildern, die Grunddaten, mit denen der Antisemitismus zu rechnen hatte; ich schildere anschließend, was Sprachwissenschaft und Psychologie an Wissen über Namen zusammengebracht haben. Einen Erkenntnisgewinn erhoffe ich dann von der Zuordnung dieser beiden Ebenen. Es wird sich herausstellen, daß sie in einem Verhältnis stehen, das polemische Effektivität ermöglicht.

1. Krawallantisemitismus hatte in der Mitte der Weimarer Republik keine Konjunktur. Wie wenig die Massen da zur Aktion neigten, es herrschte doch - halbverdeckt - ein antisemitisches »Klima« bei vielen.⁶ Für diesen entzündlichen Stoff galt es, die spezifische Lunte zu finden.
2. Als Goebbels 1926 nach Berlin kam, war die NSDAP ein kleines zerstrittenes Häufchen, das bei der Kommunalwahl 1925 ganze 137 Stimmen bekommen hatte.' Aufmerksamkeit erregen war alles.
3. Der alte Antisemitismus hatte an Bedeutung verloren. Das Argument war verklungen, die Juden hätten sich nicht assimiliert; es war ins Gegenteil umgeschlagen: als Mimikrynaturen

von Geburt hätten sie sich eingeknistet, gut getarnt zwar, aber in Wirklichkeit ganz die alten, weil unlöslich an die Eigenschaften ihrer Rasse gekettet.' Nicht Ablehnung von Teilaspekten ihrer besserungsfähigen Existenz, sondern totale Ablehnung ihrer gesamten Existenz - das war das Ziel der Propaganda.

4. Als Beweisstück für ihre noch nicht kaschierte Fremdartigkeit konnten die Ostjuden vorgeführt werden. Die vereinheitlichende Kategorie »Juden« brachte diese auf eine Stufe mit den zahlreichen jüdischen Bankdirektoren, Rechtsanwälten, Ärzten, Zeitungsverlegern. Es bedurfte nur einer geschickten Primitivisierung von Treitschkes ohnehin grobem Schema vom »hosenverkaufenden Jüngling«, der alsbald die Schaltstellen der deutschen Gesellschaft erobern werde, und schon war die Machtlosigkeit der Ostjuden in eine bloß scheinbare umgefälscht, weil sie sich unausweichlich ins bedrohliche Gegenteil verkehre.
5. Die Assimilation der Juden hatte in Deutschland durchaus Fortschritte gemacht. Eine wirkliche Angleichung an die deutsche Gesellschaft war für viele perfekt und für die Mehrheit der 564.000 Juden während der Weimarer Republik kein fernes Ziel.' Wollte man diesen Prozeß irritieren, so mußte man - solange offene Gewalt verpönt war - an einem psychologisch tiefen Punkt ansetzen.
6. Der Nationalsozialismus war eine theorieferne, emotionsnahe Sammlungsbewegung. Die Propaganda mußte daher so angelegt sein, daß sie jedem Raum für *seine* Vorstellungen gab.
7. Dabei war es wichtig, die geistigen Unkosten gering zu halten, indem man die Begriffsarbeit fordernde Komplexität der Welt auf *einen* alles erklärenden Punkt zusammendrängte.

Vor diese sieben propagandistischen Desiderata gestellt, mußte sich Goebbels etwas Besonderes einfallen lassen. Daß ein Namensfeldzug das Gewünschte liefern könne, wird sich abzeichnen, wenn ich jetzt eine komprimierte Darstellung der relevanten Positionen der Namenstheorie folgen lasse. Anschließend wird dann die Erklärungsmächtigkeit des theoretischen Wissens an jedem der sieben Punkte erprobt.

*Namen*¹⁰ haben innerhalb des Sprachsystems einen besonderen Status, so exzeptionell, daß man die Meinung vertreten kann, sie gehörten überhaupt nicht *in* dieses System. Beweis: Einem versierten Kenner der russischen Grammatik und des russischen Lexikons

wird man nicht bestreiten, er könne wirklich Russisch, wenn sich herausstellt, daß er keine russischen Namen kennt. Und: Einem Kenner aller hebräischen Namen wird man nicht konzederen, er könne Hebräisch. Wie wenig der Fachfremde sich dieses Sonderstatus' der Namen bewußt ist, die Sprache hebt ihn durch mancherlei Sondergesetze hervor; z. B.: lautlich haben sie Strukturen, die in der Sprache sonst nicht zugelassen sind, z.B. volle Vokale in End- und Mittelsilben: Otto, Theodor. Sie erhalten sogar untergegangene Laute, z. B. den Diphthong im Familiennamen Ruof. Auch grammatisch werden sie anders behandelt: kein Plural, wenn aber dann besondere Bildung: »die Mendelsohns«, nicht »die Mendelsöhne«.

Der formale Sonderstatus signalisiert die exzeptionelle Position, die dem Namen in der Gesellschaft zukommt. Beweis: Unweigerlich wird Lachen ernten, wer einem nicht-namenswürdigen Gegenstand einen Namen beilegt, einen seiner Socken z.B. »Eberhard« nennt, und hektische Aktivitäten von Nachbarn und Ämtern wird jemand auslösen, der ein Kind findet, das *keinen* Namen besitzt, oder einen Erwachsenen, der glaubhaft dartut, er habe den seinen vergessen. Der Name muß also mit dem innersten Kern des Menschen zu tun haben, aber ebenso innig mit seiner Sozialität verknüpft sein. Fehlen des Namens ist ein Warnsignal, daß beides vielleicht bedroht sein könnte. Aber: Erst im Krisenfall tritt die tragende Wichtigkeit der Namen hervor. Sonst gehören sie zu den allgegenwärtigen Hintergrundphänomenen, denen das Bewußtsein keine Aufmerksamkeit widmet.

Welche Funktionen hat nun der Name?

Er löst Einzelgegenstände als einzelne aus der Masse der Phänomene heraus. Auf Personennamen bezogen: in ihnen symbolisiert sich das Individuum *als* Individuum, und im Gebrauch des Namens konzederiert die Gesellschaft dem Individuum seine Individualität. Es mag hier schon die Relevanz solcher Überlegungen für das Verständnis des Falles »Isidor« aufleuchten. Noch deutlicher tritt sie hervor, wenn man den semantischen Status von Eigennamen ins Auge faßt. Philosophen und Sprachwissenschaftler haben auf die Frage »Was für eine Bedeutung haben Eigennamen?« keine einhellige Antwort gefunden. Drei Grundpositionen sind bezogen worden. Ich muß sie kurz skizzieren, nicht nur weil jüngst noch betont worden ist, »daß gegenwärtig keine entscheidend an aktuellem Interesse verloren hat«, sondern weil sie bei aller Divergenz in einem für uns wichtigen Punkte zusammenstimmen.

Der »Realistische Ansatz« nimmt sich eine Antwort zur Grundlage, die schon J. St. Mill in »System of Logic« gegeben hatte : Eigennamen bedeuten nichts; sie bezeichnen (denote) nur die Individuen, die bei diesem Namen gerufen werden.¹² Es wird expliziert: Ein Etikett also ist der Name, das keinerlei semantische Analyse fordert, sondern - ohne das Dazwischentreten des Begriffs - einfach sagt: »dieser da« und dann »diesen da« in seiner begrifflich unzerspaltenen Totalität meint.

In dieser »realistischen« Theorie meinten Frege,¹³ Russel und andere, Fehler zu entdecken, z. B.: Wennjeder Name nur ein einziges Element der Wirklichkeit meint, was ist dann zu tun mit den beiden Namen »Morgenstern« und »Abendstern«, die doch den Worten und dem durchschaubaren Scheine nach zwei, in Wirklichkeit aber nur *ein* einziges Element der Wirklichkeit sind. Da wird doch mittels Namen eigentlich *beschrieben*. Was ist zu tun mit Namen wie »Moses« oder »Aristoteles«, die man nicht mit jenem »dieser da« vor Augen rücken kann? »Aristoteles« = »der Mann, der Alexander erzog«, sagt man dann hilfweise, was aber den Wißbegierigen nicht ans Ziel bringt, da bekanntermaßen berühmte Leute mehrere Lehrer haben. Zweifelhaft bleibt, ob man sich auf die richtige Anzahl von nachzuschiebenden Beschreibungen überhaupt einigen kann. Um aber nicht jedes Mal diesen Kampf um die relevanten Identitätskriterien beginnen zu müssen, setzt man für sie eine Abkürzung, eben den Namen. Mit Searle formuliert: »... die einzigartige Stellung, der ungeheure praktische Vorteil, den Eigennamen in unserer Sprache haben, liegen gerade darin, daß wir im Gespräch mit anderen über Gegenstände sprechen können, ohne uns darüber streiten und einigen zu müssen, welche Eigenarten es genau sind, die die Identität des Gegenstandes ausmachen.«¹⁴ Diese »deskriptivistische Theorie« operiert also mit einer unbestimmten, vielleicht strittigen (daher individuell unterschiedlichen) Anzahl von Kriterien.

Die dritte Grundposition korrigiert den bisher eher ontologisch fixierten Blick und schwenkt auf eine genuin sprachlich-pragmatische Betrachtungsweise ein. Nach ihr sind Namen zwar aufgrund von »Namensgebungsakten«¹⁵ mit Objekten fest verbunden. Das heißt aber noch lange nicht, daß sie die von der ontologischen Sichtweise nahegelegte Eindeutigkeit haben. Wer mit »Müller« gemeint ist, wird erst in kommunikativen Prozessen festgelegt. Als ausgemacht von vornherein gilt nur, daß man sich mit einem solchen Wort auf irgend-

eine Person beziehen will, ohne sich dabei auf bestimmte semantische Inhalte festzulegen. Diese »kommunikative Theorie« ist nichts anderes als die ins Sprachliche gewendete »realistische«.

In wie verschiedene Richtungen die vorgeführten Ansätze auch gehen, in einem für uns wichtigen Punkt stimmen sie überein: Der Name gleicht einem Gefäß, dessen Inhalt auffüllbar ist, einer individuellen Beliebigkeit setzt keine im Wort hinterlegte Begriffsanalyse Grenzen. Das Gesamtergebnis dieser namenstheoretischen Betrachtung läßt sich bündeln in dem Satz: Im Namen rettet sich das Individuum vor den Begriffen und erreicht, so geschützt, seine Aufnahme in die Gesellschaft, indem nämlich diese den Namen akzeptiert.

Spitznamen sind in dem jetzt vorgegebenen Rahmen als changierende Elemente einzufügen: Einmal können sie als bloße Eigennamen interpretiert werden, das andere Mal als Bezeichnung, die Begriffliches zumindest apostrophieren.¹⁶

Und jetzt die Probe aufs Exempel, ob theoretisches Wissen Rüstzeug liefert, Phänomene der kruden politischen Alltagswelt besser zu verstehen.

Die sieben propagandistischen Desiderata: Da mußte die nationalsozialistische Propaganda

erstens: das unterschwellige antisemitische Potential entzünden. Aggressionen kann man am zielsichersten lockern, wenn man den Schein erweckt, daß die Qualität des Vorstoßes harmlos ist. Schon Spitznamen gelten als bloß amüsan. Ist der Spitzname aber als Vorname getarnt, kann Verwerfliches doch wohl nicht im Spiele sein. Heikle Tatsachenbehauptungen fehlen. Nur lustig scheint alles zu sein - und wenn ein wenig ins Persönliche gehend, das läßt den üblen Scherz als typischen Berliner Witz erscheinen, bei dem eben Schnauze auch ohne Herz vorkommt.¹⁷ Kurzum: Bei der Invektive »Isidor« bleibt der Aggressor unschuldig, weil er seinen Stich so setzt, wie sein Antisemitismus ist: verdeckt.

Das zweite Desiderat: Aufmerksamkeit erregen! Goebbels Propagandarummel war sensationell. Der Blick darf aber nicht am Spektakulären hängen bleiben. Subtilitäten müssen eine Rolle und weil unbeobachtet, eine umso wirksamere Rolle gespielt haben; z. B. die abweichende phonetische Struktur der Eigennamen wirkt als Aufmerksamkeitssignal und die von »Isidor« allemal: drei lange, volle Vokale hintereinander, sämtliche Phoneme stimmhaft. Goebbels wußte, warum er sich diesen Namen unter Steigerung dieser Besonderheit förmlich auf der Zunge zergehen ließ.

Drittens: Die Juden als Mimikrynaturen entlarven und sie dann nicht aufgrund von besserungsfähigen Partialmängeln tadeln, sondern wegen ihrer irreversiblen rassisch bedingten Nichtswürdigkeit totaliter verdammen.

Der ehrliche Mann nennt seinen Namen. Wer etwas zu verstecken hat gerade nicht. Nach mythischem Denken sind Namen und Wesen verbunden. Man muß den wahren Namen aufspüren, um an das wahre, bloß verdeckte Wesen heranzukommen.

Das ostjüdisch klingende »Isidor« anstelle von »Bernhard« - das ist keine schlichte Substitution, das *ist* die Entlarvung. Die beiden Namen symbolisieren fundamentale Kategorien: Sein gegen Schein, Sein gegen Heißen. Dieses Modell steckt auch hinter dem Schmähsang, den Goebbels' SA-Horden allen in die Ohren gröhlten, nachdem Bernhard Weiß bei einer Demonstration selber einen Schlag eines Polizisten abbekommen hatte:

»Der mächtigste König in Großberlin
das ist der Isidor Weiß,
doch Dr. Goebbels der Oberbandit,
der macht ihm die Hölle schon heiß.
Die eigene Schupo nimmt ihn sich vor,
man hört's bis zum Brandenburger Tor.
Er nennt sich Herr Dr. Bernhard Weiß
und bleibt doch der Isidor.«

Jeder spürt hier das Aggressionspotential. Dessen aufs Ganze gehende Radikalität kann jedoch der *erklären*, der weiß, daß der Name nicht *irgendein* Wort ist, sondern genau jene linguistische Kategorie, die den Menschen in seiner Totalität faßt.

Psychologen und Psychosomatiker bestätigen, was die Linguisten als Wesen des Namens zu erkennen glauben. Schon 1937 meinte Allport, in ihm das wichtigste Symbol zu erkennen, in dem die Identität des Menschen ankert.¹⁸ 1970 bestätigten Albott und Bruning in einem Forschungsbericht die gängige Formel vom Namen als »clue for self-identity« und meinten, die Einschätzung aller in dem Satze bündeln zu können: Namen sind »zentrale Knotenpunkte« (»central traits... in the sense that they appear to summarize and convey values in many dimensions as an organized whole«).¹⁹ Das Wichtigste aber ist, daß diese Forschungsergebnisse nur das rational ausformulieren, was die Mythen vieler Völker ohnehin beschwören²⁰ und wovon

jeder Deutsche ein Standardbeispiel im Kopf hatte: wie nämlich die Königstochter Macht übers Rumpelstilzchen bekam.

Das vierte Desiderat der Propaganda: die Zerschneidung des frisch geknüpften sozialen Netzes zwischen Deutschen und Juden an einem möglichst tiefen Punkt. Sicherlich war es schon ein guter Griff, genau jene Stelle zu gefährden, die symbolischen Rang hatte, als man die Juden 1812 in Preußen emanzipierte. Der staatsbürgerliche Qualitätssprung wurde damals an die Bedingung der Annahme fester Vor- und Familiennamen geknüpft.²¹ Der Name war also mit dem Beginn der Gleichberechtigung aufs engste verbunden. Instinktsicher war es auch, genau jenes verbale Instrument zu destruieren, mit Hilfe dessen der Mensch - folgt man dem Humanethologen Irenäus Eibl-Eibesfeldt - das bei jeder Begegnung einrastende »Feindschema Fremder« abbaut: mit Namensnennung innerhalb des Begrüßungsrituals. Aber das Wissen um sprachliche Grundstrukturen zeigt noch tiefere Ebenen: Namen kommen durch einen Namensgebungsakt, durch eine soziale Abmachung in die Welt. Sie finden keinen Rückhalt in einer durchschauten semantischen Struktur des Benannten. Bei einem Begriffswort steht der Rekurs auf die semantische Struktur offen. Der Name dagegen ist bloße Sozialtatsache. Die Aufkündigung der sprachlichen Verpflichtung hier ist nichts anderes als eine Attacke auf den sozialen Konsens in seiner reinen Gestalt, auf den Konsens pur.

Fünftes propagandistisches Ziel: Die wahnhaften Vorstellungen bekräftigen, von dem bevorstehenden Durchmarsch aller ostjüdischen Kümmerexistenzen zu jenen Schaltstellen, an denen die anderen schon saßen. Die Entlarvung eines besonders hoch Gestiegenen als einen »Isidor« leistete die Entlarvung aller auf dieser Skala. »Bernhard« und »Isidor« symbolisieren die extremen Punkte, und wie leicht war es jetzt, alle Juden auf ihren Schleichwegen zu orten: »Heute heißer schon >Bernhard<, und morjen ahnt keen Aas mehr wat von de Beschneidung«, so legte man's im »Angriff« dem Berliner Original »Orje« in den Mund.²² Noch perfekter aber brachte die Unausweichlichkeit jenes Prozesses Joseph Goebbels selber durch bloßes Namensspiel zu Gehör. Die Kriminalassistenten Schubert und Nickel notierten aus einer Rede vom 29.11.1928 im Gymnasium Homuthstraße: »Kommt da so ein Jude aus Galizien mit Namen Wachholder Trompetenschleim, und nach einem Jahr hat er seinen Vornamen vertauscht und heißt >Isidor<. Nach einem weiteren Jahr

hat er auch seinen Zunamen vertauscht und heißt >Weiß<. Nach noch weiter einigen Jahren sitzt dieser Mann im Polizeipräsidium und behauptet, er heiße >Bernhard< mit Vornamen.«

Das peitschte die Emotionen hoch. Und da wir im theoretischen Teil gesehen haben, daß Namen keine Wörter sind, die den Menschen auf bestimmte semantische Elemente verpflichten, ist klar, in welcher perfekteren Form die sechste der propagandistischen Erfordernisse eingelöst war: Jedermann konnte im Rattenfaingerug der großen Sammlungsbewegung mitmarschieren, weil da keine Begriffsarbeit verlangt, sondern die Möglichkeit gegeben war, *seine* beliebigen Aggressionen einzubringen.

Geistige Unkosten gab es nicht - ganz wie es das siebte propagandistische Desiderat forderte -, sondern eher »Erlösung«, indem die komplizierte Welt aus »einem« Punkt kuriert wurde, durch den Kampf gegen das Judentum. Und wie Goebbels immer betont hat, das Volk verstehe nur einen personalisierten politischen Kampf, so wurde konsequent das allgemeine Problem in einer Person symbolisiert und dann, als äußerste Möglichkeit der Reduktion, der Name als Symbol jenes Symbols zum Kampfobjekt. Freilich: Bei seiner »Isidor«-Kampagne darf man dem Gauleiter keine linguistische Analyse unterstellen. Ihn leitete am Erfolg orientierter propagandistischer Instinkt zu dem, was nun analysiert vor uns liegt.

Jetzt mag man sich neu fragen: Darf man Bernhard Weiß wegen fehlenden Humors tadeln, oder muß man ihn wegen seiner klaren Einschätzung der Lage, wegen seines Mutes und seines politischen Weitblicks rühmen? Sicherlich: Er schaffte Goebbels eine Tribüne, auf der sich gerade der gut zu bewegen wußte. Da war tatsächlich die Gefahr, daß das Tribunal zur Reklameszene werde. Aber durfte man denn sofort das unterlassen, was die NS dankend als Reklame für ihre Partei in Anspruch nahm, z.B. das Verbot der Partei durch das Polizeipräsidium am 5. Mai 1927, von dem höhnend ja in den Anti-Weiß-Artikeln die Rede ist? Sollte sich der jüdische Rittmeister Weiß vielleicht dann zurückhalten, wenn der Kampfpersönliche Verletzungen bringen konnte? Hätte er auch sein juristisches Wissen streichen können? Zwei wichtige Fakten waren bekannt. Erstens: Das Reichsgericht hatte die Möglichkeit einer Kollektivbeleidigung der jüdischen Gemeinschaft für unmöglich und Stellvertreter-Klagen der jüdischen Körperschaften damit für unzulässig erklärt; nur einzelne Juden seien beleidigungsfähig.²⁴ Welche Folgen waren zu gewärtigen

für die Masse der Juden, wenn sogar ein Mann wie Weiß nicht zu mucken wagt? Alle Juristen wußten, zweitens, daß nach herrschender Rechtsmeinung der Beleidigungsparagraph 185 nicht die »innere Ehre« schützen sollte, weil sie weder präzise erkannt, vor allem aber dem Menschen durch noch so rohe Schmach nicht geraubt werden könne, sondern die »äußere Ehre«. Ihre Definition steht mit dem Ziel der assimilationswilligen Juden in einem Verhältnis, das den Zugzwang von Bernhard Weiß deutlich macht. Der wichtigste Kommentar zum Strafgesetzbuch definierte in seiner 4. Auflage von 1929: Die äußere Ehre ist der »Wert, der einem Menschen innerhalb der menschlichen Gesellschaft kraft seiner Eigenschaften und Leistungen, also nach dem Maße der Erfüllung der ihm obliegenden sittlichen, rechtlichen und sozialen Pflichten zukommt.«²⁵ Kein Zweifel: Hinnahme von systematischen Beleidigungen war angesichts dieser herrschenden Ehr-Definition nichts anderes als Selbstannullierung der Emanzipation. Und dennoch, Weiß ging hohes Risiko ein: Siege vor Gericht brachten zwar die Beleidigung zur Sprache, ließen den republikfreundlichen Berichterstattern aber die Feder stocken, falls sie nicht immer die Beleidigung wiederholen wollten. Besonders vertrackt aber war: Erst durch das Brechen eines Tabus konnte Weiß die Prozesse überhaupt in Gang setzen: Der stigmatisierende, autoritätszersetzende Spitzname darf vom Opfer nicht genannt, er muß ignoriert werden,²⁶ will es Rangverlust vermeiden.

Alles mußte vom zielsicheren Zugriff der Justiz abhängen. Gerade über den ist aber Klage geführt worden, damals schon und erst recht nach 1945. Dabei wurde die realitätsgestaltende Kraft der Justiz sicher überschätzt. In jüngster Zeit hat man das zugegeben und überdies eingeräumt, daß man über die Justiz der Weimarer Zeit wohl auf höchstrichterlicher Ebene orientiert, auch über die skandalös ungleiche Einschätzung der Tötungsdelikte roter und brauner Radikaler informiert sei. Der normale Alltagsbetrieb der Gerichte liege aber weitgehend im Dunkel.²⁷ Eine Analyse der Weiß-Goebbels Prozesse wird etwas von diesen Schwierigkeiten des juristischen Alltags aufleuchten lassen. Dieses Licht wird dann auch ermöglichen, eine Rangfolge der Schuldigen sichtbar zu machen. Zwingt Raummangel auch zum bloßen Verweis auf den Erscheinungsort dieser Analyse²⁸, so soll doch hier schon angedeutet werden, daß Weiß erstaunliche Erfolge bei Gericht gegen die Nazis erzielte. Zwar war und blieb er im Höllenmaul des Klumpfußigen der »Isidor« und wurde es auch

immer mehr im Munde der anderen, aber dieser Mißerfolg könnte vielleicht auch daraus zu erklären sein, daß andere eben nicht mit derselben Entschiedenheit mit den Nationalsozialisten ins Gericht gingen. Im Lichte jener Prozesse wird jedenfalls Weiß als untadeliger Kämpfer erscheinen, und die hier vorgetragenen Analysen der Tiefendimensionen hinter dem Alltagsphänomen »Name« haben ebenfalls gezeigt, daß Bernhard Weiß keineswegs aus bloßer Blindheit und Humorlosigkeit ins Verderben rannte, sondern mit guten Gründen annahm, daß es Rechtsgüter von solcher Wichtigkeit gebe, daß man sie trotz hohen persönlichen Risikos verteidigen müsse. Für diese Maxime hat er auch an jenem Tage Beweis angetreten, als es am 20. Juli 1932 galt, die demokratische Zitadelle Preußen gegen den präfaschistischen Zugriff Papens zu verteidigen.²⁹ Weiß plädierte kompromißlos für Widerstand und brachte die allgemeine Flucht in Richtung Selbstaufgabe auch für kurze Zeit zum Stehen. Die Nazis haben ihm das und alles andere genausowenig vergessen. 1933 stürmten und zerstörten sie sofort seine Wohnung. Weiß selber entkam. In London fand er ein Unterkommen, keine Heimat. Zeit lebens blieb er preußisch-deutscher Jude. Man kann vermuten, daß seine außerordentliche Kraft eben in der Kombination dieser beiden Wurzeln liegt. Unbestritten dürfte sein, daß er ein bedenkenswertes Beispiel geliefert hat - mit seinem Namenskampf vielleicht ein einzigartiges.

Anmerkungen

- 1 Zeugnisse für diese Episode im »Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz«, Pr. Br., Rep. 2 B, Abt. II, Nr. 946.
- 2 Reichmann, Hans (1962), S. 565f.
- 3 Bayerisches Hauptstaatsarchiv IV, Kriegsarchiv, OP 51391.
- 4 Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Name »Isidor« (als Gleichklangname zu »Isaak«) häufig. Um 1900 war die Pejorisation abgeschlossen (vgl. Kaganoff, Benzion C. (1977), S. 60f. und die »Allgemeine Zeitung des Judentums« 1903, S. 29f.).
- 5 Fraenkel, Heinrich/Manvell, Roger (1960), S. 125f.; Heiber, Helmut (1962), S. 76f.; Reimann, Viktor (1971), S. 107.
- 6 Winkler, Heinrich August (1981), S. 278-286.
- 7 Heiber, Helmut (1962), S. 63.

- 8 Rürup, Reinhard (1975), S. 82; Bein, Alex (1980), S. 232-235.
- 9 Juden in Preußen. Ein Kapitel deutscher Geschichte (1981), S. 340.
- 10 Am umfassendsten kann man sich zur Zeit über Namenkunde orientieren bei Debus, Friedhelm (1980): Onomastik, Art. in: Lexikon der Germanistischen Linguistik, hrsg. von H. P. Althaus u. a.; ferner: Kalverkämper, Hartwig 1978; Wimmer (1973) und der Forschungsbericht von Wellmann, Hans (1982).
- 11 Wimmer, Rainer (1978), S. 2.
- 12 Mill, John Stuart (1973), S. 33.
- 13 Grundlegung dieser Theorie in: Frege, G. (1966).
- 14 Searle, John R. (1969), S. 188.
- 15 Die Beachtung pragmatischer Grundsätze wurde von Saul Kripke und Rainer Wimmer (1973), S. 110 ff.; (1978), S. 15 ff. durch die Untersuchung von Namensgebungsakten eingeleitet; E. Dobnig-Jülch thematisierte dann diesen Standpunkt in ihrer Arbeit über die Namen von Zuchttieren: »Pragmatik und Eigennamen« (1977). 1979 gab dann Otto Leys eine umfassende, pragmatisch fundierte Definition des Eigennamens.
- 16 Leys, Otto (1979), S. 73.
- 17 Die linguistische Analyse zeigt, warum das ins Persönliche geht, und »Eine Apologie des Namenwitzes« aus dem Jahre 1902 betont ausdrücklich, daß der Berliner »den Namenwitz besonders eifrig« pflegt (vgl. Meyer, Richard M. (1901/02), S. 518).
- 18 Allport, G. W. (1937), S. 127.
- 19 Albott, William L./Bruning, James L. (1970), S. 531 und 532.
- 20 Vgl. Seeman, Mary V. (1980), S. 129 »... the belief being that to know one's true name is to be able to do one harm« (über die Indianer Canadas).
- 21 Freund, Ismar (1912), Bd. 1, S. 205, 184.
- 22 Nr. 23 vom 5.12.1927.
- 23 Auszug aus den Spezialakten 649, Bd. 2 NSDAP, der Politischen Polizei, Abt. IA, erhalten in den Akten des Berliner Generalstaatsanwalts, Landesarchiv Berlin, Rep. 58, Nr. 39, Bd. 11.
- 24 Vgl. Ebermayer, Ludwig u.a. (⁴1929): § 185, Ziff. 5 (S. 612f.) und die Dissertation des Justiziar des »Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«, die natürlich eine von der Reichsgerichts-Rechtsprechung abweichende Meinung zu begründen versucht: Hirschberg, Alfred (1929).
- 25 Ebermayer, Ludwig u. a. (⁴1929), § 185, Ziff. 2 (S. 611); so wörtlich auch in der 3. Aufl. von 1925.
- 26 Zonabend, Françoise (1980), S. 237.
- 27 Vgl. Hattenhauer, Hans (1980) und vor allem seinen Diskussionsbeitrag a.a.O., S. 203 ff. Zu beachten ist Jasper, Gotthart (1982), der in

Hattenhauers Meinung vom eher gering einzuschätzenden Anteil der Justiz beim Untergang der Weimarer Republik eine Verharmlosung sieht. Die zwischen den beiden angespannene Kontroverse wird durch die Aufarbeitung der Weiß-Goebbels Prozesse eine interessante Akzentuierung und Illustrierung erfahren können.

28 Erscheint im »Jahrbuch des Landesarchivs Berlin« 1983.

29 Vgl. detaillierte Schilderung in: Bering, Dietz (1981).

Literaturverzeichnis

- Albott, William L./Bruning, James L. (1970): Given Names: A neglected Social Variable, in: *The Psychological Record* 20 (1970) S. 527-533.
- Allport, G. W. (1937): *Personality. A Psychological Interpretation*, New York.
- Bein, Alex (1980): *Die Judenfrage. Biographie eines Weltproblems*, 2 Bde, Stuttgart.
- Bering, Dietz (1981): Isidor - Geschichte einer Hetzjagd. Bernhard Weiß, einem preußischen Juden zum Gedächtnis, in: *DIE ZEIT*, 14.8.1981.
- Ebermayer, Ludwig u. a. (⁴1929): *Reichs-Strafgesetzbuch, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsgerichts*, Berlin/Leipzig.
- Debus, Friedhelm (1980): Onomastik, Art. in: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, hrsg. von H.P. Althaus u. a., S. 187-198, Tübingen.
- Fraenkel, Heinrich/Manvell, Roger (1960): *Goebbels. Eine Biographie*, Köln/Berlin.
- Frege, G. (1966): Über Sinn und Bedeutung, in: ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hrsg. von G.Patzig, Göttingen, S. 40-65.
- Freund, Ismar (1912): *Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812*, 2 Bde, Berlin.
- Hattenhauer, Hans (1980): Zur Lage der Justiz in der Weimarer Republik, in: Karl Dietrich Erdmann/Hagen Schulze (Hrsg.): *Weimar. Selbstpreisgabe einer Demokratie. Eine Bilanz heute*, Düsseldorf, S. 169-176.
- Heiber, Helmut (1962): *Joseph Goebbels*, Berlin.
- Hirschberg, Alfred (1929) : *Die Beleidigung von Personengesamtheiten und von Einzelpersonen durch eine Gesamtbezeichnung*, Diss. Berlin.
- Jasper, Gotthard (1982): Justiz in der Weimarer Republik, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 30 (1982), S. 167-205.
- Juden in Preußen. Ein Kapitel deutscher Geschichte* (1981), hrsg. vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Dortmund.
- Kaganoff, Benzion C. (1977) : *Dictionary of Jewish Names and their History*, New York.

- Kalverkämper, Hartwig (1978): *Textlinguistik der Eigennamen*, Stuttgart.
- Leys, Otto (1979): Was ist ein Eigenname? Ein pragmatisch orientierter Standpunkt, in: *Leuwense Bijdragen* 68 (1979), S. 61-86.
- Meyer, Richard M. (1902): Eine Apologie des Namenwitzes, in: *Die Nation* 19 (1901/02), S. 518-521.
- Mill, John Stuart (1973): *A System of Logic*, ed. by J.M. Robson, Toronto/ Buffalo/London (= *Collected Works*, Vol 7.8).
- Reichmann, Hans (1962): Der drohende Sturm, in: Hans Tramer (Hrsg.): *In zwei Welten*, Tel-Aviv, S. 556-577.
- Reimann, Viktor (1971): Dr. Joseph Goebbels, Wien/München/Zürich.
- Rump, Reinhard (1975): *Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur »Judenfrage« der bürgerlichen Gesellschaft*, Göttingen (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 15).
- Searle, John R. (1969): Eigennamen, in: Eike von Savigny (Hrsg.): *Philosophie und normale Sprache*, Freiburg/München, S. 180-190.
- Seeman, Mary V (1980): Name and Identity, in: *Canadian Journal of Psychiatry* 25 (1980), 5.129-137.
- Wimmer, Rainer (1973): *Der Eigenname im Deutschen. Ein Beitrag zu seiner linguistischen Beschreibung*, Tübingen (= *Linguistische Arbeiten* 11).
- ders. (1978): Die Bedeutung des Eigennamens, in: *Semasia* 5 (1978), S. 1-21.
- Wellmann, Hans (1982): *Namenskunde. Ein Überblick mit Bemerkungen zu neueren Büchern (1970-1980)*, in: *Wirkendes Wort* 32 (1982), S. 113 bis 137.
- Winkler, Heinrich August (1981): *Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus*, in: Bernt Martin/Ernst Schulin (Hrsg.): *Die Juden als Minderheit in der Geschichte*, München (= dtv 1745), S. 271-289.
- Zonabend, Françoise (1980): *Namen – wozu?* In: Jean-Marie Benoist (Hrsg.): *Identität. Ein interdisziplinäres Seminar unter Leitung von Claude Lévi-Strauss*, Stuttgart, S. 222-249.

Marian Biskup

Die Säkularisierung des Ordensstaates

*Preußen und die »Preußische Huldigung«
vom Jahre 1525*

I.

Das Thema gehört zu den wichtigen und dabei sehr strittigen in der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen am Anfang der Neuzeit. Es betrifft nämlich die Einstellung Polens zu dem restlichen Deutschordensstaate Preußen, die Ursachen seiner Säkularisierung und schließlich die Bedeutung der Entstehung des polnischen Lehnsherzogtums Preußen - einer unentbehrlichen Komponente der zukünftigen Monarchie der Hohenzollern vom Jahre 1701.

Diese Probleme sind jahrelang verschiedentlich durch die deutsche und polnische Historiographie dargestellt worden, wobei mit den schärfsten Urteilen und Meinungen auf beiden Seiten nicht gespart worden ist, die doch vor allem unter dem Einflusse der aktuellen, politischen Situation ganz eindeutig blieben. Die polnische Historiographie des XIX. und Anfang des XX. Jahrhunderts stand unter dem Eindruck der Teilungsereignisse, bei denen das Territorium des ehemaligen Ordensstaates Preußen - eines Teiles der preußischen Hohenzollern-Monarchie - eine Grundursache dieser Teilung bildete. Man erkannte zwar die Notwendigkeit der Säkularisierung, doch scharf attackierte man die Entstehung des Lehnsherzogtums unter der Herrschaft des Zollernsprosses.¹ Dies hat sogar seinen künstlerisch sehr eindrucksvollen Ausdruck in dem großen historischen Bilde von Jan Matejko »Hold pruski« (Die preußische Huldigung) vom Jahre 1882 gefunden, welches jedes polnische Kind kennt. Auf der deutschen Seite überwog dagegen das preußisch-kleindeutsche Geschichtsbild, bei dem der Hochmeister und spätere weltliche Fürst - Albrecht von Hohenzollern-Ansbach - als bewußter Träger einer »notwendigen, nationalgeschichtlichen Entwicklung«² hervortrat, der Preußen für die zukünftige Monarchie und Wir das Deutschtum retten und es zugleich für den Protestantismus

gewinnen sollte (so heute noch Walther Hubatsch). Schließlich wurde Albrecht durch die Geschichtsschreibung des Ordens, wie auch durch die habsburgisch großdeutsche Historiographie als Verräter des ganzen Ordens und der Sache des Katholizismus angeprangert.

Nicht einheitlich sind auch die Gründe der Säkularisation von Ordenspreußen dargestellt worden: ob nur die innere Krise dieses Staates oder nur die äußeren Einflüsse wie Humanismus, Reformation, fürstliche Hochmeister aus dem Reiche und ihre sächsischen Ratgeber verantwortlich waren. Etwas beiseite hatte man dabei die Rolle von Brandenburg gelassen: war es damals wirklich nicht interessiert an der Übernahme des Erbes des Deutschen Ordens in Preußen? Und schließlich eine recht bedeutende Frage: darf man das Herzogtum Preußen im XVI. Jahrhundert als die Wiege der zukünftigen Monarchie betrachten und die Preußen der Albrecht-Ara genau wie die des XVII.-XIX. Jahrhunderts beurteilen, ohne die Verschiedenheit ihrer Mentalität und der Einstellung der Obrigkeit und auch Polens zu berücksichtigen?

Fragen und Meinungsunterschiede gibt es also genug. Man kann jedoch im Rahmen dieses Referats nur die Hauptmerkmale dieser Prozesse und Erscheinungen andeuten. Es ist auch zu sagen, daß diese Ausführungen nur vorläufige Ergebnisse meiner mehrjährigen Forschungen sind. Forschungen, die auf einer umfangreichen archivalischen Quärende beruhen, vor allem jedoch auf Nachforschungen in den reichen Archivalien des Deutschen Ordens, die seit ein paar Jahren hier im Geheimen Staatsarchiv in **Berlin-Dahlem** liegen und die ich, zuerst dank der Hilfe der Historischen Kommission zu **Berlin**, heute Dank des Wissenschaftskollegs zu Berlin, wenigstens teilweise ausnutzen konnte.

II.

Unsere Erwägungen müssen wir - etwas traditionell und schulmäßig - doch notwendig - mit einer ganz kurzen Darstellung der territorialen und politischen, wie auch der ethnisch-sozialen Verhältnisse beginnen, die sich an der unteren Weichsel, Pregel und Memel nach der Niederlage des Deutschen Ordens im Kampfe mit Polen und den preußischen Ständen aufgrund des Zweiten Thorner Friedens 1466 gestalteten.

Im Thorner Vertrag gewann Polen - nach dem langen, dreizehn-jährigen Krieg (1454-1466) - wieder die unmittelbare Herrschaft über die Gebiete an der unteren Weichsel mit Danzig und Thorn (d. h. Pommerellen und Kulmer Land), wie auch Elbing und Marienburg, das Ganze seither Königlich Preußen genannt und mit breiter Autonomie ausgestattet. Über diese Provinz, mit Danzig an der Spitze, ging der mächtige Weichsel- und Ostseehandel (Getreide und Holzwaren) Polens mit dem Westen und Norden Europas. Die Bewohner von Königlich Preußen - auch Polnisch Preußen genannt - deutscher (besonders in den großen Städten wie Danzig und Elbing) und polnischer Abstammung (in der Schicht des Adels und überwiegend auch der Bauern) nannten sich weiter »Preußen« - polnisch: Prusacy. Sie fühlten sich doch vor allem *territorial* mit ihrem »Land« - patria - verbunden, mit seiner Autonomie und seinen Sitten, mit dem Lande, über das nun der polnische König als unanfechtbarer Herrscher galt; es gab keine ernste Ordensschwärmerei in dieser Provinz. Die Bezeichnung »Preußen« (d. h. die Bewohner von Königlich Preußen) - polnisch »Prusacy« - hatte sich in der polnischen Adelsrepublik fest eingewurzelt und hatte dieselbe Bedeutung wie z. B. Masuren für die Einwohner des Herzogtums Masovien. Dies hat auch in der altpolnischen Literatur seinen Widerhall gefunden. Diese Bezeichnung hatte auch bis zum XIX. Jahrhundert in der gesamten polnischen Gesellschaft und in der Literatur keinen herabsetzenden oder schimpflichen Beiklang - wie es heute vorkommt - sondern nur die territoriale Bedeutung ohne eindeutigen, ethnisch-nationalen Unterton.

Dagegen war der östliche Teil Preußens - Ordenspreußen - der Teil zwischen Weichsel, Pregel und Memel, seit 1466 eigentlich ein eigenartiges polnisches, geistliches Lehen, über das der mächtige Jagiellonen-Staat nur mittelbar herrschte.

Davon zeugen die Pflichten, die dem Hochmeister gegenüber dem polnischen König auferlegt wurden: An der Spitze der persönliche Eid, den der jeweilige Hochmeister vor dem polnischen Herrscher innerhalb von sechs Monaten nach seiner Wahl durch den Orden ablegen mußte. Als Ergebnis des Eides (*iuramentum fidelitatis*), wurde der König vom Hochmeister und dem Orden als »Herr und Beschützer« anerkannt, während der Hochmeister von nun an ein Fürst des Königreichs Polen und königlicher Rat war. Er hatte die Pflicht, an den Beratungen des Kronrats teilzunehmen (inklusive des

Rechts zur Teilnahme an der Wahl des neuen polnischen Herrschers). Die zweite Verpflichtung - etwas umständlicher Natur - bildete der sogenannte Kriegsdienst gegen alle Feinde Polens (Christen und Nichtchristen), realisiert besonders im Jahr 1497 in der Moldau.

Der Orden behielt aber weiterhin die territoriale Herrschaft in den östlichen Teilen Preußens, und auch die Rechtsprechungsgewalt, diese sogar ohne Berufung auf den König. Dagegen war seine Selbständigkeit vor allem in der Außenpolitik beschränkt. Auf interne Angelegenheiten des Ordens hatte aber der polnische König sehr geringen Einfluß, praktisch nur im Falle der Ablösung des Hochmeisters. Im Thorner Vertrag war auch die Aufnahme der polnischen Untertanen in den Orden bis zur Hälfte seiner Mitgliederzahl vorgesehen, was die polnischen Einflüsse sicherstellen sollte. Dieser Punkt wurde in der Praxis jedoch nie realisiert, weil sich von polnischer Seite keine Interessenten fanden. Die Gründe dieses Verhaltens sind bis heute ungeklärt. Wahrscheinlich bildete die verarmte ritterlich-geistliche Institution keinen Anreiz für die polnischen Adelssöhne, wobei man auch die sprachliche Barriere in Betracht ziehen muß; die Rekrutierungsbasis bildeten auch weiterhin nur die Ordenshäuser im südwestlichen Reiche.

Die Bestimmungen des Thorner Vertrages präzisierten stellenweise das Rechtsverhältnis des preußischen Ordensstaates zu Polen nicht genau: vermieden wurde insbesondere seine Bezeichnung als Lehensverhältnis sowie die vorgesehene Investitur des Hochmeisters in den belehnten Ländern. Das hing damit zusammen, daß Polen die päpstliche Oberhoheit über den Orden und seine preußischen Länder (als *patrimonium sancti Petri*) weiterhin anerkannte und damit dem Papsttum die Möglichkeit eröffnete, sich in Angelegenheiten zwischen Polen und dem Orden einzumischen - z. B. durch die Verweigerung der Bestätigung des Thorner Vertrages. Dies entzog dem Vertrag jedoch nicht seine Gültigkeit. Dem Orden war damit jedoch Gelegenheit gegeben, den Vertrag als ein zwischenstaatliches Abkommen zu interpretieren. Die praktische Durchführung seiner Bestimmungen, deren Vollziehung die polnische Seite bis 1497 beharrlich geltend machte, erweist jedoch, daß der Hochmeister mit seinen preußischen Territorien die Rolle eines Vasallen und Untertanen Polens spielte, bei einem beschränkten Einfluß Polens auf innere Angelegenheiten des Ordens und seines verkleinerten Territorialstaates.

Man muß hier hervorheben, daß dies den polnischen Politikern vollkommen genügte; der bestehende Rechtszustand und die territorialen Verhältnisse schufen für Polen eine Absicherung Königlich Preußens mit der Weichselmündung, dem Danziger Hafen und der Ostseeküste - der Hauptlebensader der damaligen polnischen Wirtschaft mit einem riesenhaft anwachsenden Getreide- und Waldwarenhandel mit dem Westen. Zugleich hemmte der Vertrag - wie es schien - den Orden spürbar in seinem äußeren Vorgehen. Die Frage des Ordensstaates sollte ausschließlich eine interne Angelegenheit Polens, *ohne* den Einfluß äußerer Faktoren, sein.

Es muß auch betont werden, daß unter solchen Bedingungen der polnische Staat eigentlich an einer - wenigstens schnellen - Liquidierung des restlichen Ordensstaates nicht interessiert war. Deshalb sind die Anschauungen im Stile W. Hubatschs über die scheinbar unaufhaltsame polnische Annexion von Ordenspreußen unbegründet.⁴ Für die Politik des großen Jagiellonenstaates, der mit Litauen durch Personalunion verbunden war, galten vor allem seit Ende des XV. Jahrhunderts die östliche und südliche Richtung als die wichtigsten: Vor allem der Schutz Litauens vor dem immer stärkeren Andrang Moskaus, und der Druck der mit Moskau verbundenen Krimtataren, sowie die dauernde Gefahr der Türkenexpansion und schließlich die zeitweilige **Bedrohung** seitens der Moldauer erforderten die Aufmerksamkeit Polens. Eine hervorragende Rolle spielte auch die Konkurrenz der Jagiellonen mit den Habsburgern um die Nachfolgschaft in Böhmen und Ungarn. Es genügt, an den Wiener Kongreß 1515 zu erinnern. Dagegen war für Ordenspreußen der status quo von 1466 als Grundlage eines ausgesprochen friedlichen Verhältnisses vorgesehen. Man dachte daran, daß dieser ritterliche Orden dem polnischen Staate bei den Heidenkämpfen, d.h. den Kämpfen mit Tataren und Türken, im Schwarzmeergebiet helfen könnte. Die dauernde Verteidigung der ost-südlichen Grenze an der Ukraine war für Polen recht kostspielig und man mußte über die Einrichtung einer dauernden Sicherung nachdenken, entweder durch die Bildung beweglicher Schutzgruppen (eines polnischen Ritterordens) oder dauernder Verteidigungsstützpunkte, wobei gerade der ritterliche Deutsche Orden mithelfen sollte, der ja für den Kampf gegen Heiden gegründet worden war.

Man kann also in dieser Periode -1466-1497 - keinesfalls von einer feindlichen Einstellung Polens zu Ordenspreußen sprechen. Nicht

die polnische Herrschaft hatte den Konflikt erneuert. Es geschah durch die Ordensherrschaft, genauer gesagt, durch die Wahl des sächsischen Fürsten Friedrich von Wettiner Haus zum Hochmeister im Jahre 1498.

Die Wahl eines Reichsfürsten hat einen bedeutenden Einfluß auf die inneren Verhältnisse von Ordenspreußen ausgeübt.

Dieser Reststaat des Ordens zwischen Weichsel, Pregel und Memel, ca. 32.000km² groß, anfangs verarmt und verschuldet, unterlag schon nach 1466 bedeutenden inneren Umwandlungen. Innerhalb des Ordens stellte man neue Erscheinungen fest: die Funktion dieser Korporation als Versorgungsbasis für den ärmeren deutschen Adel aus dem Reiche, was zur Suche nach Mitteln für die Altersversorgung führte. Dabei sieht man in den Konventen die Merkmale des durchaus weltlichen Adelslebens, sogar schon die Untergrabung des Prinzips der Gleichheit jedes Ordensbruders. Die inneren Verhältnisse in den Konventen sind also geprägt durch das Standesdenken und die Favorisierung der Vertreter aus dem höheren Adel wie Plauen und Isenburg. Dies erschwerte die Lage der Hochmeister, die bis Ende des XV. Jahrhunderts die alten Formen im inneren Leben des Ordens vergeblich zu wahren versuchten. Ihre Lage ist auch erschwert durch die eigene schwache wirtschaftliche Position gegenüber den Ordensbeamten, was schließlich eine Ursache für die Berufung des Vertreters aus dem fürstlichen Hause gewesen sein könnte. Die Wettiner betrachteten das Hochmeisteramt nur als eine Versorgung für den jungen Sproß und Friedrich führte sich wirklich wie ein territorialer Fürst nach sächsischem Vorbild. Es erfolgte die Zentralisierung der fürstlichen Macht, nach weltlichen Vorbildern. Diese Änderungen verschärfen sich noch mit der Übernahme der Herrschaft in Ordenspreußen durch den Hochmeister Albrecht von Hohenzollern-Ansbach (1511), bei dem die weltlichen Berater eine Hauptrolle spielten. Der preußische Ordensstaat glied sich immer mehr einem weltlichen Fürstentum.

Aber auch in den sozialen Verhältnissen traten im Ordenslande nach 1466 bedeutende Änderungen ein, die auch ethnische Probleme umfaßten. Die Änderungen wurden durch den verstärkten Zu-

strom polnischer Ansiedler, besonders des Kleinadels und der Bauern aus Masovien verursacht, welche die Urwaldgebiete in Masuren besiedelten. In den nordöstlichen Urwaldgebieten, zwischen Pregel und Memel, vollzog sich dagegen die Ansiedlung litauischer Bauern, die den Grundstock für das sogenannte Preußisch Litauen legten. Aber diese zahlreichen Bevölkerungsgruppen repräsentierten ein ärmeres und in der gesellschaftlichen Hierarchie niedrigeres Element der Gesellschaft Preußens. Die Hauptrolle begann jetzt eine neue Gesellschaftsgruppe von entschieden deutschem Antlitz zu spielen - der mittlere Adel, der aus dem Reiche stammte und aus den einstigen Söldnerführern des Dreizehnjährigen Krieges hervorging. Ihre Forderungen beglich der Orden aus Mangel an Finanzmitteln durch die Belehnung oder Verpfändung ganzer Domänen samt Dörfern, Vorwerken und Städten. Besonders große Belehnungen erhielten die Familien von Schlieben, von Tettau, Eulenburg, Dohna und von Kreytzen. Die Mehrzahl der Pfänder gingen in die Hände der neuen adeligen Großgrundbesitzer über, desgleichen die Gerichtsbarkeit und der Anspruch auf sämtliche Abgaben und Dienstleistungen der ansässigen Bevölkerung. Im Ergebnis entstand im Ordenslande eine neue Gruppe des deutschen Adels mit zunehmendem Vermögensbesitz und Berechtigungen. Sie fühlte sich mit der Ordensherrschaft nicht verbunden, aber auch mit Polen - im Gegensatz zu der Situation vor dem Jahre 1454 in Pommerellen - bestanden keine Bande und Traditionen. Sie verfolgte das Ziel, auch politisch eine selbständigere Rolle in Preußen zu spielen. Diesen Bestrebungen kam die Politik der Hochmeister Friedrich und Albrecht entgegen, die darauf abzielte, diese einflußreiche soziale Gruppe zu gewinnen.⁵

Ein negativer Umstand war dabei, daß die gestärkte Position des neuen Adels nicht - wie in Königlich Preußen - durch die Position der großen Städte ausgeglichen wurde. Unter diesen spielte nur Königsberg mit seinen drei Stadtteilen und ca. 10.000 Einwohnern eine bedeutendere Rolle. Königsberg war der wichtigste Mittelpunkt des Handels und Handwerks und der einzige Hafen von Ordenspreußen, wie auch ein wichtiger Knotenpunkt der Landstraßen, welche nach Litauen, Livland und Masovien führten. Die Stadt war hauptsächlich mit der Wirtschaft Litauens und dessen weißruthenischen Gebieten verbunden, die auf den Wasserwegen Waldprodukte lieferten.⁶ Die Verflechtung Königsbergs mit der Wirtschaft des Großfürstentums

Litauen hatte ein mangelndes Interesse an polnischen Fragen zur Folge - ein krasser Gegensatz zu der Lage und Einstellung von Danzig und Thom in der Mitte des XV. Jahrhunderts (Dieser Aspekt ist öfters in der Historiographie übersehen worden). Die offenkundige Schwäche der Städte im Ordenslande verursachte, daß sie keine führende Rolle in eventueller Opposition gegen Albrechts Kriegspolitik spielen konnten.

In der Ständevertretung von Ordenspreußen am Anfang des XVI. Jahrhunderts wuchs also die Bedeutung der adeligen Vertreter. Der Hochmeister Friedrich von Sachsen behandelte die Adelsvertreter als »einheimische Ratgeber« und beeinflusste durch ihre Vermittlung die Beschlüsse der Stände. Hochmeister Albrecht realisierte diese Politik noch konsequenter und erhielt die Unterstützung des Adels für die finanziellen Beschlüsse zur Aufrüstung, trotz der Opposition der Städte. Die Unterstützung des Adels wurde durch zahlreiche Verschreibungen von Landgütern an seine führenden Vertreter erkaufte. Solche Belehnungen erhielten auch manche Beamte des Ordens, welche die Politik des Hochmeisters unterstützten. Dadurch kam es zu einer Annäherung der weltlichen Gruppe des Adels und eines Teils der Ordensritter, die sich um die Person des Hochmeisters scharten und für die der Orden nicht mehr unentbehrlich war.

Der Ordensstaat unterliegt also am Anfang des XVI. Jahrhunderts innerlich dem Prozeß der offenbaren Territorialisierung und Verweltlichung. Offen blieb nur ein Problem: wer die Oberherrschaft über das Gebiet von Ordenspreußen in Zukunft erhalten würde: ob das Kaisertum der Habsburger, welches schon über Livland und den deutschen Ordenszweig eine Oberherrschaft erlangt hatte - der Deutschmeister war schon seit 1494 ein lehnbarer Reichsfürst geworden - oder weiterhin die polnische Krone. Die Oberherrschaft des Papsttums war zu dieser Zeit nur noch ein Schatten ferner Vergangenheit.

IV.

Der erste fürstliche Hochmeister Friedrich von Sachsen wollte von Anfang an (1498) die polnische Oberherrschaft abschütteln und die Gebiete an der unteren Weichsel wieder zurückerwerben. Es ging also um die Herrschaft über Königlich Preußen mit Danzig an der

Spitze, de facto aber auch um die Übernahme der Profite aus dem schon hoch entwickelten polnischen Außenhandel mit der Ostsee. Es war also in Wirklichkeit eine verspätete und anachronistische Politik, weil der mächtige Jagiellonenstaat sich eine solche Kontrolle des Ordensstaates keinesfalls erlauben konnte; dieselbe ablehnende Stellung hatten aber auch Danzig und die Stände von Königlich Preußen überhaupt angenommen. Friedrich von Sachsen hatte sich dem Deutschen Reiche genähert in der Hoffnung, daß er vom Reich als Rekrutierungsbasis des Ordens und mittels der Familien-Beziehungen Hilfe erhalten würde. Deshalb hatte Friedrich die Hauptartikel des Thorner Friedens beanstandet und drei polnischen Herrschern den Treueid nicht geleistet. Man leugnete vor allem die Möglichkeit einer ausschließlichen Oberhoheit des polnischen Herrschers über den Orden, welcher angeblich nur dem Reiche untertänig war, wie auch die Möglichkeit einer Waffenhilfe gegen jeden Gegner Polens, also auch gegen das Reich. Man unterstrich auch die Tatsache, daß der Papst sowie auch der Kaiser den Thorner Vertrag nicht bestätigt hatten; wobei jedoch solche kaiserliche Bestätigung niemals vorgesehen war. Der Hochmeister hatte auch die ersten diplomatischen Schritte zur Wiedergewinnung von Königlich Preußen unternommen, und zwar mit Hilfe Maximilians I. von Habsburg und des Reiches. Der Widerstand Friedrichs hatte schließlich im Jahre 1510 zur vollen Internationalisierung des Problems von Ordenspreußen geführt: es geschah auf dem internationalen Kongreß in Posen unter Teilnahme der Gesandten Maximilians, der Reichsstände und des Königs Wladislaus von Jagiellonen von Ungarn und Böhmen. Die Gültigkeit des Thorner Vertrages von 1466 wurde durch den Orden öffentlich und auf der ganzen Linie in Frage gestellt, und die Rückgabe von Danzig und des ganzen Weichselgebiets wurde verlangt. Die Verhandlungen wurden durch die polnische Delegation abgebrochen, aber die volle Internationalisierung des Konflikts zwischen Polen und dem deutschen Orden war eine vollendete Tatsache.

Diesen Konflikt versuchte man zu Anfang der Regierung des neuen fürstlichen Hochmeisters Albrecht von Hohenzollern-Ansbach, ein Neffe des gutmütigen und kompromißbereiten polnisch-litauischen Herrschers Sigismund der Alte, zu beseitigen. Zwar haben die Individualität und die ehrgeizigen Bestrebungen des begabten Zollernsprosses von Anfang an größere Spannungen ange-

kündigt. Man kann jedoch die Vermutung H. H. Hofmanns nicht ablehnen, daß der junge Hochmeister in der Zollernschen Familie als Werkzeug zur Herrschaft über Ordenspreußen betrachtet wurde.^e

Polen versuchte jedoch dauernd eine konziliante Stellung einzunehmen und eine Kompromißlösung zu finden. Ein recht ernster Versuch zur Beilegung des Konflikts auf der Grundlage des - gemilderten - Thorner Friedens, wurde Ende 1512 unternommen, während der Verhandlungen Sigismunds mit Albrechts Bruder - Markgraf Kasimir von Hohenzollern und den Vertretern aller Ordenszweige (Deutschland, Preußen, Livland) in Petrikau. Polen wollte da auf die Bestimmung über die Aufnahme polnischer Adelliger in den Orden verzichten. Der Hochmeister sollte dem König im Kampfe gegen die christlichen Herrscher nur im Falle eines Überfalls auf Polen helfen. Dagegen sollte er persönlich ins Feld ziehen gegen die Heiden und Schismatiker, wenn auch der König mit eigener Person am Kampfe teilnehmen werde. Diese Bestimmungen hatten also das Ausmaß der kostspieligen Waffenhilfe des Ordens für Polen stark begrenzt, wobei das Deutsche Reich eigentlich ausgeschlossen wurde. Das wichtigste für den Orden war aber die Zuweisung eines weiteren Gebietes im südöstlichen Polen, in Podolien, in Form von Landbesitz und Geldrente, um dem Orden den Kampf mit den Türken und Tataren zu erleichtern: der Orden sollte die Burg Sokal (nördlich von Lemberg) mit den umliegenden Dörfern und Einkünften - sowie die Erträge aus zwei reichen Propsteien bei Krakau bekommen. Diese ersten polnischen Zugeständnisse sollten für den Deutschen Orden eine konkrete materielle Basis schaffen, um ihm an der Seite des polnischen Staates den Kampf mit den Heiden im südöstlichen Europa zu ermöglichen. Dafür sollten die Ordensbehörden den gemilderten Thorner Vertrag einhalten und die päpstliche Zustimmung erlangen, notfalls auch - die kaiserliche Bestätigung

Der polnische Herrscher Sigismundus, dauernd mit dem Kampf gegen Moskau um die weißruthenischen Gebiete beschäftigt, war also geneigt, seinem Neffen die Lage zu erleichtern und dem Deutschen Orden durch neue Bedingungen die Fortsetzung seiner Hauptaufgabe zu ermöglichen, jedoch nicht an der Ostsee, wo es keine Heiden mehr gab, sondern am Schwarzen Meer. Im Jahre 1513 hatte der König sogar erklärt, daß er sich wünsche, dem Deutschen Orden als »charus nobis existens«, den gemeinsamen Kampf mit den

Ungläubigen zu ermöglichen »pro gloria et augmento suo professionis sue debitum exercere debeat«¹⁰. Wenn ein polnischer Herrscher über den »teuren« (carum) Deutschen Orden spricht, klingt das etwas sonderbar, aber für die damaligen Verhältnisse doch ganz verständlich.

Doch Albrecht und die ganze Zollernsche Familie in Franken und in Brandenburg hatten, entgegen den nüchternen Anschauungen der Ordensmeister im Deutschen Reich und in Livland, diesen Vorschlag verworfen. Maximilian I. von Habsburg hatte Ordenspreußen, auch unter Anteilnahme des orthodoxen Moskauer Staates, dem der livländische Ordenszweig bisher immer feindlich gegenüber gestanden hatte, in eine breitangelegte antipolnische Koalition eingeschaltet.

Später jedoch, nachdem der Habsburger ihn im Jahre 1515 verlassen hatte, schloß der Hochmeister selbständig 1517 ein Bündnis mit Moskau, dem bisherigen Erzfeind des livländischen Ordens. Er versuchte, auch die Hilfe der gesamten Zollern-Familie und des Deutschmeisters zu bekommen. Die Einstellung Brandenburgs war im Grunde positiv, wenn auch sehr vorsichtig (hierüber später). Albrecht hatte Polen überall angeklagt, es wolle den Orden ganz vernichten und bereite sich auf den Krieg vor, was der Wirklichkeit nicht entsprach. Den letzten Versuch zur Lösung des wachsenden Konfliktes bildete die Mission des päpstlichen Nuntius Nicolaus von Schönberg, der für die Übergabe von Podolien an den Orden auf 5-10 Jahre, zum Heidenkampfe, sowie zur Verschiebung des Konfliktes auf diese Zeit plädierte. Diese Mission hatte sich jedoch durch den Widerstand Albrechts als nutzlos erwiesen: er rechnete weiter auf die versprochene Geldhilfe aus Moskau und bereitete sich auf den militärischen Kampf um die Weichselmündung vor. Der polnische Staat, durch die stark beunruhigten Stände von Königlich Preußen mit Danzig an der Spitze in diesem Moment vollkommen unterstützt und zum Kampfe angespornt, sah sich gezwungen zu den Waffen zu greifen. Polen ging es jedoch nur um die Erfüllung des Thorner Vertrags in gemilderter Form, nicht aber um die Zerstörung des Ordensstaates in Preußen.⁷¹

Ende 1519 brach also der letzte Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen aus, der bis zum Frühjahr 1521 mit wechselndem Glück und mit Hilfe von Söldnern geführt wurde. Beiden Seiten fehlte jedoch das Geld, und Polen fehlte außerdem das Durchhalte-

vermögen, das Albrecht bis zum letzten Moment bewies. Trotz anfänglicher Erfolge bestand Polen nur auf der Erfüllung des Thonier Vertrages und die Rückerstattung der Kriegskosten. Schließlich gelang es Albrecht, in dem sogenannten Thonier Kompromiß vom April 1521, einen vierjährigen Waffenstillstand auszuhandeln. In dieser Zeit sollten Kaiser Karl V. und König Ludwig von Ungarn-Böhmen über die Rechtmäßigkeit des Treueides des Hochmeisters entscheiden. Der Thonier Friede sollte also doch der internationalen Entscheidung übergeben werden.

Doch bald zeigte sich, das Albrecht auf keine weitere Hilfe rechnen konnte, noch nicht einmal von den Orden in Livland und im Reiche. Diese beiden Ordenszweige hatten sich sogar selbständig gemacht. Albrecht - welcher i. U. bereit war, vom Reiche die Regalien anzunehmen - hatte schon die Säkularisierung Preußens erwogen. Polen dagegen hatte Anfang 1525 auf das internationale Schiedsgericht verzichtet und der polnische Adel war bereit, den militärischen Kampf in Preußen fortzusetzen.

Die einzige Rettung schien Albrecht die Säkularisation von Ordenspreußen zu sein, zudem die maßgebenden sozialen Kräfte, insbesondere der neue Adel und ein Teil der Ordensritter, seinen Plänen aufgeschlossen waren. Dabei wirkte in Preußen seit 1517 außer den schon oben erwähnten Verweltlichungserscheinungen auch die lutherische Reformation, die besonders in Königsberg breite Aufnahme gefunden hatte. Sie beschleunigte noch die innere Krise des Deutschen Ordens als geistlicher Korporation, aber auch die, als einer Staatsgewalt; Albrecht, durch Luther persönlich im November 1523 in Wittenberg zur Auflösung des Ordens, zur Heirat und Säkularisation Preußens ermuntert, hatte die Reformation diskret unterstützt.

Aber auch in der Umgebung des polnischen Königs entwickelte sich in dieser Zeit der Gedanke, die Säkularisierung Preußens mit Albrecht als einem weltlichen Lehnsmanne Polens zu unterstützen. Unter den höchsten Würdenträgern, mit dem Kronkanzler Christoph Szydlowiecki an der Spitze, fürchtete man die Wiederbelebung des militärischen Kampfes in Preußen und die notwendige Einschaltung der adeligen Massen, die nach inneren Reformen strebten. Sigismund fürchtete diese Massenbewegung, besonders im Heerlager vor dem **Beginn** des Kampfes. Er fürchtete schließlich auch die Rückwirkung der sozial-religiösen Bewegung in den Großstädten von Kö-

niglich Preußen mit Danzig an der Spitze (Anfang 1525), die sich mit Albrecht als dem Anhänger der Reformation hätten verständigen können.¹² Der König war auch abgeneigt, die Verhandlungen mit den Ständen von Ordenspreußen zu führen und zog die Verhandlungen mit seinem fürstlichen Neffen Albrecht vor. Im übrigen meldeten sich, im Gegensatz zu 1454, in Krakau keine selbständigen Vertreter der ostpreußischen Stände zu den Verhandlungen.

V.

Unter diesen internen und externen Umständen kam es im Frühjahr 1525 in Krakau zu den unmittelbaren Gesprächen zwischen Sigismund und Albrecht. Albrecht wurde begleitet von seinen Beratern, unter ihnen auch sein Bruder Fürst Georg von Ansbach. Unter seinen Begleitern waren auch Vertreter der ostpreußischen Stände, welche aber durch die fürstliche Umgebung weitgehend ausgeschaltet wurden. Die Gespräche führten zu dem Abschluß des Krakauer Vertrages vom B. April 1525 und zu der bekannten »preußischen Huldigung« auf dem Krakauer Markt am 10. April, wo das Ende der Ordensherrschaft in Preußen spektakulär demonstriert wurde: Albrecht legte kniend vor dem König den Ordensmantel ab, nahm dann die Lehnsfahne mit dem schwarzen Adler an, eine Fahne mit dem ehemaligen Wappen der Hochmeister, jedoch mit einem Adler mit einer Krone um den Hals und einem weißem »S« (Sigismund) auf der Brust und tat den Lehnsschwur. Er schwor dem König als »*aller* Lande Preußen Herrn und Erben, als meinen natürlichen, erblichen Herrn und seiner Majestät Erben und nachkommenden Königen und der Krone zu Polen getreu und zugewandt zu sein... und alles tun, was einem treuen Lehnsmanne gebührt.«¹³

Es wurde also in Preußen ein regelrechter Staatsstreich durchgeführt, der den geistlichen Hochmeister-Staat in ein säkulares Herzogtum und in ein polnisches Lehen umwandelte und so die Rechte des Papsttums, wie auch - angebliche - des Kaisertums, beiseite schob. Die Entscheidung Albrechts, zur Lehnübernahme einerseits, sein Übergang zum lutherischen Protestantismus andererseits, waren jedoch keinesfalls durch nationale Motive verursacht, sie waren »durchaus situationsgebunden und nicht einmal miteinander verknüpft.«⁷⁴ Dabei hatte Albrecht doch Preußen »vor der Auslö-

schung« nicht retten müssen, wie W. Hubatsch¹⁵ behauptet, weil in Polen keiner an eine solche »preußische Ausradierung« ernsthaft dachte: es konnte nur um die Änderung der Verfassungsform Preußens gehen, sei es um den Fortbestand des zugleich abhängigen Ordensstaates oder um die Gründung einer ostpreußischen Provinz mit erweiterter Autonomie zu sichern, vergleichbar mit Königlich Preußen, jedoch ohne die ständisch organisierte Bevölkerungssubstanz und ihre Sitten anzutasten. Ganz neu war dagegen die Wahl der Form eines säkularisierten und lutherischen Lehnsherzogtums, die der streng katholische Herrscher Polens, trotz mancher Opposition seitens der katholischen Hierarchie, akzeptierte.

Ob für Polen die »preußische Huldigung« von 1525 wirklich eine volle Niederlage und ein krasses Beispiel dafür war, daß der polnische Staat schon damals wirklich nichts Bedeutendes schaffen konnte? Dies meinten vor allem die polnischen Historiographen des XIX. bis zur Mitte des XX. Jahrhunderts, als sie die Folgen der späteren Umwandlung des Herzogtums Preußen in eine brandenburgisch-preußische Monarchie beurteilten. Heute wollen wir jedoch - mit dem Krakauer Rechtshistoriker Adam Vetulani¹⁶ - anders denken: Die Krakauer Akten von 1525 haben, z. B. durch die Liquidierung der päpstlichen Prärogative das säkularisierte Preußen viel enger als der Thorner Vertrag an Polen gebunden. Preußen wurde nun integraler Bestandteil Polens. Es wurden nun auch die gerichtlichen **Befugnisse** des polnischen Herrschers als oberster Appellationsinstanz eingeführt. Albrecht war dabei auf eine Zusammenarbeit mit Polen direkt verwiesen, um sich gegen den Druck von Seiten des Ordens im Reiche, des Kaisertums und des Papsttums zu wehren. Der Kreis seiner Erben war dabei nur auf eigene männliche Kinder und drei Brüder aus der fränkischen Linie beschränkt, unter Ausschluß der kurfürstlichen Linie der Zollern. In den politischen Kreisen in Krakau konnte man also die vorgenommene Entscheidung nicht als ideale, sondern nur als beschränkte, wenn auch nüchterne betrachten, die etappenweise das Problem der östlichen Gebiete Preußens, unter Berücksichtigung ihrer Besonderheiten, regeln sollte. Dabei hatte man die für Polen höchst wichtige Weichselmündung auf über drei Jahrhunderte gesichert (bis zum Jahre 1793). Man kann also die Schöpfer dieser Entscheidung nicht dafür verantwortlich machen, daß schon im XVI. Jahrhundert die kurfürstliche Linie der Zollern als zukünftige Erbin im Herzogtum zugelassen wurde. Dies war jedoch ein Nichteinhalten einer Hauptbestimmung der Krakauer Akten.

Gleichzeitig haben wir uns dem Problem Brandenburg und Ordenspreußen zur Zeit des Hochmeisters Albrecht genähert. Es ist ein Thema, das noch einer genaueren Bearbeitung harret. Man kann jedoch schon heute folgendes sagen: Albrecht hatte von Anfang an die kurfürstliche Linie in Berlin - seinen Vetter, den Kurfürsten Joachim I. - in den Bann der preußischen Frage mit einbezogen, weil er die politische Unterstützung Brandenburgs im Reiche gegen Polen erwartete. Ende 1517 versuchte Albrecht bei einer größeren Konferenz in Berlin, den Kurfürsten noch mehr einzubeziehen, er versprach sogar, daß das Hochmeisteramt in Zukunft mit der Zustimmung des Hauses Brandenburg besetzt werden würde." Preußen sollte also wohl in Zukunft eine Pfründe für die jüngeren Söhne der brandenburgischen Kurfürsten bilden. Dafür aber sollte Brandenburg auch notfalls Polen angreifen.

Diese Pläne schienen jedoch dem berechenbaren Kurfürsten zu gefährlich. Er hatte nur die Rechte Brandenburgs auf die Neumark - den ehemaligen Ordensbesitz - gesichert. Er meinte schon 1514, daß der große polnische Nachbar ihm zu mächtig scheine und er außerdem die Russen (den Zaren) als seinen östlichen Nachbarn nicht wünsche.¹⁸ Der »Draht nach Moskau« wurde damals also in Berlin noch nicht als Notwendigkeit und Realität betrachtet.

Deshalb hatte Albrecht nur gemäßigte, finanzielle Hilfe von Berlin und die Genehmigung des Durchmarsches für die Ordenstruppen nach Preußen erhalten, wenn er auch dauernd den Kurfürsten beschworen hatte, sich nicht als »Vetter« sondern als »Vater« zu verhalten. Der Hochmeister hatte auch während des Krieges mit Polen Berlin um Unterstützung gebeten, weil es sich nicht gehörte, daß der Orden in Preußen gerade unter der Hohenzollernherrschaft zugrunde gehe und weil die Sache dieses Ordens nunmehr auch eine Sache des ganzen Hauses Brandenburg sei.¹⁹ In der Tat hatte der Kurfürst bedeutende Geldanleihen und die Erlaubnis zum Durchmarsch der Ordens-Söldner vom Reiche nach Polen gegeben. Er unterstützte auch die diplomatische Aktion Albrechts. In Berlin tagten des öfteren die Vertreter des Ordens und der Zölle. Brandenburg hatte jedoch nicht gewagt, sich in die komplizierte preußische Sache einzuschalten und Polen zu provozieren. An erster Stelle in der Außenpolitik des Kurfürsten, stand die Festlegung der Ansprüche auf das Herzogtum Pommern. Doch in Berlin wußte man zu gut von den Bestimmungen der Krakauer Akten von 1525 und der Ausschaltung der

kurfürstlichen Linie aus der Erbfolge. Joachim I hatte zwar weiter seine Zurückhaltung - auch aus Religionsmotiven - behalten, doch schon sein Nachfolger Joachim II, der, von Albrecht bestärkt, die Tochter des polnischen Königs, also eine Jagiellonin, geheiratet hatte, versuchte seit dem Jahre 1537 die Zustimmung Polens zur Erbfolge in Preußen auch für die Kurlinie zu erlangen. Es geschah wirklich im Jahr 1563 und erleichterte die Übernahme der Herrschaft im Herzogtum Preußen durch die Kurlinie am Anfang des XVII. Jahrhunderts (im Jahre 1618). Die Säkularisierung Preußens erfolgte also nicht vollkommen ohne Mitwirkung Brandenburgs, das sich zwar etwas zurückhielt, aber offenbar nicht uninteressiert an der Übernahme des Ordenserbes in besserer Zukunft war.

VI.

Fassen wir aber nun kurz die Ursachen der Säkularisierung des Ordensstaates Preußen zusammen. Dieses Ereignis ist, wie mir scheint, vor allen Dingen aus der *inneren* Krise des preußischen Ordenszweiges erwachsen, aber auch aus den tieferen sozialen und den durch die Reformation bedingten ideologischen Wandlungen der Gesellschaft von ganz Ordenspreußen. Diese Krise wurde durch die äußeren Einflüsse politischer und ideologischer Natur aus dem Reiche verschärft, die dazu geführt haben, daß Ordenspreußen nur ein Objekt der territorialen Bestrebungen wurde, zuerst der Wettiner, dann der Hohenzollern, unter Mitwirkung der Habsburger. Diese fürstlichen Häuser strebten überhaupt nach einer Ausnutzung der alternden Ordenskorporation für ihre eigenen Territorialinteressen, auch im Reiche, und später auch in Livland.

Für Polen aber war damals Ordenspreußen nur eine nördliche Flanke, welche die Sicherheit der Weichselmündung gewähren sollte. Als polnischer Schützling konnte der Ordenszweig in Preußen noch seine Existenz aufrechterhalten (bis zum vollen Siege der Reformation), solange er die Bestimmungen des Thorner Friedens erfüllte, die ihm doch die herrschaftlichen Befugnisse, d. h., die territoriale Herrschaft nicht genommen hatten. Als die fürstlichen Hochmeister diese Bedingungen nicht erfüllen wollten, mußte der polnische Staat eingreifen: nicht um die Existenz des Deutschen Ordens zu vernichten, sondern um seine vitalen politisch-territori-

alen und wirtschaftlichen Positionen an der Weichselmündung aufrechtzuerhalten und sicherzustellen. Erst im Laufe der verbitternden Aktion Albrechts von Hohenzollern entschied man sich in polnischen Kreisen teilweise dafür, die gefährliche Ordensherrschaft in Preußen aufzuheben, die nicht nur an die Hilfe ihres Oberherrn, des Papstes, appellierte, sondern an die des ganzen Reiches, insbesondere an die, des ohnehin schon gefährlichen Moskauts. Die Liquidierung der Ordensherrschaft in Preußen war im übrigen nur eine Frage der Zeit, wie das **Beispiel** von Livland lehrt. Der polnische Entschluß vom Jahre 1525 gab also den letzten Anstoß zur Liquidierung des Ordensstaates Preußen, der schon damals reif genug war, eine weltliche Form anzunehmen.

Dabei muß man erinnern, daß das durch die »preußische Huldigung« geschaffene, lutheranische Herzogtum Preußen im Schoße der polnischen katholischen Monarchie rund 100 Jahre unter den ansbachischen Zollern eine ruhige Existenz ohne irgendwelche religiösen und politischen Kämpfe, wie im Reiche, genießen konnte. In dieser Zeit vollzogen sich auch bedeutende wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungen, vor allem durch die Eröffnung der Königsberger Universität. Das Herzogtum existierte mit seinem unangestasteten Ständesystem und einer gemischten Bevölkerung - deutsch, polnisch und litauisch - an der Pregel. Diese drei ethnischen Gruppen haben die alten Pruzzen (Altpreußen) assimiliert und nannten sich weiterhin »Preußen«, wieder im territorialen Kontext. Es zeigten sich jedoch im Herzogtum stetig anwachsende polnische Einflüsse, besonders im ständischen und kulturellen Leben. Die polnischen Reformationsschriften wurden zahlreich in Königsberg gedruckt. Polen galt übrigens als Garant der Privilegien der preußischen Stände und wurde auch so angesehen. Für Masovien und besonders Königlich Preußen war die Gesellschaft des Herzogtums, durch die ehelichen und familiären Bande beiderseits verbunden, eine recht freundliche Nachbarin. Man kann also über das erste Jahrhundert des **Bestehens** des Herzogtums Preußen der ansbachischen Zollern, als über eine Epoche nicht nur der polnisch-preußischen Koexistenz, sondern sogar einer recht friedlichen und freundlichen Nachbarschaft sprechen: Symptome, die wir heute gerne suchen und finden, also nicht nur in der Vormärz-Epoche, sondern auf viel breiterer gesellschaftlicher Ebene: der des Adels, der Bürger und sogar der Bauern.

Man sollte . doch den Unterschied zwischen »den Preußen« aus dem Herzogtum im XVI. Jahrhundert, den Untertanen der ansbachischen Zollern, und ihren Nachfolgern im XVII-XIX. Jahrhundert stärker betonen. »Die Preußen« des Herzogtums im XVI. Jahrhundert waren natürlich auch in hohem Maße deutsch und lutheranisch. Die sozialen Bestrebungen der adeligen Schicht, besonders den Bauern gegenüber, waren ähnlich wie in anderen deutschen Staaten (einschließlich Brandenburg). Aber auch in Polen mußten die scholengebundenen Bauern Fronarbeit leisten. Doch die politische Mentalität und Kultur dieser Preußen waren bedeutend anders als in der folgenden Periode: es fehlte ihnen die Wertschätzung und Akzeptierung des Militärabsolutismus und der Kultus der Obrigkeit. Bei der Anerkennung der Herrschaft der ansbachischen Zollern, überwog dagegen ein tief eingprägtes ständisches Denken und Streben zur Mitregierung, auch unter dem Einfluß der polnischen Adelsrepublik, die, wie gesagt, als Garant dieser Position der ostpreußischen Stände galt. Dies waren Merkmale, die erst seit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bei der preußischen Oberschicht im Herzogtum durch die brandenburgischen Kurfürsten und ihre Bürokratie, teilweise mit Gewalt weggeschafft wurden. Der standardisierte Typus eines untertänigen und militanten Preußen wurde also in Brandenburg geschaffen und von Spree und Havel an die Pregel verpflanzt. An diesen wichtigen Unterschied müssen wir immer denken, wenn wir die Folgen der Säkularisierung Preußens und die Entwicklung der preußischen, modernen Gesellschaft analysieren wollen. »Ein Preuße« muß nämlich immer in seinem zeitgenössischen, territorialen und geistigen Kontext und Komplex begriffen werden, damit man grobe Verallgemeinerungen und Anachronismen vermeidet; wobei man auch »die Polnisch-Preußen«-treuen Untertanen der polnischen Monarchie in Königlich Preußen an der unteren Weichsel bis Ende des XVIII. Jahrhunderts nicht vergessen darf.

Anmerkungen

- 1 Vgl. vor allem Wladislaw Pocięcha, *Geneza hoklu pruskiego 1467-1525*, [Genesis der preußischen Huldigung 1467-1525], Gdynia 1937; Z. Wojciechowski, *Zygmunt Stary*, Warszawa 1946, S. 164ff.
- 2 Hartmut Boockmann, *Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte*, München 1981, S. 210, welcher eine berechtigte Kritik über die Anschauung der Historiker aus dem preußisch-kleindeutschen Kreise übt.
- 3 Marian Biskup, *Das Ende des Deutschordensstaates Preußen im Jahre 1525*, in: *Die geistlichen Ritterorden Europas*, Sigmaringen 1980, S. 403 f, mit weiteren Nachweisen.
- 4 Walther Hubatsch, *Albrecht von Brandenburg-Ansbach. Deutschordens-Hochmeister und Herzog in Preußen 1490-1568*, Heidelberg 1960, S. 30f.
- 5 E. Wilke, *Die Ursachen der preußischen Bauern- und Bürgerunruhen 1525 mit Studien zur ostpreußischen Agrargeschichte*, *Altpreußische Forschungen*, Bd. 7, 1930, S. 48f1.; K. Forstreuter, *Vom Ordensstaat zum Fürstentum*, Kitzingen/Main 1951; L. Dralle, *Der Staat des Deutschen Ordens in Preußen nach dem 2. Thorner Frieden*, Wiesbaden 1975.
- 6 Kurt Forstreuter, *Die Memel als Handelsstraße Preußens nach Osten*, Königsberg 1931, S. 38ff.; F. Gause, *Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen*, Bd. 1, Köln-Graz 1965, S. 130ff.
- 7 Helmut Freiwald, *Markgraf Albrecht von Ansbach-Kulmbach und seine landständische Politik*, Kulmbach 1961, S. 59f.
- 8 Hanns Hubert Hofmann, *Der Staat des Deutschmeisters*, München 1964, S. 122ff.
- 9 Geheimes Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, Ordensfoliant 35, K. 106-110a; Landesarchiv, Dresden, Geh. Archiv, 9943, K. 12-27.
- 10 *Acta Tomiciana*, Bd. 2, Poznann 1852, S. 186-187.
- 11 Marian Biskup, *Polska a Zakon Krzyziacki w Prusach w poczatkach XVI wieku / U iródel sekularyzacji Prus Zakonnych / [Polen und der Deutschordensstaat in Preußen am Anfang des XVI. Jahrhunderts / Zu den Quellen der Säkularisierung von Ordenspreußen]*, im Druck.
- 12 Andrzej Wojtkowski, *Hold pruski wedlug relacji Maurycego Ferbera, biskupa warmiliskiego / Die preußische Huldigung nach der Relation Mauritius Ferber, Bischofs von Ermland*, *Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu*, Bd. 13, 1947, S. 97.
- 13 Walther Hubatsch, o.c., S. 134.
- 14 Hartmut Boockmann, o.c., S. 220.
- 15 Walther Hubatsch, o.c., S. 135.

- 16 A. Vetulani, Prawny stosunek Prus Książeczych do Polski 1466-1657 / [Das rechtliche Verhältnis des Herzogtums Preußen zu Polen 1466 bis 1657], Czasopismo Prawno-Historyczne, Bd. 6, 1954, S. 7ff.
- 17 Erich Joachim, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg, Bd. 1, Leipzig 1892, S. 194.
- 18 Marian Biskup, Polska a Zakon Krzyżacki, im Druck.
- 19 Geheimes Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, OBA, Nr. 23700 -15 V 1520 - der Hochmeister Albrecht an den Kurfürsten Joachim von Brandenburg.

James S. Coleman

Expansion and Contraction of Trust in Social Systems

To fix ideas at the outset, I will present a graph showing a period of contraction of trust in the United States - a period covering roughly the decade from 1966 to 1976. The graph covers a series of responses to a question asked, over a period of 14 years, of representative samples of the adult American population. The question that was asked was this (with minor variations):

As far as people running (major companies), would you say you have a great deal of confidence in them, some confidence, or only a little confidence?

Figure 1 shows what proportion of persons responded »a great deal of confidence« not only for »people running major companies«, but for people running each of the following other eight institutions:

Medicine

Military

Press

Organized religion

Congress

Executive Branch (of the U.S. Government)

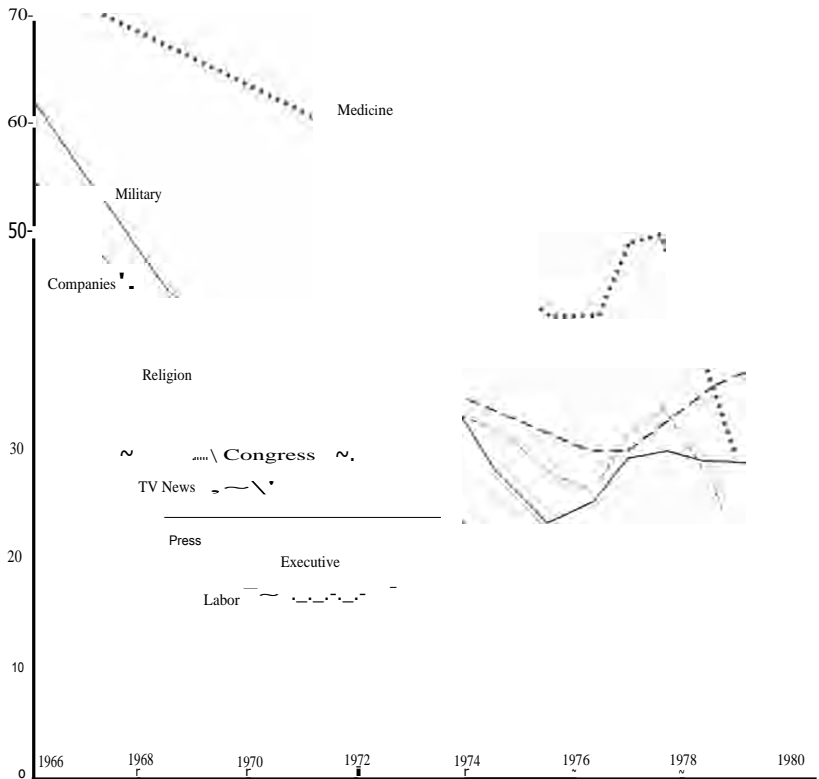
TV News

Labor

The graph shows that confidence in only one of these nine institutions has increased over this period (TV news) one has remained approximately stable despite ups and downs (the Press), and all the others have declined. The declines for most institutions were most dramatic between 1966 and 1971, but they continued until about 1976, and they were most dramatic for certain institutions: major companies, the military, Congress. One of the institutional areas, medicine, declined less precipitously, over a longer period of time, than did the other six which declined.

With this as a starting point, we can ask two major questions, and a set of subsidiary ones.

Figure 1



First, why the decline? What caused it? The second question is necessary to give the first relevance: What are the consequences? Does it make any difference that there has been a general decline in trust of American institutions by Americans, or is it merely a curiosity? Do expansions or contractions of trust make any difference to the way a social system functions?

This example shows the general topic I want to address. To do so in a way that is useful for more general understanding, however, I will provide a foundation by first an analysis of just what it means to place trust, and second an examination of very simple systems of trust involving not two parties but three.

What is the placement or withdrawal of trust?

I will first present three examples, all of which, I think you will recognize, involve the placement of trust. The first example is taken from a book titled *The Merchant Bankers*, by Joseph Wechsberg. The scene is a Friday afternoon in the City of London - the financial center where merchant bankers still ply their trade. It is the office of the manager of the Norwegian department of the merchant bankers, Hambros.

Suddenly the phone rang: the operator told the Norwegian manager it was an urgent, personal call from a big city in Norway. A prominent ship-owner was on the line. He needed help, at once. To be exact, he needed two hundred thousand pounds within the next half hour.

He told the manager that one of his ships had undergone repairs at a big Amsterdam shipyard. A few minutes ago he'd had a call from his captain. The Amsterdam yard would not release the ship unless a cash payment was made of £ 200,000. Otherwise the ship would be tied up for the weekend, and the owner would lose at least twenty thousand pounds - the cost of two days of charter and expenses for the crew of twenty-two. Not to mention the loss of profit.

The Hambros man looked at the clock and said, »It's getting late but I'll see whether I can catch anyone at the bank in Amsterdam... Stay at the phone.«

Over a second phone he dictated to a secretary in the bank a telex message to the Amsterdam bank: »PLEASE PAY £ 200,000 TELEPHONICALLY TO (NAME) SHIPYARD ON UNDERSTANDING THAT (NAME OF SHIP) WILL BE RELEASED AT ONCE:« This done, he put down the second receiver and told the Norwegian on the long-distance phone to have a little patience.

Within three minutes the second phone rang. Somebody in the bank in Amsterdam confirmed that they had already telephoned to the shipyard that £ 200,000 was at their disposal. The Hambros man said »Thanks,« put down the receiver and told the Norwegian over the other phone that payment of £ 200,000 had been arranged in Amsterdam, and that the yard would release his ship any minute.

»Call up your captain and give him your sailing orders,« said the Norwegian manager. He listened with a smile. »Glad we could help you... Oh, no bother at all.«

This case clearly involves trust. The manager of the Norwegian department at Hambros placed trust in the Norwegian shipowner

who telephoned him - trust to the extent of £ 200,000 of Hambros money. There was no contract signed, no paper involved in the transaction, nothing more substantial than the shipowner's intention to repay the credit, and the Hambros man's belief in both the shipowner's honesty and his ability to repay the credit.

Similarly, the bank in Amsterdam trusted Hambros to the extent of £ 200,000, again merely on the basis of a verbal request over the telephone. They committed £ 200,000 of their money on the assumption that Hambros would repay the £ 200,000 with interest, if the shipowner defaulted.

A second example requires a shift from shipowners and merchant bankers to farmers. It happened this way:

A farmer was baling hay, and he had broken a needle in his hay baler. The weather looked unpromising, with rain likely. He did not know what to do. He had just bought the farm, this was his first crop of hay, necessary to winter his cattle, and now it appeared that this field of hay would be ruined.

A neighbor who was helping him proposed a solution. »I'll go down and ask -, who has a baler and could bale the field for you.«

The farmer wondered at this, assumed it would cost him something in hay or money, but anxious to save his hay, readily assented. The neighbour did as he had proposed, and a little while later the second farmer arrived with tractor and baler. He proceeded to bale the hay, and all the hay was in the barn when the rain finally came late that day.

The first farmer, who had not even known the farmer who baled his hay, was still puzzled, and asked of his neighbor what was due the second farmer for baling the hay in this emergency. The neighbor replied, »Oh, all he wants is the gasoline it took to bale the hay.«

For this case, there seems to have been a placement of trust in the first farmer by the second: trust that, in a situation of need or time of trouble, when he would call on the first, the first would provide help, as he had in this case. Although he did not know the first farmer, he did know the neighbor, and he knew the farm which the first farmer had just purchased.

A third example involves a high school girl. She did not go out very much although she was pretty. She was not one of the popular girls in school, probably she was an immigrant. There was one boy, however, whom she did not know well, but who seemed interested in her. One afternoon he asked if he could walk her home. Pleased because of the attention, she said yes. As they walked and talked, they came to a

woods. He suggested they take a short cut through the woods to her house, and she assented. Suddenly he said he wanted to make love to her. Startled, she said no and began to run. He chased her and caught her. As she fell, a rock cut her foot, which began to bleed slightly. She began to cry; the boy roughly pulled her clothes off, sexually assaulted her, and then ran off

When she could bring herself to do so, she got up, found her clothes and put them on, then limped home. Her mother asked her, when she saw her, what was wrong, but the girl, shocked and embarrassed and ashamed, made no reply and went to her room. Later she told the story for the first time to a man whom she had come to trust, who asked about the scar on her foot.

This is a special case of a classic circumstance involving trust. A girl, or a woman, ordinarily physically less strong than a boy or a man who has an interest in her (or she in him), must decide whether to trust him, in effect giving him the opportunity to gain control over her body, through seductive or violent means. Sometimes, as in this episode, trust is misplaced.

We might say that nothing is sociologically problematic about this case, because it illustrates a classic and well-known pattern of interaction. We might, however, ask several things: Why did the girl agree to let the boy walk her home, and agree to walk through the woods with him, when she hardly knew him? Why did he choose her, rather than another girl? We cannot, of course, know the answers to these questions, but we can speculate, as I will do later.

The first point to note in each of these examples is that the placement of trust - whether by the Hambros banker, by the neighboring farmer, or by the high school girl - was not merely an intangible expression of confidence. It was an action with consequences.

The second point to note is that the action of placing trust in each of these three cases involved the trustor's voluntarily placing resources at the disposal of another party, whom we can call the trustee. The Hambros banker gave control over £ 200,000 to a Norwegian ship-owner; the neighboring farmer gave over control of his time and equipment to the farmer in need; and the high school girl gave to the high school boy control over the route by which they walked home.

The third point is that in each case, the placement of trust allowed an action on the part of the trustee that would not have been possible

otherwise: for the shipowner, getting his ship operating; for the first farmer, getting his hay baled and in the barn; and for the boy, intimacy with the girl. Placement of trust involved putting resources in the hand of parties who could use them to their own benefit.

Finally, the fourth point is that if the trustee is trustworthy, the person who places trust is *better* off than if trust had not been placed, while if the trustee is not trustworthy, the trustor is *worse* off than if trust had not been placed. Hambros stands to make a profit, in terms of interest on future transactions with the shipowner (but also stands to lose £ 200,000); the neighboring farmer stands to gain the help of the first farmer when he needs it in the future (but also to lose a day of valuable time); the high school girl, lonely in her school, stands to gain the attentions of a boyfriend (but also stands the chance of sexual assault).

All these points are rather elementary, but important. The first indicates that trust can indeed be important to the functioning of a social system; the second indicates that unlike those »social exchanges« which require the voluntary action of two parties, placement of trust may be a voluntary action of one party alone, the trustor; and the third and fourth points indicate that the decision of the trustor fits the paradigm that decision theorists call decision under uncertainty or decision under risk.

A further analysis of these examples, and of many other cases of the decision to place trust, shows that the elements confronting the potential trustor are nothing more nor less than the considerations a rational actor will use in deciding whether to place a bet. He knows how much he may lose (the size of the bet), how much he may gain (the amount to be won), and the chance of winning. These and only these are the relevant elements. If he has no aversion to or preference for risk, it is a simple matter for him to decide whether to place the bet. It can be expressed in this way: If the *chance* of his winning, relative to the *chance* of his losing, is greater than the *amount* he would lose (if he loses) relative to the *amount* he would win (if he wins), then by placing the bet he has an expected gain; and if he is rational, he should place it. The chart shows these three elements, and the way they combine to lead the bettor to place a bet, or the potential trustor to place trust.

In different circumstances, these three quantities are known to differing extents. Often the amount to be lost is well known (in the shipowner example, £200,000; in the farmer example, an after-

Figure 2

P = chance of receiving gain (the probability that the trustee is trustworthy)

L = potential loss if trustee is untrustworthy

G = potential gain if trustee is trustworthy

DECISION:	Yes if	$\frac{P}{I-P}$	is greater than	$\frac{L}{G}$
	Indifferent if	$\frac{P}{II-P}$	equals	$\frac{L}{G}$
	No if	$\frac{P}{I-P}$	is less than	$\frac{L}{G}$

noon's time and effort (though there was also the possibility of damage to his equipment, a possibility he minimized by operating it himself)). In some cases, it is not well known: In the case of the high school girl, the loss was not clear: She did not know what the physical experience nor what the psychological after-effects would be.

The potential benefits or gains by placing trust are also sometimes well known. In many cases, however, the amount to be gained is less well known than the amount to be lost: In the shipowner case, the Hambros Norway department manager knew precisely the potential loss to Hambros; potential gain was future business from the shipowner, which was less precisely calculable. In the case of the second farmer, the future service that he might ask from the first farmer was quite vague, compared to the definiteness of what he was giving up.

Often, the least well known of the three quantities necessary for making a decision of whether to place trust is the probability that the trustee will keep the trust. Among merchant bankers like Hambros, the probability of repayment is the major unknown, as it is in the case of banks generally. Wechsberg quotes the Hambros department manager, in explaining his quick decision to lend £ 200,000 to the shipowner. »We translate his request into what it means to us here. A simple mathematical equation with one unknown quantity: Will it work out? The banker's usual gamble. I make my decision and tell him either that we will do it or we won't.« This explains the central importance of information to an investment bank. And, »A merchant banker lives on his information and I try to get all the available infor-

mation in my territory.« This statement suggests what is a major role of information in trust: Information is sought by the trustor to change the estimate of the probability of gain rather than loss - that is, to move the estimate of that probability as far as possible above or below the critical point at which the decision could go either way - the point at which the trustor would be indifferent about making a positive decision and a negative one. In this way, the trustor can gain certainty that the decision is the correct one.

Information may of course also be important in determining the potential loss or the potential gain. Whichever of the three critical elements for the placement of trust is uncertain, whether the probability, the potential loss, or the potential gain, the trustor is motivated to seek out information, in order to make a correct decision.

As this analysis indicates, the information available to the potential trustor is of critical importance in the decision to place trust. It is this point which I want to return to shortly.

Intermediaries in trust

First, however, it is necessary to make a brief excursion into the role of intermediaries in trust - third parties which may make an important difference in the potential trustor's decision to place trust. In two of the illustrations presented earlier, that of the shipowner and that of the farmer, the single transaction involved a chain of trust. In the shipowner case, the chain could be described as consisting of either two links or three. If two, the chain was: The shipowner is trusted by Hambros which in turn is trusted by the Amsterdam bank. If three, the chain was: The shipowner is trusted by the Hambros manager, who is trusted by the Hambros Directors, who are trusted by the Amsterdam bank. In the farmer case, there were two links. The first farmer is trusted by the neighbor, who is trusted by the second farmer.

In both cases, an activity was facilitated that would otherwise not have been carried out. The final trustor (the Amsterdam bank, the second farmer) would not directly have trusted the final trustee (the shipowner, the first farmer) without the intermediary. The final trustor was quite willing, on the other hand, to trust the intermediary. The intermediary, first of all, had greater information about the final trustee than did the final trustor, and second, was someone in whom the final trustor had confidence. What the intermediary did was to

provide a kind of guarantee which facilitated a flow of resources from final trustor to final trustee.

If an actor, for example, a merchant bank or an influential in a local community, is to specialize in acting as an intermediary in trust, for a wide range of potential trustors and a wide range of potential trustees, then two requirements are necessary: 1) This actor must have a great deal of information about potential trustees, which allows assessment of their trustworthiness in particular activities; and 2) This actor must have a very high degree of perceived trustworthiness in the eyes of the potential trustors.

It is useful here to distinguish three different intermediary functions in trust, all of which can be exemplified in merchant banking, and all of which can be found in wholly non-economic activities in political and social systems. They can be described as an *advisory* function, a *guarantor* function, and an *entrepreneurial* function. The neighbor's role as intermediary in the case of the farmer was as advisor to the trustor, the farmer who placed confidence in this neighbor's judgement. Among merchant bankers, some specialize in this role - such as S.M. Warburg, another merchant banker described by Wechsberg in the book referred to earlier. This intermediary function is also often found in politics. In Washington, for example, there are a number of individuals who act as a certain kind of lobbyist. They introduce interested parties (the potential trustees) to public officials (the potential trustors). The potential trustors (Congressmen, executive agency officials) invest time and attention in the interested parties, trusting the lobbyist's judgment that they stand to benefit from doing so; and sometimes also come to place trust in the interested party, based in part on their trust of the lobbyist's judgment. The guarantor function is exemplified by the shipowner example, for Hambros incurred an obligation to the Amsterdam bank for the £ 200,000. An important difference in these two functions is that the advisor's only stock in trade is the credibility of his advice, and if his advice proves incorrect, his loss is in the trustworthiness of his judgment in the eyes of those he has advised. The guarantor, in contrast, experiences a direct loss of resources.

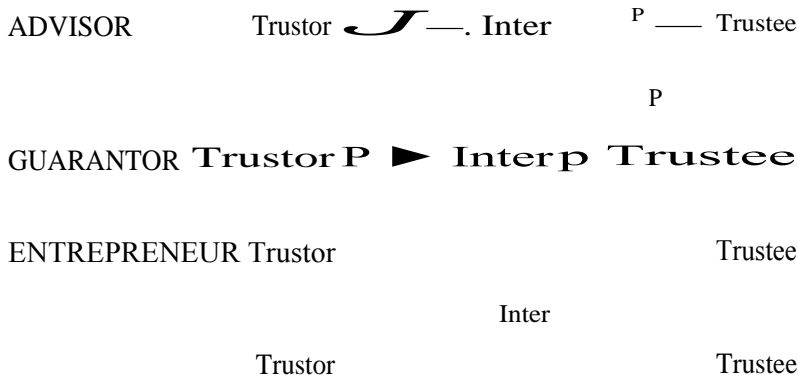
The entrepreneur function is one in which the intermediary induces the trust of several trustors, and combines these resources, ordinarily placing them in the hands of one or more other actors who are expected to bring gains to the original investors. Some investment

bankers in New York have come to act primarily in this capacity - Lehman Brothers being perhaps the best example.

The entrepreneurial intermediary is also often found in political systems. In legislatures which, like the American Congress, have little party discipline, certain legislators come to be skilled specialists as entrepreneurial intermediaries in trust. Sam Rayburn, as Speaker of the House, and Lyndon Johnson, as Majority Leader in the Senate, were persons whose integrity in adhering to political promises was great, and persons whose positions made them natural centers of communication. As political entrepreneurs, they could call on a large number of congressmen to provide votes either for a legislative proposal initiated by the executive branch or for a specialized bill in which only a small minority of congressmen were interested. Successful passage of either sort of bill would bring obligations from either the executive branch or those congressmen who were interested in the bill's passage. If such a political intermediary is skilful, lesser credit will have been extended to the trustors who have given him control over their votes on this issue than obligations will have been gained from the trustee to whom he delivered the votes.

The kind and amount of trust placed in each of these three kinds of intermediaries differs. For the advisory intermediary, the trustor trusts his *judgment*, leading him to place trust in the ability and integrity of the trustee, as can be seen in the chart. I have labelled »J« trust in the intermediary's judgment, and »C + I« trust in the capa-

Figure 3



bility and integrity of the final trustee, to distinguish these two kinds of trust. For the advisory intermediary, the trustor places trust in the capability and integrity of the intermediary, as the intermediary does in the trustee. Finally, for the entrepreneurial intermediary, several trustors, sometimes with different kinds of resources, must place trust; and part of the »capabilities« of the entrepreneur may consist in the proper deployment of resources among final trustees who jointly produce the benefits of the activity. One may recognize in this last function the role of the economic entrepreneur who constructs an organization to produce a product, with the employees as the »final trustees« shown in the diagram.

With all this as a general analytical introduction to trust in general, I will now turn to the central point of the paper, that is expansion and contraction of trust.

Expansion and contraction

One example of contraction of trust is shown by the graph of Figure 1, with the general decline of confidence in most of the institutions. I will briefly list some other examples.

1. In and around Nürnberg, there are today something like 100 artisans making musical instruments. All, or nearly all, have decided after painful experiences on the part of many, not to hire and train young apprentices, but to let their crafts die with them. They have come not to trust youth, *as a class*, to accept the necessary authority over the long and tedious period necessary to learn the exacting skills of the instrument-maker. As a consequence, they elect not to hire young persons to teach them their craft.
2. Over a period of years, the population of Poland has withdrawn trust from its leadership, periodically refusing to accept price increases, wages and working conditions, leading finally to the strikes that began in Gdansk in August 1980 and which spread throughout the country.
3. In the 1960s a phrase became popular among American youth: »Don't trust anyone over 30«. This was associated with the extensive withdrawal of trust from the dominant adult culture.
4. In England in 1720, what appeared to be a kind of madness had taken over a part of the population: Stock speculation in the South Sea company, which had been formed to engage in trade in the South

Seas, and in particular with the Spanish colonies of Chile, Mexico, and Peru (Mackay, 1932 (1852)). A host of minor stock companies had arisen as well. Slowly trust in the company's directors and in the ability of the company to succeed was withdrawn, and the bubble of speculation collapsed, despite extensive moves by the Bank of England and the British government to prevent the collapse.

Now let me turn to some examples of expansion of trust.

1. In 1095 and 1096 a man known as Peter the Hermit went throughout Europe, after first convincing Pope Urban II of his mission, preaching for a recapture of the holy city of Jerusalem from the Turkish infidels (Mackay 1932 (1852)). He gathered several hundred thousand men, women and children who followed him down through Hungary to Constantinople, and toward Jerusalem. Nearly all of them perished in battles along the way; but this was the beginning of the first crusade.

2. In the 1660s, a Jew named Sabbatai Sevi from Smyrna began to proclaim himself as the messiah (Scholem, 1973). Soon a large number of Jews in Europe began to believe in him, and became his followers. This extensive expansion of trust in Sabbatai Sevi as the messiah was brought to a halt and collapsed when he was converted to Islam after having been held by the Turks.

3. In 1717, about the same time that the South Sea bubble grew and collapsed in England, an Englishman named John Law got the Regent to charter in France the Mississippi Company for exploitation of the Mississippi Territory (Mackay 1932 (1852)). There was an extraordinary growth of stock speculation, with around 500 stock-jobbers setting up stalls in the gardens of the Hôtel de Soissons in Paris, and all of Paris society entrusting their fortunes to John Law and his Mississippi scheme. The trust placed in him was so great that according to one report, he became the most influential person in France.

4. In the 1970s, in the United States and Europe, there began an extensive expansion of some religious groups and cults which gained new members among the young. Hare Krishna was one, the sect of Rev. Moon another, Zen Buddhism another; once-secular young Jews grew peyus and entered Yeshivas in Israel; and there were some localized cults, such as that of the Reverend Jim Jones, who established Jonestown.

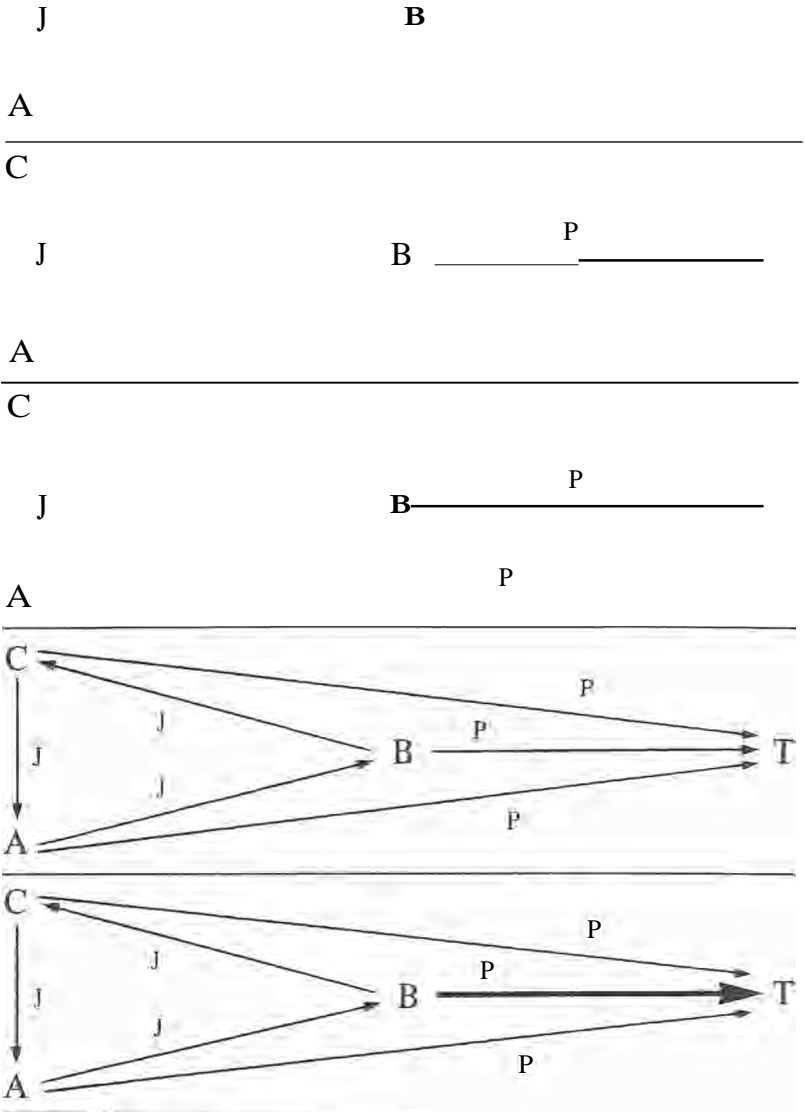
Finally I will give a homely example of periodic expansion and con-

traction of trust in a small social system, that of the graduate department of sociology at Columbia University in the early 1950s. There was a peculiar phenomenon in faculty members' evaluations of graduate students: For a time, a given graduate student's reputation would rise rapidly among the faculty, in a fashion that appeared mysterious to the rest of the graduate students. Then, equally mysteriously and even more rapidly, one day that reputation would plummet, with all faculty members losing confidence in the student's abilities.

To begin to account for these expansions and contractions of trust, I want to return to a form of intermediary in trust placement. The process I described as an advisory intermediary function seems operative in many of these cases on a widespread basis: A trusts the judgment of B, B trusts the performance capability of T, the final trustee, and this leads to A's trust of T's performance capabilities. What makes the process one with positive feedback is that it does not stop there: C trusts the judgment of A, and thus comes to trust the performance capability of T; and then in turn B trusts the judgment of C, and seeing his trust in T, increases his own. The process is shown in Figure 4. If the process were undisturbed, it would lead all to place total trust in T. And in a few cases this extreme is reached. Perhaps the most extreme in recent times is the case of Jonestown, and complete trust in Jim Jones, which led the whole community to mass suicide. There are often attempts to keep this process of reinforcement from being disturbed. In religious, political or communal movements there will be an attempt to cut the members off from all »distracting,« »faith-destroying,« »worldly« influences, segregating them physically into a community or a cloister.

This suggests that the structure of communication that confronts potential trustors may be important in the expansion and contraction of trust. The components of this structure can be exemplified by the mysterious pattern of rise and fall of reputations at Columbia in graduate school. In that department, communication between faculty and students was minimal; but there was extensive communication among faculty about students, whom they had to evaluate for fellowship and job recommendations, for student aid, and other purposes. Thus in the absence of direct contact with the students, each placed a high degree of trust in the judgment of each other. Faculty member B would base his evaluation of student S's capability on A's judgment; then C would use B's judgment in making his own

Figure 4



evaluation; and A, finding that C's apparently independent evaluation was positive as was his own, would place even more trust in the student's abilities. The process would operate in reverse when the student's actual performance finally came to the attention of a faculty member, who found it not up to the level of the trust that had been placed. This bit of negative information reverberated in the system to bring about near-simultaneous loss of trust in that student.

This example illustrates the three essentially different sources of information that affect the rise and fall in the placement of trust in a single trustee.

- a) From others with a similar position and similar interests in placement of trust (e.g., other faculty members at Columbia; other members of the commune; other members of the political movement);
- b) From others with a different position and without those interests (e.g., other graduate students at Columbia; the persons seen as »worldly« or »heretical« persons by a movement); and
- c) From the trustee's performance itself (e.g., the graduate being evaluated; the charismatic leader)

Information from each of these three sources will characteristically differ. Information from source (a) will often lead to the *same* decision about placement of trust as that of persons whose judgment was trusted. Information from source (b) will often provide more independent evidence for the decision; and information from source (c) using no intermediary at all, will be most likely to lead to a correct assessment.

It appears that the extent of expansions and contractions of trust - that is, extremity of fluctuation - depends very much on the mix of these three sources of information. First, social systems with a high degree of internal communication, providing information from source (a) (that is, others with similar interests in placement of trust) are those in which trust in the judgment of others will lead to widespread near-simultaneous placement of trust, that is, rapid expansion. Second it appears to be communication structures of this sort, punctuated infrequently by information from source (c) (that is, the trustee's performance) that lead to the most rapid contraction of trust. For example, in the South Sea Bubble of England, and the Mississippi Scheme of France, communication was intense among persons wanting to make money with money; and contraction followed when bits

of news about the company's failures entered this system of amplification.

There appear to be short-term changes in structures of communication responsible for some of the differences in expansion and contraction of trust. Among these is the change in structure of communication between generations that occurred in the 1960s and 1970s. Because of the great postwar baby boom, the ratio of children to adults increased, and thus the average young person had an increased proportion of communications with those of the same age. In addition, television, movies, and commercial popular music meant that communication from adults was less often from parents, neighbors and kin, and more often from commercial interests aiming at an audience of youth. This change in mix of communication sources appears in part to be responsible both for the withdrawal of trust from adults (Don't trust anyone over 30) and for the extensive placement of trust in spontaneously-emergent leaders of their own: political, such as Abby Hoffman in the U.S. or Rudi Dutschke in Europe; musical, such as the Beatles, and dress, such as Mary Quant and Twiggy.

There seem also to be long-term changes in communication structure, due to the rise of mass communications. The fads, mass delusions, and extraordinary expansions of trust placed in persons and in corporate bodies seems to have been much greater before the middle or late 19th Century than since. Accounts of the spread of information and misinformation in speculations such as the South Sea Bubble, and the mass delusion they led to suggest that person-to-person communication, unchecked by independent sources, allowed rapid increase both in the certainty of gain and to mass illusions about the size of the gain. There have been such mass delusions in the 20th Century, but most appear to have been confined within small closed communities like Jonestown, or the community of stockbrokers penned up together in the stock exchange.

If the advent of the mass media has meant a reduction in the massive expansion of trust based on mutual delusion, there appears to be a second much more recent change in mass media leading toward the contraction of trust. To gain a sense of this change, it is useful to return to the first illustration I presented, showing a rapid decline in public confidence in a large number of institutions in the United States in the period 1966-1976 (excluding the media of communication - in Figure 1, T.V. news and the press). A person's information about all

these institutions, with the exception of religion, comes in part from (a), other potential trustors (i. e., other members of the public), in part from (b), that is, other persons with differing interests, and periodically information from (c) the performance of the trustees, the leaders. If that performance showed a declining rate of success during this period, it could account for the widespread withdrawal of trust by the public.

But does this fully account for the general withdrawal of trust? There was of course lack of success of the U.S. government in conduct of the Vietnam war. But this cannot be fully responsible, because the decline continued until 1976. The growth in confidence in television news, and the stability in confidence of the press suggests that the decline may be due to the increasing power of the media - particularly television - as communication from source (b), and also as the interpreter of information from source (c), that is, the trustee's performance.

Increasingly, it appears, the mass media constitute the intermediary in whose judgment persons place trust. Along with this growth in the media as an intermediary whose judgment is to be trusted, has come an aggressive independence on the part of media where it is not state-controlled. This has been sometimes termed »investigative journalism«. Investigative journalism expands its audience most when it exposes defects in the trusted elites; therefore, it is likely to give selective attention to those defects, leading to withdrawal of trust.

Consequences of expansion and contraction

To give an idea of the consequences of withdrawal of trust, I will begin by listing a few of the ways in which the actions of political elites have been constrained by withdrawal of trust - without of course attempting to answer the question of whether that withdrawal is in fact correct, that is in the interests of the public which had placed trust and then withdrew it.

1. Before 1965, political analysts in the United States said of presidential elections that the most consistent regularity was the benefit that incumbency brought for reelection. Since that time, incumbency appears to be a candidate's greatest handicap. Since 1965, every

incumbent president in the United States has been either forced out of office or defeated for reelection:

- a) In 1968, Lyndon B. Johnson was forced out of candidacy for reelection because of opposition to his Vietnam policies.
 - b) In 1972, Richard Nixon was reelected but was shortly thereafter forced to resign because of Watergate.
 - c) In 1976, Gerald Ford was defeated by a political unknown, Jimmy Carter.
 - d) In 1980, Jimmy Carter was defeated for reelection by Ronald Reagan.
 - e) In April 1982, Ronald Reagan showed the lowest popularity at this point in his term of any president since Harry Truman.
2. If elections were held today in France and Britain, polls show that Mitterand and Thatcher would be defeated, despite very different political policies.
 3. Nuclear energy, which was being steadily implemented in the U.S. and Europe, has ground to a halt because of loss of confidence by some persons in the risk assessments carried out by scientists for political elites.
 4. The reduction of trust in political elites' judgment about armaments in Western Europe and the U.S. has greatly constrained their actions vis-a-vis the Soviet Union.
 5. A general withdrawal of political trust on several of these issues has led to erosion of the base of support for the Social Democratic Party in Germany.
 6. Finally, the withdrawal of trust of the musical instrument artisans of Nürnberg in the younger generation has led to a reduction in opportunities for work of just the sort that some see as most desirable.

All these examples illustrate the general point: simultaneous withdrawal of trust by many persons at once - a contraction of trust - sharply reduces the potential for action of those who had been trusted. But there is an additional point: In many circumstances, the very resources the trustee needs to perform successfully are those received from the trustor: the freedom of action of a political leader without being called to account; the business entrepreneur's ability to produce, based on financial resources from the investors, the trustors; the ability of a bank to function, based on the money its depositors provide; and so on.

One can immediately see that this can lead to instability: either

placement of trust provides the power that leads to success and thus generates further placement of trust (which helps lead to further success); or withdrawal of trust by the trustor reduces the resources necessary for success. A probable case in point is the trust of American citizens in their government's conduct of the Vietnam war. Initially low levels of trust placement led to less freedom of action of the government in pursuit of the war than would have been the case in the presence of a high degree of trust. The ineffective pursuit of the war in turn even further reduced the levels of trust placed in the government, which led to even lesser power to achieve success - and so on.

There is also an effect of withdrawal of trust on the trustor, for it eliminates the potential gains that he had expected to receive through placement of trust. The consequence seems to be whatever the arena of life where trust was withdrawn, there is a replacement of trust elsewhere. I will indicate a few cases from earlier examples:

1. In Poland, the extraordinarily rapid growth in Solidarity membership, and in trust Lech Walesa, followed a long period of withdrawal of trust from the party and the government.
2. The withdrawal of trust in American institutions shown in Figure 1 has been accompanied not by expansion of trust in a single other person or elite, but by a diverse array of replacement elsewhere, such as the religious sects or communes mentioned earlier.
3. The withdrawal of trust across generations, that is, in »anyone over 30« was followed by extensive placement of trust by youth in elites in their own generation.
4. There seems to be rather extensive evidence that the rise of a charismatic leader (Sabbatai Sevi, Peter the Hermit, Adolf Hitler) occurs at a period when trust or legitimacy has been extensively withdrawn from existing social institutions. A potential leader with some attributes of widespread appeal is eagerly sought out by a population that no longer experiences the gains arising from institutions vested with the power to act, and functioning properly (See Zablocki, 1980, for examples of this in communes.)

A question that to me remains open is whether the most recent and continuing changes in structures of communication that lead to withdrawal of trust from social institutions, and the consequent reduced capacity of elites to act successfully, is sufficiently great to lead to cycles of expansion and contraction of trust in a sequence of charismatic saviors. If that is coming to be the case, we can expect a period of

great turmoil - not because the communication structure facilitates overexpansion of trust, but because it leads to excessive contraction of trust.

I have proceeded some distance from the original examples of a merchant bank and a shipowner, two farmers and a neighbor, and a high school girl and boy. In those examples, I wanted to show that what appear to be very different phenomena can be described in much the same terms. But when we go beyond that, and examine this phenomenon of trust as it is simultaneously placed in, or simultaneously withdrawn from the same trustee, it becomes apparent that we arrive at matters that are central to the functioning of societies. As yet, we know too little about these aspects of social dynamics; but the prospects for learning more about them appear rather bright.

References

Charles Mackay, *Extraordinary Popular Delusions and the Madness of Crowds*, New York: Farrar, Strauss, and Cudahy, 1932 (first published 1852).
Gershom Scholem, *Sabbatai Sevi, the Mystical Messiah* Princeton, N.J.: Princeton University Press, 1973.

Joseph Wechsberg, *The Merchant Bankers*, Boston, Little Brown

Benjamin Zablocki, *Alienation and Charisma*, New York: The Free Press, 1980

Yehezkel Dror
Zur Verbesserung
von Regierungskapazitäten

Methodologische Einführung

Dieser Aufsatz behandelt einige Themen aus einer größeren Arbeit, der ich einen drei Jahre währenden Forschungsurlaub widme: 'Der Untersuchung von Regierungskapazitäten', von Grenzen von Regierungskapazitäten und von Möglichkeiten, Regierungskapazitäten zu verbessern. Ich verwende hauptsächlich die folgenden Methodologien:

1. Historische Untersuchungen (Entwicklungen von Regierungen, sowie deren Probleme, Transformationen und Untergang)
2. Komparative Erforschung von jetzigen Regierungsproblemen in verschiedenen Staatstypen mit speziellen Untersuchungen von Regierungskrisen und Versuchen, Regierungssysteme zu verbessern und zu verändern.
3. Berücksichtigung von interdisziplinären Arbeiten, die für das Thema der Regierungskapazitäten im weiteren Sinne relevant sind, vor allem Arbeiten aus der vergleichenden Kulturforschung, der Entscheidungspsychologie, der politischen Soziologie und der Organisationslehre, nicht zu vergessen die - wenn auch beschränkte - Aufmerksamkeit die dieses Thema in der modernen politischen Wissenschaft genießt.
4. Teilnehmende Beobachtung in zentralen Entscheidungspositionen und in Beratungsfunktionen für Regierungen. Diese Art der Beobachtung erscheint besonders wichtig, weil sie subjektives Wissen vermittelt, das in der Literatur kaum dargestellt wird.
5. Übergang von Darstellung und Analyse von Regierungssystemen zu präskriptiven Aussagen zur Verbesserung von Regierungskapazitäten ist von dem für diese Forschung gewählten Vorgehen vielleicht eines der charakteristischsten Merkmale. Der Übergang vom Monographischen und Nomographischen zum Präskriptiven wirft sehr komplexe methodologische Probleme auf, insbesonde-

re darf die Rolle von dogmatischen Ideen und Grundannahmen nicht vernachlässigt werden. In Kürze: mein Ausgangspunkt zu diesen Problemen ist der der policy-sciences und policy-analysis, wie ich sie mit anderen bei verschiedenen Gelegenheiten entwickelt habe. Im Rahmen dieses Aufsatzes gehe ich von den Grundnormen der politischen Demokratie aus; meine Arbeit insgesamt zieht allerdings auch andere politische Ideologien in Betracht. Innerhalb der Grundnormen der politischen Demokratie kommt es mir hier auf verschiedene Ausprägungen und Ansichten nicht an, weil sie sich alle durch demselben Regierungssystem zugehörige Kapazitäten realisieren lassen wie sie auch alle von Regierungskapazitäten negativ betroffen sind.

6. Regierungen gehören zu den existentiellen Dimensionen menschlicher Gesellschaften. Deshalb besteht keine Hoffnung, Regierung als Ganzes zu konzeptualisieren, perfekt zu beschreiben oder voll zu verstehen. Auch der beschränktere Gegenstand, Regierungskapazitäten als ein Hauptaspekt des Regierens, ist dicht verwoben mit einer komplexen kulturellen und sozialen Wirklichkeit und deshalb nicht voll erfaßbar. Meine Aufgabe beschränkt sich demnach darauf, einige der Probleme von Regierungskapazitäten in ein etwas anderes Licht zu stellen, als es meist in der Literatur erfolgt. Insbesondere ist meine Analyse verbesserungsorientiert, d. h. von dem Bemühen getragen, letztlich konkrete Vorschläge zur Verbesserung von Regierungskapazitäten zu entwickeln, ein wissenschaftlicher Ansatz, der jede Dichotomie zwischen Theorie und Praxis vermeiden will. Die Wirklichkeit ist nicht nur der Gegenstand der Forschung, sondern zugleich das Objekt, das geändert werden soll, wie auch das Laboratorium, in dem die Einsichten, Modelle und Theorien ihre Bewährung oder Widerlegung erfahren, um so neue Entwicklungen und Untersuchungen zu veranlassen. Eine revidierte Version des klassischen Pragmatismus könnte eine angemessene wissenschaftsphilosophische Tragfläche für diesen Ansatz sein.
7. Dieser Aufsatz kann natürlich nur einige Begriffe, theoretische Ideen und praktische Vorschläge aus der größeren Forschung, die noch in Arbeit ist, darstellen; also einige Leitmotive meiner Arbeit, ausgewählte Beispiele der Begriffe und der Verbesserungsvorschläge, mehr wird hier nicht versucht.

Der Begriff)Regierungskapazitäten<

Der Begriff >Regierungskapazitäten< versucht sich von dem Begriff >Regierbarkeit< abzuheben, ein Begriff, der in den letzten Jahren häufig verwendet worden ist, ja einen vorherrschenden Gegenstand der politischen Wissenschaften und der politischen Debatte kermzeichnet. Diese Aufmerksamkeit entspricht der realen Erfahrung, daß Entwicklungen in der Gesellschaft, in der Politik, in den Weltanschauungen, in den internationalen Beziehungen Situationen entstehen lassen, denen gegenüber man sich hilflos fühlt und von denen man nicht weiß, wie man sie behandeln soll. Fragt man nach den sozialen Ursachen wissenschaftlicher Begriffe ist es deshalb nicht schwierig zu erklären, warum der Begriff >Regierbarkeit< oder, noch häufiger, »Unregierbarkeit«, ziemlich populär wurde.

Diese Plausibilität darfjedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Begriff >Regierbarkeit< eine Verfälschung der Problematik nahelegt. Er deutet an, daß die Ursache der Schwierigkeiten in den Bedingungen und Problemen liegt, vor die die Regierungen gestellt werden, daß die den Regierungen vorgegebenen exogenen sozialen Bedingungen das Regieren beeinträchtigen. Diese Denkweise legt als Lösung nahe, daß die exogenen Bedingungen sich ändern, wieder regierbar gemacht werden müssen. Das ist zwar nicht ganz falsch, aber sicher auch nicht ganz richtig: es stimmt zwar, daß man die augenblicklichen Krisen in Herrschaftssystemen und Regierungsfunktionen als eine erhöhte Spannung, - und vielleicht sogar als eine Schlucht, - zwischen Anforderungen an Regierungen einerseits und deren Kapazität, diesen Anforderungen entgegenzukommen, andererseits, ansehen kann. Nur diese Schlucht hat zwei Seiten: auf der einen Seite die sozialen Bedingungen und auf der anderen Seite Kapazitäten von Regierungen, mit diesen Bedingungen umzugehen. Der Begriff >Regierbarkeit< lenkt die Aufmerksamkeit auf die sozialen Bedingungen. Die andere Seite ist aber nicht weniger wichtig, sondern vielleicht sogar bedeutender. Wenigstens a priori besteht kein Grund, eine Seite herauszustellen und die andere zu vernachlässigen. Hat man die Absicht zu forschen, um Verbesserungsvorschläge machen zu können, ist es im Gegenteil von besonderem Interesse, sich auf die andere Seite zu konzentrieren, weil möglicherweise Regierungskapazitäten weniger unveränderlich sind als soziale Bedingungen, die sich hinter dem Begriff der >Regierbarkeit< verstecken.

Diese Gewichtung des Forschungsinteresses bietet sich auch von einem demokratisch-normativen Standpunkt her an; denn es ist sicher demokratischer, von Regierungen zu verlangen, Kapazitäten zu entwickeln, um schwierigen sozialen Bedingungen gerecht zu werden, anstatt anzudeuten, daß sich die Gesellschaft beschränkten Regierungskapazitäten anzupassen hat.

Deshalb sollte eigentlich der Begriff Regierungskapazität von hohem politologischem und sozialpolitischem Interesse sein. Er steht jedenfalls im Zentrum meines Forschungsvorhabens und dieses Beitrags.

Die Wichtigkeit von Regierungskapazitäten

Wie wichtig Regierungskapazitäten sind, bedarf kaum der Begründung. Da aber einige ziemlich verbreitete Ansichten die Wichtigkeit von Regierungskapazitäten unterschätzen in dem Glauben, daß gewichtige, soziale Probleme ohne sie gehandhabt werden könnten, etwa durch kommunale Aktionen, soziale Märkte, weitgehende Selbsthilfe und dergleichen, mag es nützlich sein herauszustellen, wie notwendig Herrschaft und ihre Konkretisierung in Regierungssystemen zur Bewältigung anstehender Probleme ist.

Ein angemessener Ausdruck, um notwendige und schwierige Herrschaftsfunktionen zusammenzufassen, zu denen Regierungssysteme heute aufgerufen sind, liegt zwischen Sozialarchitektur und Gesellschaftsteuerung. Diese Situation entsteht aus der Ultraveränderung (d. h. Veränderung in den Formen der Veränderung selber) von Grundbedingungen einerseits und einer damit verbundenen, aber auch unabhängigen Überholtheit von früheren Politiken andererseits, die strukturelle Änderungen mehr und mehr notwendig macht. Diese Änderungen werden kaum spontan entstehen; jedenfalls kann man sich nicht darauf verlassen. Da viele der notwendigen Veränderungen sich gegen noch weiter wirkende Strömungen früherer Politiken und gegen Politiktraditionen wenden, sollte man eigentlich von notwendigen paradigmatischen Politikerneuerungen sprechen. Ein passender Begriff ist vielleicht: Gesellschaftstransformierung, nicht nur Reform, aber auch keine Revolution.

Zur Veranschaulichung einige Probleme, die solche Prozesse der Gesellschaftstransformierung erfordern:

- Anpassung an einen permanenten Zustand von weniger Arbeit

mit notwendigen Veränderungen am Arbeitsmarkt wie Neuverteilung verfügbarer Arbeit;

- Ausschöpfung des klassischen Wohlfahrtsstaatsbegriffes und die Notwendigkeit, eine neue Konzeption von Gerechtigkeit und deren soziale Akzeptanz zu entwickeln und darzustellen;

- Suche nach neuen Sicherheitskonzeptionen, die das Leben unter dem beängstigenden Schatten der nuklearen Bedrohung erträglich machen;

- vielleicht am wichtigsten in der nahen Zukunft, die Suche nach einer neuen Art der Industriepolitik, nachdem die jetzigen bekannten Alternativen alle ungenügend sind;

das sind einige Beispiele der notwendigen Gesellschaftsarchitektur und Gesellschaftsteuerung. Sicher hängen solche notwendigen Gesellschaftstransformationen nicht nur von Regierungskapazitäten ab. Unter anderem ist Politik-Kreativität und Politik-Aufgeschlossenheit in der Gesellschaft notwendig, um neue Ideen hervorbringen und umsetzen zu können; dennoch, die Einleitung solcher Transformationen und die Realisierung, insbesondere die notwendige Beschleunigung der erforderlichen Lernprozesse, die Überwindung der Trägheit sozialer Strukturen und anderer Widerstände - alles das verlangt eine sehr aktive Herrschaftsinstanz, d.h. die Anforderungen an Regierungskapazitäten sind sehr hoch.

Nicht unwichtig ist dabei, daß die westliche Form politischer Demokratie im Wettbewerb mit anderen Gesellschaftsordnungen darüber steht, welche Herrschaftsstrukturen in Zukunft für die Menschheit im Vordergrund stehen. Der Erfolg der westlichen Demokratie kann nicht als garantiert gelten. Falls nicht für jedermann offensichtlich wird, daß die westlichen Gesellschaften in der Lage sind, ihre Probleme sichtbar zu lösen, muß man mehr und mehr daran zweifeln, daß westliche Demokratie die universale Lösung für die Zukunft der Menschheit sein wird. Das ist ein weiterer Grund, warum richtige soziale Architektur, von erstklassigen Regierungskapazitäten gesteuert, in westlichen Demokratien nicht nur für diese Länder wichtig ist, sondern auch Bedeutung hat, um westliche Demokratie als das beste zur Zeit bekannte Regierungssystem zur Bewältigung der zukünftigen Probleme unter Beweis zu stellen.

Um die notwendigen sozialen Architekturen mit Steuerung von erstklassigen Regierungskapazitäten deutlicher darzustellen, sollte man vielleicht von einer neuen Art von Kombination zwischen

Transformation von oben und Transformation von unten sprechen. Die Äußerungen über die absolute Notwendigkeit von Herrschaftsfunktionen, reduzieren in keiner Weise die Wichtigkeit von lokalen Initiativen, kommunalen Aktionen und anderen Formen von nicht etablierten sozialen Problembehandlungs-Möglichkeiten; aber diese alleine sind nur von Bedeutung auf der Mikroebene, wenn sie nicht mit Transformationen von oben verbunden werden. Umgekehrt ist die Transformation von oben in politischen Demokratien des Westens ideologisch nicht akzeptabel und technisch nicht durchführbar, wenn sie nicht mit Transformationen von unten in Einklang gebracht werden. Das ist eine zusätzliche Herausforderung, die neue Formen von Regierungskapazitäten um so notwendiger macht.

Regierungskapazitäts-Mängel

Regierungskapazitäts-Mängel können in drei Hauptkategorien eingeteilt werden:

1. intellektuelle Mängel
2. machtpolitische Mängel
3. wert-visionäre Mängel.

Intellektuelle Mängel führen in der Hauptsache dazu, daß Politik zu primitiv gemacht wird, daß mögliche Ressourcen an rationalen Entscheidungsmodellen, vor allem aber auch an Kreativität und sonstigen mentalen Fähigkeiten nicht hinreichend angewendet werden. Partieller Wirklichkeitsverlust und Diagnostikfehler; schiefe Agenda-Darstellung; aufgestückelte und kurzfristige Behandlung von Problemen; mangelnde Erneuerung von Ideen; Festhalten an veralteten Politik-Paradigma; grobe Fehler in der Behandlung von probabilistischen Zuständen; Ignoranz und Unfähigkeit mit Komplexität umzugehen; langsames und schiefes Lernen - das sind einige Beispiele aus dem Gebiet der intellektuellen Mängel von Regierungskapazitäten heutzutage (und auch in der Vergangenheit, aber das ist eine andere Sache).

Machtpolitische Mängel nehmen eine andere Form an. Einige Beispiele: Machtvakuum machen notwendige Transformationen unmöglich, weil auf diejenigen, die die Änderungsschwellen überschreiten sollen nicht eingewirkt werden kann; mangelnde Konsensbildung und Multiplizierung von vehement vertretenen unterschied-

lichen Meinungen, die die notwendige, in gewisser Weise jeweils tragische Auswahl zwischen den Alternativen, die alle teilweise schlecht sind, erschweren; und die Problematik der allgemeinen Meinungsbildungsprozesse, die die Hoffnung, daß Massenschulung und Massenmedien eine erleuchtete öffentliche Meinung hervorbringen wird, enttäuschen.

Wert-visionäre Mängel sind komplex. Zwei Beispiele:

- Wertvorstellungen, die untereinander in zu großem Widerspruch stehen, machen die Lösungen von wichtigen Problemen unmöglich;
- das Fehlen von kollektiven - aber auch realistischen - Visionen, nimmt dem politischen Leben den transmaterialistischen Inhalt und macht damit die Epoche ökonomischer Schwierigkeiten, in die man kommt, vollends unerträglich.

Die veränderte ökonomische Lage nach 25 Jahren ununterbrochenem, steigendem Wohlstand ist wohl das Hauptproblem, an dem Schwierigkeiten und Schwächen augenblicklicher Regierungskapazität offensichtlich werden. Einerseits produziert die ökonomische Lage gewichtige Probleme; andererseits entzieht sie der Politik eines der probatesten Mittel, Zustimmung zu erzeugen, nämlich die Verteilung von zusätzlichen Gütern.

Zusätzliche Elemente wären bei Regierungskapazitätsdefiziten zu erwähnen. Zum Beispiel:

- Fragmentierung der Politik, die mit den oben erwähnten Machtmängeln zusammenhängt;
- das Fehlen von verlässlichem Wissen in modernen Gesellschafts- und Entscheidungswissenschaften, zum Beispiel, das Fehlen einer ökonomischen Theorie, die anstelle der ausgespielten Keynsischen Erkenntnisse als Kompaß unter neuen Bedingungen dienen könnte.

Diese beispielhafte Aufzählung von einigen Regierungskapazitätsmängeln mag genügen, um eine wichtige Unterscheidung für Verbesserungsversuche einzuführen.

Man muß zwischen endogenischen und exogenischen Regierungskapazitätsmängeln unterscheiden. Exogenische Mängel liegen außerhalb des Regierungssystems selber, beeinflussen aber dessen Regierungskapazität. **Z.B.** werden radikal neue Ideen für wirksame Politiken wohl in der Regel von kreativen Kräften außerhalb von Regierungen hervorgebracht, denn eine Regierung wird kaum imstande sein, radikal neue Konzepte mit administrativen Mitteln entstehen zu lassen. Ein anderes Beispiel ist das Problem des Macht-Vakuums,

das hauptsächlich ein Resultat von gesellschaftlich-politischen Bedingungen ist.

Endogenische Regierungskapazitätsmängel sind die, die in den Regierungssystemen selbst liegen, also z.B. Schwächen in der Behandlung von Komplexität und Unwissen, mangelnde Lernkapazität und grobe Fehlerneigungen bei Gruppenentscheidungen - das sind klar endogenische Regierungskapazitätsmängel.

Diese Unterscheidung ermöglicht eine Differenzierung, wenn man Regierungskapazitäten verbessern will: es ist notwendig, endogenische Regierungskapazitätsmängel zu behandeln; und es ist notwendig, exogenische Regierungskapazitätsmängel zu verringern. Zu unterstreichen ist, daß beides teilweise von außerhalb, teilweise von innerhalb der Regierung herbeigeführt werden kann. So kann Außendruck und das Angebot von operationellen Ideen zur Verbesserung von endogenischen Kapazitätsmängeln führen. Andererseits, und das ist sehr wichtig, ist es eine der Hauptfunktionen von Machträgern, Veränderungen in den gesellschaftlichen Bedingungen zu bewirken, die die Bedingungen für die Handlungsfähigkeit der Regierung und damit die Regierungskapazitäten verbessern. Paradox ausgedrückt: erstklassige endogene Regierungskapazitäten sind notwendig, um exogenische Mängel der Regierungskapazitäten zu beheben. Aber der Hauptgrund, exogenische Mängel der Regierungskapazitäten zu behandeln ist, Mängel der endogenischen Kapazität zu verringern. Diese paradoxe Formulierung deutet die Schwierigkeit Regierungskapazitäten zu verbessern an. Wenn man sich nicht auf spontane Prozesse verlassen will, von denen nicht das geringste Anzeichen in der Wirklichkeit auszumachen ist, ist die Verbesserung von Regierungskapazitäten sehr schwierig. Diese Schwierigkeit wird noch deutlicher, wenn man das Konzept von *eingebauten Regierungsinkapazitäten* hinzufügt. Eingebaute Regierungsinkapazitäten meint, daß wesentliche Mängel der Regierungskapazitäten keine zufällige Erscheinung sind, sondern tief in den Strukturen der handelnden Personen, der sozialen Normen und Strukturen oder der politischen Institutionen und Traditionen verankert sind. Z.B. Inkapazitäten, mit Komplexität und Ungewißheit umzugehen, finden Gründe in der individuellen Entscheidungspsychologie; die normale Dynamik von Gruppenentscheidungen hat andere eingebaute Fehlerneigungen; Wirklichkeitsverlust und andere Täuschungen bei der Diagnose von Problemen sind durch tiefliegende kulturelle, soziale

und psychologische Gründe verursacht. Die Abhängigkeit der Regierungskapazitäten von Organisationen bringt eine Reihe weiterer struktureller Inkapazitäten mit sich, wie die Tendenz zur selektiven Informationsverarbeitung und zum Incrementalismus, also der Tendenz, nur den nächsten kleinen Schritt als Änderungsmöglichkeit ins Auge zu fassen.

Um kein unausgewogenes Bild entstehen zu lassen, darf natürlich nicht unerwähnt bleiben, daß demokratische Regierungssysteme über sehr wichtige, für die Gesellschaft unerläßliche Kapazitäten verfügen, die viele Funktionen erfolgreich erfüllen. Nur ist dies nicht der Gegenstand meiner Untersuchungen. Ich beschäftige mich hier nicht mit einer ausgewogenen Abwägung von positiven und negativen Regierungskapazitäten; mir geht es um die Verbesserung von Regierungskapazitäten. Und dafür stellt die Vielfalt der Regierungsinkapazitäten, endogenisch und exogenisch, strukturell und Mängel im Einzelnen, das Material dar.

Prinzipien für Regierungskapazitäts-Verbesserung

Um Regierungskapazitäten bedeutsam zu verbessern, ist ein Entwurf zum Neuaufbau der Politik und des Regierungswesens notwendig. Das ist eine wichtige Aufgabe für eine neue *Wissenschaft des Regierens*. Hier können nur einige Ideen zum Entwurf einer Theorie zur Verbesserung der Politik dargestellt werden, in der Form von Hauptprinzipien für Regierungskapazitäts-Verbesserung als Teil der notwendigen Verbesserung der Politik.

1. Werte

Der Begriff von Regierungskapazitäts-Verbesserungen darf nicht nur technisch, sondern muß auch wertbedingt verstanden werden. Grundwerte der westlichen politischen Demokratie sind hier als Grundrahmen angenommen und müssen deshalb nicht weiter erwähnt werden. Es gibt aber viele andere Werte, die bei Ideen der Regierungskapazitäts-Verbesserung berücksichtigt werden können, beginnend mit der Idee der offenen Regierung, wo kaum etwas geheim gehalten wird; bis zu dem Wunsch nach voller Partizipation, wo jedem ein Vetorecht über Entscheidungen, die ihn angehen, vor-

behalten ist. Regierungskapazitäts-Verbesserungen müssen solche Werte in einer Art von qualitativer Kosten-Nutzen-Form analysieren. Das heißt, die Kosten von solchen Werten und die Verluste von anderen Werten müssen eingeschätzt werden, um eine verantwortliche Entscheidung zu ermöglichen. Z.B. die Wichtigkeit von offener Regierung als ein Wert an sich und der positive Einfluß auf Regierungskapazitäten von besser informierten Kritikern muß verglichen werden mit der Einschränkung von offenen Debatten in Regierungsdokumenten, weil damit gerechnet wird, daß sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

2. Grenzen des Materials

Besonderer Beachtung bedürfen bei der Beurteilung von neuen Ideen die Elemente, aus denen Gesellschafts- und Regierungsinstitutionen entwickelt werden sollen. So sind z. B. utopische Begriffe der menschlichen Mentalität zwar nett als Hoffnungen, aber unakzeptabel als Annahmen für Verbesserungsvorschläge. Ähnlich müssen Prozesse wie Meinungsbildung, Organisationsbenehmen und individuelle Entscheidungspsychologie sorgfältig in Betracht gezogen werden. Einerseits ist es leicht, in Utopien hineinzurennen; andererseits ist es auch leicht, über-konservativ zu sein und zu erklären, daß was es bisher nicht gab, auch nicht sein kann. Viel Unwissen über Eigenschaften des Materials, mit dem wir uns hier beschäftigen, muß anerkannt werden. Das hat Folgen für die Vorschläge. Das Prinzip als solches, die Grenzen des Materials strikt zu beachten, bleibt jedenfalls sehr wichtig.

3. Basteln ist nicht genug

Mit einigen Ausnahmen beschränken sich moderne Regierungen zur Verbesserung ihrer Problemlösungskapazitäten aufs Basteln. Das ist ungenügend und muß durch einen systematischen Ansatz überwunden werden.

4. Tabus durchbrechen

Der Entwurf von neuen Regierungskapazitäten darf nicht durch traditionelle Tabus behindert werden, sonst bleibt keine wirkliche Wahl zwischen incrementellen kleinstufigen Verbesserungen und Counter-produktiven Revolutionen oder spontanen, panikartigen Durchbruchversuchen. Ein Beispiel: die Idee, daß Politiker keine systematischen Lernprozesse durchmachen müssen, ist ein Tabu, das durchbrochen werden sollte. Es besteht keine Antinomie zwischen der Legitimation der Politiker durch Wahlprozesse und der Forderung, daß ein Politiker, nachdem er einmal gewählt ist, bestimmte Schulungen durchlaufen muß. Dabei treten viele technische Probleme auf wie z.B. die Unterscheidung zwischen Indoktrination und Schulung; aber das Prinzip, daß Politiker systematische Lernprozesse absolvieren müssen, um mit modernen Regierungsproblemen umgehen zu können, scheint notwendig, wenn auch damit das Tabu durchbrochen wird, daß der durch Wahl legitimierte Politiker zugleich der Weise sei, der seine Versprechungen und Absichten zu realisieren weiß.

5. Selektiver Radikalismus

Selektiver Radikalismus ist das wichtigste Prinzip für die Verbesserung von Regierungskapazitäten und höchstwahrscheinlich für alle Transformationsstrategien.² Einerseits sind stufenweise Verbesserungen vielleicht nützlich, aber nicht bedeutend. Kein Durchbruch bei den hauptsächlichen Inkapazitäten kann durch sie erreicht werden. Andererseits sind gesteuerte allgemeine Systemtransformationen kaum möglich oder so kostspielig, daß sie in westlichen Gesellschaften netto negative Wirkungen haben. Selektiver Radikalismus geht einen dritten Weg, indem eine kleine Anzahl von Schlüsselfaktoren radikal verändert werden, um so allgemeine Wirkung zu erzielen. Selektiver Radikalismus kann modular fortschreiten und so in einen lose zusammengefühten langfristigen Transformationsplan eingebaut werden, der sich mit der Zeit verändert. Das Prinzip, wenige Faktoren radikal zu verändern, verbindet bedeutende Wirkungen mit Machbarkeit und dient deshalb als ein Hauptprinzip, an dem sich Entwürfe für neue Regierungskapazitäten zu orientieren haben.

6. Enklaven der Exzellenz

Eine Anwendung der Strategie des selektiven Radikalismus, die wegen ihrer Wichtigkeit speziell erwähnt werden muß, ist der Aufbau von Enklaven oder Inseln der Exzellenz. Regierungskapazitäten können nicht allein durch sie verbessert werden, aber die Grundidee, Regierungskapazitäten durch den Aufbau von erstklassigen kleinen Einheiten zu verbessern, die nicht von schwer durchführbaren, weiteren Reformen abhängen, ist eindeutig richtig und wirkt kritisch. Mein Studium von Regierungsproblemen führt mich vorläufig zu der doppelten Einsicht, daß die Verbesserung der Regierungskapazitäten einerseits nicht ohne Inseln oder Enklaven der Exzellenz erreicht werden kann, daß aber andererseits solche Einrichtungen alleine sicher ungenügend sind. So ist die Durchführung einer neuen Politik kaum möglich, ohne neue Ausführungsinstrumente aufzubauen. Dieser Aufbau selber ist jedoch im Sinne der Strategie des selektiven Radikalismus vom erstklassigen Funktionieren von Enklaven der Exzellenz als einem Hauptanker von bedeutenden Verbesserungen von Regierungskapazitäten abhängig. Neue Tabus der Angst oder sogar des Abscheus vor dem Begriff der Elite dürfen solche notwendigen Inseln und Enklaven der Exzellenz nicht bremsen.

7. Rasche Wirkung

So bedauerlich es für manchen sein mag, Verbesserungen von Regierungskapazitäten haben keine Aussicht auf Realisierung, wenn sie nicht verhältnismäßig rasch zumindest irgendwelche wichtig erscheinenden Teilerfolge vorweisen können. Reformen, die zehn Jahre brauchen, bis sie wirken, sind garantiert Fehler; denn selbst wenn sie theoretisch richtig sind, wird die politische Geduld fehlen, um sie durchführen zu können. Es ist im gewissen Sinne richtig, daß dringende Probleme angegangen werden müssen, aber es trifft auch zu, daß Versprechungen langfristiger Wirkungen alleine kaum als Rechtfertigung für große Anstrengungen heute akzeptiert werden. Jedenfalls, ob es einem gefällt oder nicht, dies ist eine wichtige und zu berücksichtigende Tatsache in modernen demokratischen Gesellschaften. Deshalb muß jede Reihe von selektiv-radikalen Verbesserungen einige Module haben, die rasch eine sichtbare, positive Wirkung haben.

B. Langfristige Regierungskapazität-Infrastruktur aufbauen

Im Gegensatz zu der Notwendigkeit von raschen Wirkungen muß erwähnt werden, daß die langfristige Arbeit zur Verbesserung der Infrastrukturen von Regierungskapazitäten ebenfalls erforderlich ist. So ist der Aufbau von theoretischem Wissen in relevanten Gebieten eine notwendige Investition, um eine Infrastruktur für grundsätzliche Verbesserungen von Regierungskapazitäten zu sichern, auch wenn es lange dauert. Dasselbe gilt z.B. für neue Formen der politischen Bildung für Kinder, die Bürger der Zukunft.

9. Politische Unterstützung

Eine weitere Haupteinfahrung, die man der Geschichte der vielen mißlungenen und der wenigen erfolgreichen Bemühungen zur Verbesserung von Regierungskapazitäten entnehmen kann ist, daß politische Unterstützung existenznotwendig für solche Verbesserungen ist. Notwendige politische Unterstützung ist nicht identisch mit auch notwendigem Verbesserungs-Management; aber ohne starke politische Unterstützung kann man kaum selektiv radikale Verbesserungen realisieren. Das ist keine Bedingung, die Veränderungen unmöglich macht, denn das Gefühl, daß Regierungskapazitäten verbessert werden müssen, ist heute weit verbreitet, wie schon allein daran zu erkennen ist, wie viele Bemühungen zur Regierungsverbesserung es in den europäischen Staaten gibt. Dennoch soll diese Bedingung speziell erwähnt werden, denn sie hat Bedeutung für andere Prinzipien, so wie für den oben erwähnten Zwang, auch rasche Resultate zu erzeugen.

10. Verbesserungen als Experimente

Die Verbesserungen von vorgestern sind der Ballast von heute und dasselbe wird mit den Verbesserungen von morgen Übermorgen gelten. Verbesserungen veralten nicht nur, wenn sich die Bedingungen ändern, sondern jetzt existierende Erfahrungen und Einsichten sind auch ungenügend, um den dauerhaften Erfolg einer Idee zu garantieren. Zuviel hängt von spezifischen Bedingungen, persönlichen Idiosynkrasien, politischen Kulturen und anderen Variablen ab, um a priori sich auf eine bestimmte Idee fixieren zu können. Wenn man

eine Regierungsverbesserung einführt, muß man ihr für einige Jahre eine Chance geben, bis sie sich einläuft und man sie mehr oder weniger verläßlich einschätzen kann. Aber eine Regierungsverbesserung darf nicht gleich eine permanente Institution werden. Sie soll als Experiment betrachtet werden, von dem man lernen muß und das man sorgfältig beobachten und verbessern soll. Und nachdem eine Verbesserung zur Routine wird, veraltet sie und muß wieder umgebaut werden.

Diese zehn Prinzipien, ausgewählt aus einer größeren Anzahl, deuten einige orientierende Grundideen für neue Entwürfe zur Verbesserung der Politik an, hier angewendet auf die Verbesserung von Regierungskapazitäten. Folgende Beispiele von Verbesserungsvorschlägen konkretisieren diese Prinzipien, um ihre Anwendung zu verdeutlichen.

Einige Verbesserungsvorschläge

Einige Beispiele von konkreten Verbesserungsvorschlägen in einer konzentrierten Darstellung sind geeignet, die Hauptideen dieses Beitrags abzuschließen. Ich zögere etwas, Beispiele aufzunehmen, die auf Europa und vielleicht sogar auf die Bundesrepublik Deutschland zugeschnitten sind. Um wirklich verhältnismäßig verlässliche Vorschläge zu machen, hätte ich mich vielmehr mit Erfahrungen der Regierungsreform in der Bundesrepublik Deutschland und mit der jetzigen Politik und Verwaltungsrealität beschäftigen müssen. Dennoch, in Anerkennung der Gastfreundschaft, die ich genossen habe, akzeptiere ich das Risiko, mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, daß diese Beispiele nicht als definitive Vorschläge zur Regierungskapazitätsverbesserung in der Bundesrepublik Deutschland, anzusehen sind - das würde an intellektuelle Arroganz grenzen - sondern als tentative Ausgangspunkte zu einer konkreten Untersuchung zum Entwurf von Verbesserungsvorschlägen für die Regierungskapazität. Um dennoch die Grenzen eines Gastes nicht sehr zu überschreiten, beschränke ich meine Beispiele auf intellektuelle Regierungskapazitäten. Das heißt nicht, daß keine wichtigen selektiv-radikalen Veränderungen in der Machtpolitik selber notwendig sind, wie z.B. in der politischen Willensbildung, in der Wiederherstellung des Regierungs-Monopols über die Anwendung von Gewalt, die Verhinde-

rung des Militantismus im öffentlichen Leben, die Reduzierung der künstlichen Übermacht von kleinen Gruppen, die eine Zünglein-ander-Waage-Position zwischen den großen Parteien einnehmen oder die mehrjährige Budgetierung. Das sind Probleme, die viele Länder betreffen und die in der Bundesrepublik Deutschland teilweise weniger ernst sind, heute jedenfalls, als anderswo. Dennoch muß man über solche Notwendigkeiten nachdenken, aber ich fühle mich dazu nicht aufgerufen und nicht ausgebildet.

Ich möchte auch klarmachen, daß die folgenden Vorschläge keinesfalls andeuten, daß auf diesem Gebiet nichts gemacht wird. Im Gegenteil, es gibt die Planungsabteilung im Bundeskanzleramt, den wissenschaftlichen Dienst beim Bundestag, das Wissenschaftszentrum Berlin, die Zentrale für politische Bildung in Bonn, die Verwaltungsakademien, die Verwaltungshochschule in Speyer und viele andere für dieses Feld wichtige Einrichtungen. Trotzdem bleibt die Verbesserung von Regierungskapazitäten eine dringende Aufgabe, die in allen Ländern noch viel mehr verlangt.

1. Ausrüstung für Spitzenentscheidungen

Eines der Merkmale der modernen Gesellschaft (und andere Arten von Gesellschaften will ich hier nicht behandeln) ist die Wichtigkeit von Entscheidungen an der Spitze. Gleichgültig, ob das wünschenswert ist oder nicht, funktionelle Notwendigkeit wie politische Faktoren erhöhen die Wichtigkeit von Spitzenentscheidungen gegenüber früheren Erwartungen. Deshalb besteht eine dringende Notwendigkeit, Spitzenentscheidungen zu verbessern und sie mit passender Ausrüstung zu untermauern. Insbesondere notwendig sind professionelle Politikanalyse-Einheiten, die für Spitzenpolitiker und ihre kollegialen Komitees arbeiten. Integration, Verstärkung von Strategien gegenüber Taktiken, bessere Voraussicht von Resultaten und Nebenwirkungen, systematische Lernprozesse, verbesserte Krisenleitung - das sind Beispiele von den vielen notwendigen Verbesserungen in Spitzenentscheidungen, die man mit Hilfe von speziellen politik-analytischen professionellen Einheiten erreichen kann und die ohne solche Einheiten systematisch kaum möglich sind. Einzelne Spitzenpolitiker mögen erstklassige Entscheidungen und soziale Steuerung aufgrund ungewöhnlicher individueller Eigenschaften erreichen; aber darauf kann und soll man sich nicht verlassen. Des-

halb ist die Institutionalisierung von professionellen politik-analytischen Einheiten nahe den Regierungschefs notwendig. Wenn Regierungschefs ungewöhnliche Personen sind, können solche Einheiten doch hilfreich sein. Sind die Regierungschefs in ihren Entscheidungskapazitäten nur gut und nicht ungewöhnlich, können solche Einheiten noch mehr helfen.

2. >Think-tanks<

>Think-tank< ist ein anglo-amerikanischer Begriff. Die Idee sind spezielle Organisationen, die sich mit Analyse und Optionsentwicklung auf dem Gebiet von grundsätzlichen politischen Fragen mit Hilfe von multidisziplinären wissenschaftlichen Methoden beschäftigen. Solche >think-tanks< können verschiedene Formen annehmen, wie in den Vereinigten Staaten an den Prototypen von >think-tanks<, der Rand-Corporation und der Brookings-Institution, deutlich wird, wie auch bei anderen solchen Instituten. Der holländische Wissenschaftliche Rat für Regierungspolitik illustriert eine andere Form. Diese Aufgabe wurde in Japan für so wichtig erachtet, daß eine spezielle unabhängige Behörde, das National Institute für Research Advancement, errichtet wurde, um >think-tanks< für langfristige Regierungsarbeiten auszurüsten und anzuregen.

Obwohl einige ähnliche Institute in der Bundesrepublik Deutschland funktionieren und einige vergleichbare Funktionen von speziellen Kommissionen erfüllt werden, ist der Vorschlag, daß weitere Institutionen dieser Art, insbesondere in der Rand-Prototyp-Form nützlich für verbesserte Regierungskapazität sein können, gut begründet.

3. Nationale ProblemAkademie

Einige Länder haben erstklassige Verteidigungsakademien, in denen gemischte Gruppen nationale Sicherheitsprobleme gemeinsam untersuchen in einer Form, die Lernen mit angewandten Ideen und gegenseitiger Verständigung verbindet. Es ist ein Symptom des Rückstands anderer Probleme hinter denen der Verteidigung, daß kein Land eine ähnliche nationale Akademie für allgemeine nationale Probleme hat, wo Leute aus der Regierung, aus den Gewerkschaften und den Arbeitgeber-Organisationen, von den Massenmedien

und den Universitäten und aus anderen Kreisen, zusammen ein bis drei Monate in gemeinsamer intensiver Arbeit an wichtigen Problemen verbringen und gegenseitig voneinander lernen. Ich glaube, daß solche Institute fehlen und eine wertvolle langfristige und auch mittelfristige Hilfe für Regierungskapazitäten sein könnten.

4. Universitäts-Abteilungen für Policy-Wissenschaften

Wichtig ist, daß in jedem Staat wenigstens ein erstklassiges Universitätsprogramm in modernen Policy-Wissenschaften funktioniert. Nur mit Hilfe solcher Programme kann man die professionalisierte Kompetenz entwickeln, die als eine der Basen für die Verbesserung der intellektuellen Dimensionen von Regierungskapazitäten notwendig ist. Die Beispiele von erstklassigen Universitäten in den Vereinigten Staaten wie Harvard University und die University of California at Berkely, sowie das ungewöhnliche Rand Graduate Institute, zeigen, daß solche Programme auf hohem akademischen Niveau, verbunden mit praktischer Anwendung, machbar sind. Diese amerikanischen Programme sind nicht fehlerfrei und ein solches Programm in der Bundesrepublik Deutschland sollte deutschen wissenschaftlichen Traditionen und politischen Bedingungen angepaßt werden; Aber die Tatsache, daß es meines Wissens auf keiner deutschen Universität ein vergleichbares Programm - wenn auch viele erstklassige einzelne Kurse - gibt, ist ein Mangel in der notwendigen Infrastruktur für die Verbesserung von Regierungskapazitäten.

5. Änderung der Ausbildung der höheren Verwaltung

Auch die Ausbildung der höchsten Beamten sollte mehr von modernen Policy-Disziplinen beeinflußt werden. Trotz der vielen und wichtigen Änderungen in der Ausbildung ist noch mehr notwendig. Im Prinzip glaube ich, daß eine revidierte Form der französischen Ecole Nationale d'Administration, modernisiert im Inhalt und angepaßt an lokale Bedingungen, mit vielleicht verkürzter Lerndauer, für alle Länder ein gutes Beispiel ist. Aber weniger kann auch sehr nützlich sein, wenn man das hohe Niveau von jungen Beamten in Betracht zieht. Intensive drei- bis viermonatige Kurse, die auf moderne Disziplinen der Policy-Wissenschaften konzentriert sind, könnten viel dazu beitragen, um Regierungskapazitäten auf dem Gebiet der Entscheidungsprozesse in einer mittleren Frist zu verbessern.

6. Neue Formen der politischen Bildung

Wie schon vor einiger Zeit bei Karl Mannheim erkannt, steht erfolgreiche politische Demokratie mit Meinungsbildungsprozessen in enger Abhängigkeit. Ich möchte mich nicht auf das delikate Problem der Inhalte der politischen Bildung in Schulen einlassen, da ich darüber zu wenig weiß. Aber unabhängig von verschiedenen politischen Meinungen besteht die Notwendigkeit, die Bürger von morgen auszurüsten, um autonome Meinungen über sehr komplexe Probleme zu entwickeln. Das führt zu der Notwendigkeit von jungem Schulalter, ja sogar vom Kindergarten an, die zukünftigen Bürger darauf vorzubereiten, Bedingungen von Komplexität ohne falsche Vereinfachungen zu begreifen. Kombiniert mit modernen Computern für den Gebrauch von Kindern ist es nicht schwierig, Programme des Unterrichts und sogar des Spieles zu entwickeln, die von Kindheit an Komplexitäts-Behandlungskapazitäten und Analyse von Problemen unter Bedingungen von Ungewißheit radikal verbessern. Wenigstens muß man das intensiv versuchen, um langfristige Lebensmöglichkeiten der politischen Demokratie in einer sehr schwierigen Welt zu sichern.

Diese Verbesserungshypothesen sind, wie schon oben erwähnt, als Beispiele gedacht. Teilweise auf bereits hochentwickelten Ideen in Europa und in der Bundesrepublik Deutschland basierend, mögen sie helfen, die Grundidee dieses Beitrages in einem konkreten Kontext darzustellen.

Regierungskapazitäten und Zukunft der Menschheit

Ich möchte diesen Aufsatz abschließen, indem ich vom Konkreteren auf das Abstrakte zurückkomme. Von einem evolutionären Standpunkt kann man Regierungskapazitäten als eines der Artefakte der Menschheit betrachten, das notwendig ist, um der Menschheit die Möglichkeiten des Fortschritts zu erhalten und auszubauen. Man soll aber von Regierungskapazitäten, selbst maximal verbessert, nicht zu viel erwarten: Regierungsaktivitäten werden nicht zu Utopia führen. Genauer ausgedrückt gehören Regierungskapazitäten nicht einmal notwendigerweise zu den Hauptfaktoren, die die Zukunft der Menschheit beeinflussen. Z.B. Durchbrüche in wissenschaftlichen

Erkenntnissen oder, um eine ganz andere Dimension zu erwähnen, neue Religionen und Ideologien können viel mehr Einfluß auf die Zukunft der Menschheit haben als die besten Regierungskapazitäten. Aber um Katastrophen zu vermeiden, um etwas mehr Glück anstelle von Unglück herzustellen und um die Grundbedingungen für die aus anderen Quellen entstehenden Fortschritte in der Menschheit zu bewahren, ist eine hohe Regierungskapazität eine *conditio sine qua non*. Nicht falsche Hoffnungen oder Illusionen über das Mögliche führen zu ernstesten Bemühungen zur Verbesserung von Regierungskapazitäten, sondern die Erkenntnis der beschränkten aber kritischen Funktionen, die Regierungen in der voraussehbaren Zukunft erfüllen müssen. Wissenschaftler mögen wichtigere Missionen zu erfüllen haben, aber dennoch ist die Entwicklung einer neuen Wissenschaft des Regierens eine Notwendigkeit, der sich wenigstens einige widmen sollten. Die moderne wie die klassische Literatur auf dem Gebiet der Staatslehre in Deutschland ist voll mit wichtigen Anregungen und Arbeiten in dieser Richtung. Die Basis für eine neue Wissenschaft des Regierens besteht in einer innovativen Kombination deutscher wissenschaftlicher Traditionen mit anglo-amerikanischen und anderen, z. B. französischen Ansätzen und Kenntnissen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt ist dieser Aufsatz ein Versuch in dieser Richtung. Das, Dank dem was ich in meinem Jahr am Wissenschaftskolleg zu Berlin unter anderem aus der im anglo-amerikanischen Raum wenig bekannten deutschen Literatur zu meinem Thema dazu gelernt habe.

Anmerkungen

¹ Dieser Begriff ist, wie zurecht vermutet wird, ein Anglizismus und meint »the capacity to govern«, also die Problemlösungskapazität und nicht, wie mancher vermuten mag, die Sorge um die Großen dieser Welt, die »Kapazitäten« auf dem Feld des Regierens, wenn auch diese Ambiguität des Begriffs manchmal inspirierend sein kann.

Ich bin Herrn Dr. Joachim Nettelbeck sehr dankbar für seine wichtige Hilfe mit diesem Artikel.

² Anlässlich des Colloquiums meines Mitfellow Hans-Martin Gauger über Sprachgefühl hat Prinz Rudolf zur Lippe darauf hingewiesen, daß auch die Veränderung von Sprachnormen häufig dem Prinzip der begrenzten Regelverletzung folgt.

Hans-Martin Gauger

Zeichen in den Evangelien

Vorbemerkung. Während der Monate, die ich am Wissenschaftskolleg verbrachte, war ich vor allem mit der Fertigstellung der von mir zu schreibenden Teile der »Deutsch-spanischen kontrastiven Grammatik« beschäftigt, die ich 1983 zusammen mit Nelson Cartagena (Heidelberg) herausbringe. Für das Jahrbuch des Kollegs schien mir dieser weniger fachbezogene Aufsatz, den ich im Mai 1982 schrieb, geeigneter als ein Kapitel jener Grammatik oder auch als der Text meines Colloquiumsvortrags im Kolleg am 16.6.1982 über »Sprachgefühl und Sprachsinn« (zudem ist die Arbeit, die Grundlage dieses Vortrags war, inzwischen erschienen: »Sprachgefühl. Vier Antworten auf eine Preisfrage« von H.-M. Gauger und W. Oesterreicher, H. Henne, M. Geier, W. Müller, Heidelberg 1982, S. 11-90). Herzlich danke ich Uwe Pörksen für kritische Hinweise zu diesem Versuch; mit Gershom Scholem, der vieles hierzu hätte sagen können, konnte ich darüber nicht mehr sprechen.

I.

Was ist ein Zeichen? Das Wort, wie wir es in der Alltagssprache gebrauchen, ist, wie die meisten Wörter, mehrdeutig. Ich kann diesen Gebrauch, obwohl dies von Interesse wäre, hier nicht untersuchen, sondern beginne sogleich mit einer allgemeinen Bestimmung: ein Zeichen liegt vor, wenn etwas für jemanden für etwas steht. In diesem Sinn, mit einem interessanten Zusatz, den ich hier beiseite lasse, definiert auch Charles Sanders Peirce: »A sign is something which stands to somebody for something in some respect or capacity« (Collected Papers, herausgegeben von C. Hartshorne und P. Weiss, Cambridge, Mass. 1931, Bd. 2, S. 228). Der Nordamerikaner Peirce, 1914 gestorben, Begründer des philosophischen Pragmatismus, ist auch einer der »gründenden Väter« der Disziplin, die man »Semiotik« nennt. Diese »scientia nova« ist die Lehre (oder Theorie) von den Zeichen im allgemeinen; nach Peirce ist sie wahrhaft fundamental und fällt mit der Logik zusammen (»Logic, in its general sense, is ... only another name for semiotic (onpcca nKn), the quasi - necessary, or formal, doctrine of signs«, id. ib., S. 227). Übrigens hat bereits

Locke den Terminus *Semiotik* als Synonym für *Logikgebraucht*. Ich sprach von der Semiotik als einer neuen Disziplin; in Wirklichkeit ist sie nicht völlig neu, und in Wirklichkeit existiert sie - als Disziplin - erst in Ansätzen: sie ist bislang wenig mehr als ein Konglomerat verschiedener, von verschiedenen Seiten, besonders von der Linguistik und bestimmten philosophischen Richtungen herkommender Bemühungen, in denen in sehr verschiedener Weise der Begriff des Zeichens bedeutsam wurde.

Nach Peirce also ist das Zeichen »triadisch«; es ist eine »dreistellige Relation« und baut sich aus drei Elementen auf: dem Zeichen selbst, dem Zeichen in seiner Beziehung zu seinem Objekt, dem Zeichen in Beziehung zu demjenigen, für den es Zeichen ist (Peirce nennt den letzteren den »Interpretanten«). Also: Zeichenaspekt (das etwas, das für etwas steht), Objektaspekt (das etwas, für welches das etwas steht), Interpretantenaspekt (derjenige oder diejenigen, für welchen oder für welche das etwas für etwas steht). Die Scholastiker gebrauchten zur Definition des Zeichens einen vielzitierten Satz, der sich bereits bei Albertus Magnus findet: »aliquid stat pro aliquo«. Hier fehlt aber gerade jenes *dritte* Element, das Peirce herausgestellt hat und das - leider - bis heute, durch positivistische Ansätze bedingt, immer wieder übersehen wird. Das Zeichen ist immer *Zeichen für jemanden*; nie steht etwas - rein für sich selbst - für etwas; es muß, wenn von einem Zeichen geredet werden kann, immer jemanden geben, für den das Zeichen Zeichen ist; es muß ein Subjekt, ein Bewußtsein geben, das es als solches nimmt. Die zitierte scholastische Formel ist also zu ergänzen: etwas steht für jemanden für etwas. Das Entscheidende des Zeichens, in der Tat, liegt in denen, für die es Zeichen ist. In anderen Worten: die Zeichenhaftigkeit eines Zeichens ist nicht eine diesem selbst anhängende Qualität, sondern sie wird ihm *von außen* zugesprochen. Das Zeichen darf nicht, dadurch daß vom »Interpretanten« abgesehen wird, verdinglicht werden. Zur Zeichenhaftigkeit gehört sodann, daß die Materialität des Zeichens in denjenigen, für die es Zeichen ist, sich auflöst, ein Stück weit zumindest, und Transparenz gewinnt für dasjenige, wofür es steht. Das Zeichen findet sich gleichsam - im Bewußtsein derer, die es gebrauchen - vernichtet. Dies gilt nicht für alle Zeichen oder Zeichentypen in gleicher Weise, es gilt aber, zum Beispiel, in ganz besonderem Maß für diejenigen Zeichen, die zugleich die wichtigsten und, in ihrer Materialität, die flüchtigsten sind: die bloß »gehauchten«

Zeichen - »flatus vocis« - der Sprache: man achtet nicht, während man redet und zuhört, auf die Zeichen als solche; man ist mit ihnen und durch sie gleich bei der Sache, für die sie stehen.

Eine Mißlichkeit der Peirceschen Bestimmung liegt nun aber darin, daß sie den Terminus Zeichen in verschiedener Weise gebraucht: sie meint einmal jene »triadische Relation«, die das Zeichen insgesamt konstituiert, dann aber auch ein Element dieser Relation, nämlich das Zeichen im engeren Sinn (das etwas, das für etwas steht). Ferdinand de Saussure, gestorben 1913, der Begründer des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus in Europa, ist für die Semiotik kaum originell, er hat aber eine handliche und zweckmäßige terminologische Unterscheidung getroffen: er unterscheidet zwischen dem Signum, dem Zeichen insgesamt, und dem Signifikanten, dem Zeichen im engeren Sinn. Vom Signifikanten unterscheidet er das Signifikat und stützt sich hierbei geschickt auf die sprachlich vorgegebene Unterscheidung zwischen einem aktivischen und einem passivischen Prinzip, dem Präsenspartizip und dem Perfektpartizip: *le signifiant* und *le signifié* (gegenüber *le signe*). Sachlich gesehen scheinen mir an Saussures Zeichenbegriff zumindest zwei Punkte unbefriedigend zu sein: erstens fehlt jenes dritte Element, von Peirce als »Interpretant« bezeichnet; oder vielmehr: dies Element ist bei Saussure bloß implizit gegeben, insofern nämlich, als die Verbindung von Signifikant und Signifikat, die das Zeichen konstituiert, sich natürlich, wie *er* die Dinge sieht, in einem Bewußtsein vollzieht; zweitens ist bei Saussure unklar, was unter »Signifikat« zu verstehen sei (konkret: er verwechselt dasjenige, *womit* das Zeichen bedeutet, mit dem *was* es bedeutet; vgl. H.-M. Gauger, Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft, München 1976, S. 125/126). Mir geht es an dieser Stelle und für den Zweck des Folgenden lediglich darum, dasjenige, was Peirce an den Ausgangspunkt seiner komplexen und komplizierten Reflexion über das Zeichen stellt, durch die Hereinnahme der terminologischen Unterscheidung zwischen Zeichen (Signum) und Signifikant zu klären. Wir haben somit: das Zeichen als »dreistellige Relation«, dann die drei Elemente jener Relation, nämlich Signifikant, Signifikat und Interpretant. Unterterminologisch gesprochen: es sind an einem Zeichen drei Elemente zu unterscheiden, die es insgesamt konstituieren: einmal ein Materielles, das für etwas (für etwas *anderes* als es selber) steht, sodann dasjenige, materiell oder nicht, *für* welches jenes etwas steht, schließlich denjenigen (oder diejenigen), *für* welchen (oder *für* welche) etwas für etwas steht.

Nach diesem - unvermeidlich - ein wenig hölzernen Einsatz (unvermeidlich, weil es mir gerade um die Anwendung des Zeichenbegriffs auf die Evangelien geht) zum Thema.

II.

Zeichen, also, in den Evangelien. Zunächst finden sich hier - gewiß wird jeder zuerst daran denken - die Wunder; die Wunder werden ja, in den Evangelien selbst, immer wieder »Zeichen« genannt. Zeichenhaft sind aber nicht nur die Wunder Jesu, als zeichenhaft wird auch - dies wird weniger beachtet - die Art und Weise geschildert, wie Jesus auftritt: auch in dem, was Jesus tut und in dem, was er handelnd redet, liegt für die Verfasser der Evangelien Zeichenhaftes. Schließlich ist eine für Jesus charakteristische Form der Äußerung zeichenhaft: das Gleichnis; das Gleichnis ist eine in spezifischer Weise *zeichenhafte* »literarische Gattung«. Zeichenhaftigkeit somit der Wunder Jesu, Zeichenhaftigkeit in der Art und Weise, im »Stil«, möchte man sagen, seines - sprachlichen und nichtsprachlichen - Auftretens, Zeichenhaftigkeit der Form, in der er sich vorzugsweise äußert. Gewiß ließe sich anderes finden; ich will mich aber auf diese drei Punkte beschränken: das Ziel - eine sehr weitläufige Aufgabe - wäre eine Untersuchung *aller* biblischen Schriften, ihre erneute systematische »Lektüre«, unter dem Gesichtspunkt des Zeichens. Diese Skizze, zu der ich sicher kaum gerüstet bin, will nicht mehr sein als ein Anstoß - von außen - zu solcher »Lektüre«.

Zunächst zwei Klarstellungen. Wenn hier von Jesus gesprochen wird, ist nicht der »historische« Jesus gemeint; es ist der gemeint, der im Bericht der Evangelien erscheint. Somit bleibt die Frage offen, inwieweit, was die Evangelien berichten, übereinstimmt mit dem, was Jesus *tatsächlich* sagte und tat: es geht um Berichte. Sodann: ich spreche von »Berichten«, nicht von »Erzählungen«. Der Ausdruck »Erzählung« hat sich in der theologischen Exegese eingebürgert; sogar tritt er in der letzten Zeit - »narrative Theologie« - stärker hervor. In der »Einleitung in das Neue Testament« von W. G. Kümmel, 1978 in 19. Auflage erschienen (erstmalig 1963), werden die Evangelien und die Apostelgeschichte unter dem Titel »Die Erzählungsbücher« abgehandelt - ein Beispiel unter sehr vielen. Ich halte diesen Ausdruck für irreführend und durchaus unangemessen. Der Begriff

des »Erzählens« setzt Freiheit - eine gewisse Freiheit zumindest - gegenüber dem Stoff voraus; er unterstellt die Möglichkeit des Veränderns, des Ausgestaltens und Reduzierens. Diese aber hatten die »Verfasser« der Evangelien gerade *nicht*. Schon der Ausdruck »Verfasser« ist übrigens kaum angemessen, denn wir dürfen nicht davon ausgehen, daß die Texte, die uns unter den Namen Matthäus, Markus, Lukas und Johannes vorliegen, jeweils von *einem* Verfasser stammen. Sie sind - mit Unterschieden - Ergebnisse von Redaktion; es steht also nicht hinter jedem Evangelium ein einheitlicher, durch *eine* Person bedingter Wille. Alle Evangelien gehen zurück auf ziemlich feste mündliche und schriftliche Überlieferung. Es ist zu vermuten, daß bereits der älteste dieser Texte, der Markus-Text, der um das Jahr 70 entstand, nicht nur auf (mehr oder weniger fest tradierten) mündlichen, sondern bereits *auf schriftlichen* Quellen beruht. Jedenfalls lag der Markus-Text, vielleicht in verschiedener Fassung, den beiden Verfassern vor, die wir unter den Namen Matthäus und Lukas kennen (oder vielmehr *nicht* kennen; diese beiden Evangelien entstanden irgendwann zwischen den Jahren 75 und 90). Beiden lag zusätzlich zumindest eine weitere Quelle vor, eine Sammlung von Worten Jesu, die sogenannte »Logienquelle« (abgekürzt »Q«). Die Texte des Markus, Matthäus und Lukas werden, wegen großer Übereinstimmung, unter dem - für den Außenstehenden etwas mißverständlichen - Ausdruck »synoptische Evangelien« zusammengefaßt. Schriftliche Quellen hatte gewiß auch das von den drei zuvor genannten inhaltlich (nicht jedoch im literarischen Gattungstyp) stark verschiedene Johannes-Evangelium (es entstand wohl gegen Ende des 1. Jahrhunderts). Ob zu den schriftlichen Quellen des Johannes-Texts auch die Texte des Markus, Matthäus und Lukas gehören, läßt sich mit Sicherheit weder beweisen noch bestreiten. Entscheidend für uns ist nur dies: die Situation, in der diese Texte entstanden und diejenigen - uns unbekannt - Texte, auf denen sie beruhen (also zumindest die Quellen des Markus und die »Logienquelle«), ist *völlig* verschieden von der, in der sich ein »Erzähler«, ein Verfasser »fiktionaler« Texte befindet. Die Entstehungssituation dieser Texte und die Absicht, die solcher Situation entspringt, gleichen weit mehr der Situation und der Absicht eines Historikers. Der Historiker muß ja ebenfalls seinen Stoff so nehmen, wie er ihm vorgegeben ist. Von historischen Texten trennt die Evangelien aber, daß sie nicht nur *berichten* wollen, sondern daß sie, indem sie berichten, *verkündigen*

wollen. Sie beruhen auf Predigt (Kerygma) und sind eine spezifische Form von Predigt: berichtende Predigt, predigender Bericht. Hier aber muß man sich nun wieder vergegenwärtigen, daß die Evangelien, daß das Evangelium im Singular, also als »frohe Botschaft«, sich durchweg auf Geschichtliches bezieht: das Christentum ist ja insgesamt, nicht anders natürlich als das Judentum, in seinem Kern, »gegläubte Geschichte« (A. M. Goldberg). So geht denn das Interesse der Evangelien - immer wieder tritt dies hervor - durchaus auf das Tatsächliche: was geschah mit Jesus *tatsächlich*, was hat er *tatsächlich* getan und *tatsächlich* gesagt? Dies also sind Absicht und Anspruch; sie müssen - zunächst einmal - als solche gesehen werden. Davon ist dann die ganz andere Frage zu trennen, ob der vorgegebene Stoff, den die Evangelien redigierend verarbeiten, jeweils »historisch« war. Also: weder Erzählung noch - jedenfalls nicht im streng historischen Sinn - Bericht, aber weit eher Bericht als Erzählung. Dies zeigt sich gerade, wenn es um die »Zeichen« geht, von denen die Evangelien - mit Unterschieden, aber ohne Ausnahme - berichten.

Daß die Wunder Jesu in den Berichten der Evangelien als Zeichen verstanden werden, zeigt sich schon im Sprachlichen. Der übliche Ausdruck bei den Synoptikern ist $\delta\upsilon\upsilon\delta\pi\epsilon\iota\varsigma$ (die Vulgata übersetzt »virtutes«). Diese Ausdrücke sind etwa mit »Krafttat« oder »Machttat« wiederzugeben; es handelt sich also um Taten, Werke ($\acute{\epsilon}\pi\upsilon\alpha$), die die Macht dessen erweisen, der sie tut (der Ausdruck für diese Macht ist $\acute{\epsilon}\ \omicron\upsilon\omicron\iota\alpha$, »Vollmacht«). Daneben gebrauchen die Synoptiker für Wunder auch den Ausdruck $\omicron\nu\pi\epsilon\iota\alpha$, der direkt »Zeichen« bedeutet; er findet sich vor allem bei Johannes (nach Rudolf Bultmann hätte Johannes unter anderen eine besondere Quelle, eine Sammlung von Wundergeschichten verarbeitet, die er » $\omicron\nu\pi\epsilon\iota\alpha$ -Quelle« nennt). Die eigentlichen Ausdrücke für »Wunder«, die sich im Griechischen finden, nämlich $\rho\acute{\epsilon}\pi\alpha\iota\acute{\alpha}$ und $\delta\alpha\upsilon\delta\mu\alpha$, treten demgegenüber zurück. Übrigens finden sich bereits im Alten Testament für »Wunder« zwei Ausdrücke, die eigentlich »Zeichen« bedeuten, neben einem anderen, der unserem »Wunder« entspricht. Wunder spielen ja bereits im Alten Testament eine beträchtliche Rolle, und

insgesamt achtzehn Mal findet sich hier der Ausdruck »Zeichen und Wunder«: ein Ausdruck, der nicht zwei verschiedene Dinge, sondern zwei verschiedene Aspekte eines und desselben Dings bezeichnet. Machttaten Gottes also auch hier. Besonders in bezug auf die Herausführung aus Ägypten wird dies herausgestellt (so in dem sogenannten »Credo« in Deuteronomium 26,8: »Der Herr führte uns mit starker Hand und hoch erhobenem Arm, unter großem Schrecken, unter Zeichen und Wundern aus Ägypten, er brachte uns an diese Stätte und gab uns dieses Land...«). Am Wunder, wie es in den Evangelien erscheint, lassen sich die drei Elemente der Zeichenrelation, von denen wir sprachen, ohne Schwierigkeiten zeigen; zum Wunder gehört ein Signifikant, ein Signifikat und ein Interpretant. Signifikant des Wunders ist eine außerordentliche, völlig ungewohnte Erscheinung. Von Durchbrechung von Naturgesetzen können wir nicht sprechen, da der Begriff »Naturgesetz« in den Evangelien, in den Voraussetzungen dieser Texte, natürlich fehlt. Noch Augustin definiert: »miraculum voco, quidquid arduum auf insolitum supra spem vel facultatem mirantis apparet« (zitiert bei Jörg Baur in RGG, VI, Sp. 1838). Bei Thomas heißt es dann, bereits moderner, das Wunder geschehe »praeter ordinem totius naturae creatae« (zit. *ibid.*, Sp. 1839). Thomas führt dann aus (ein Beispiel für »scholastische« Denkweise), an jedem Wunder seien eigentlich *drei* Wunder zu unterscheiden: die Suspension jenes »ordo«, das eigentliche Wunder und die Restitution des »ordo« (»miraculum suspensionis«, »miraculum proprium«, »miraculum restitutionis«, zit. bei Wolfgang Philipp, *ibid.*, Sp. 1841). Von der Signifikantseite her lassen sich verschiedene Arten von Wundern unterscheiden: Heilungen von Krankheiten (z.B. Mk 7, 31-35: der Bericht enthält das von Jesus gesprochene aramäische Wort »Eifata«, ein Beleg dafür, wie wichtig der genaue Signifikant genommen wurde), Austreibungen von Dämonen (z. B. Mk 1,23-28; bei solchen Austreibungen handelt es sich um Geisteskrankheiten), Totenerweckungen (z. B. Mk 5,22-24 und 35-43 : insgesamt finden sich in den Evangelien drei Berichte von Totenerweckungen), schließlich sogenannte »Naturwunder« (z. B. die Stillung des Sturms, die in Mk 4,35-41 berichtet wird; hierher gehört auch etwa die Brotvermehrung, die »Speisung der Fünftausend«, Mk 6,30-44). Letztlich handelt es sich immer um »Naturwunder« mit Ausnahme - vielleicht - der Dämonenaustreibungen. Es fehlen, was die Exegese »Schauwunder« nennt, reine Mirakel also ohne helfende

Funktion; so lehnt es Jesus ausdrücklich ab, sich von der Zinne des Tempels hinabzustürzen, wie dies der Teufel ihm rät (Lk 4,12).

Was sind, wenn diese Wunder Zeichen sind, ihre Signifikate? Zunächst sind diese »Machtthaten« Zeichen für die Jesus verliehene »Vollmacht« (Kouoia). Sie sollen die Epiphanie Gottes in Jesus zeigen. Immer wieder tritt dies, besonders bei Johannes, aber nicht nur bei ihm, hervor: »Als die Menschen das Zeichen sahen, das er getan hatte, sagten sie: Das ist wirklich der Prophet, der in die Welt kommen soll« (Joh 6,14). Sodann haben diese Wunder auch zum Inhalt, daß sich in ihnen die Weissagungen der Propheten hinsichtlich des Messias erfüllen. Auch die Wunderberichte gehören somit zu dem überaus bedeutenden Motiv »gemäß der Schrift« (vgl. 1 Kor 15,3-4). Schließlich haben die Wunder, damit zusammenhängend, eine eschatologische Bedeutung: sie sollen hindeuten auf das Ausbrechen der Gottesherrschaft, des Reiches Gottes.

Auch die Bedeutung dessen, was Peirce »Interpretant« nannte, also die Bedeutung des »interpretierenden Bewußtseins«, tritt bei jenen Wundern hervor: »Die Schriftgelehrten, die von Jerusalem heraufgekommen waren, sagten: >Er ist von Beelzebul besessen; mit Hilfe des Anführers der Dämonen treibt er die Dämonen aus« (Mk 3,22). Die Bedeutung dieser Wunder ist also ambivalent und hängt unter anderem von den jeweiligen »Interpretanten« ab.

Von der Bedeutung der Wunder ist ihre Funktion, wie die Evangelisten sie sehen, zu unterscheiden. Diese Wunder - immer wieder tritt dies hervor - sollen Hilfen, Gründe für den Glauben sein: »So tat Jesus sein erstes Zeichen, in Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn« (Joh 2,11). Immer wieder tritt jedoch auch Skepsis bezüglich dieses Mittels hervor, besonders ausdrücklich etwa in der Parabel vom reichen Mann und dem armen Lazarus (Lk 16,19-31); Abraham sagt hier dem reichen Mann, der ein Zeichen für seine Brüder gefordert hatte: »Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht« Unmittelbar haben nahezu alle berichteten Wunder die Funktion zu helfen, wobei es an solchen Wundern fehlt, mit denen Jesus sich selber helfen würde. Ausdrücklich wird dies hervorgehoben, wenn berichtet wird, daß Jesus am Kreuz von den »führenden Männern des Volkes« verspottet wird: »Anderen hat er geholfen, nun soll er sich selbst helfen, wenn er der erwählte Messias Gottes ist« (Lk 23,35). Das helfen-

de Motiv all dieser Wunder bleibt dabei merkwürdig implizit; nur gelegentlich wird es herausgestellt; so bei der Auferweckung des Lazarus aus Bethanien: »Als Jesus sah, wie sie (nämlich Martha) weinte und wie auch die Juden weinten, die mit ihr gekommen waren, war er im Innersten erregt und erschüttert« (Joh 11,33). Es ist schließlich zu beachten, daß Jesus offensichtlich seine *eigentliche* Aufgabe *nicht* in solchen Wundern erblickt. Er geht nicht etwa von sich aus zu den Kranken hin, um sie zu heilen, sondern tut dies immer nur gleichsam punktuell, wenn er ausdrücklich um Hilfe gebeten wird.

Es gibt zwischen den vier Texten, was die Wunder angeht, einige bemerkenswerte Unterschiede. Bei Markus, der ja wenig Redestoff bringt, treten sie stärker hervor; bei ihm wird, zeichentheoretisch gesagt, vor allem die Signifikantseite betont. Es fehlt nicht an anekdotenhaften, pittoresken Einzelzügen, wie etwa - besonders auffallend - beim Bericht von der Heilung des sogenannten »gerasenschen Besessenen« (es ist die Geschichte von den Dämonen, die in die Schweine hineinfahren, Mk 5,1-20). Ernst Käsemann spricht im Blick auf die Wunderberichte des Markus von »unverkennbarer Erzählerfreude« (RGG, VI, Sp. 1836); dies scheint mir, aus den genannten Gründen, nicht anzugehen. Für Markus sind die Wunder vor allem Zeichen für »Vollmacht«; gleich zu Beginn seines Texts, wo von der Austreibung eines » unreinen Geists« die Rede ist, tritt dies hervor: »Da erschrakten alle, und einer fragte den anderen: >Was hat das zu bedeuten? Hier wird mit Vollmacht eine ganz neue Lehre verkündet« (1,27). Bei Matthäus treten nicht nur das anekdotische Element, sondern die Wunderberichte überhaupt zurück; Käsemann spricht gar von »brutaler Reduktion« (ibid.); als Signifikat wird bei Matthäus vor allem die Erfüllung von Weissagungen herausgestellt. Bei Lukas eine erneute Steigerung, sowohl was die Signifikant- als auch was die Signifikatseite angeht. Er läßt in der Apostelgeschichte (denn Lukas ist, wer immer er war, auch der Verfasser dieses Berichts) den Petrus sagen: »Israeliten, hört diese Worte: Jesus, der Nazoräer, den Gott vor euch beglaubigt hat durch machtvolle Taten, Wunder und Zeichen, die er durch ihn in eurer Mitte getan hat, wie ihr selbst wißt... «(2,22). Bei Johannes dann eine Steigerung anderer Art: Vertiefung durch systematisierende Reflexion. Er reduziert die Zahl der Wunder, die er berichtet, auf die ihrerseits zeichenhafte Zahl 7, betont jedoch in seinem Epilog, indem er gleich-

zeitig Signifikat und Funktion der Wunder erneut herausstellt: »Noch viele andere Zeichen, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind, hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen« (20,30-31). Johannes, der die Zeichenhaftigkeit der Wunder besonders betont, gibt einigen Wundern zusätzlich zeichenhaften Sinn: die Heilung des Blinden ist Zeichen dafür, daß Jesus - explizit wird dies gesagt - »das Licht der Welt« ist (9,5), die Vermehrung der Brote ist zusätzlich Zeichen dafür, daß er »das Brot des Lebens« ist (6,1-15,35), die Auferweckung des Lazarus führt zur Aussage »Ich bin die Auferstehung und das Leben« (11,25). Im übrigen - es ist wichtig, dies zu sehen - spiritualisiert Johannes die Zeichen keineswegs (Käsemann: »Ihm liegt an der Aussage, daß Gott eschatologisch wie in der Schöpfung Leiblichkeit will und erfäßt, nämlich den ganzen Menschen in seiner Welt«, *ibid.*, Sp. 1837).

Nach Auffassung neuerer Exegeten gehören die Wunderberichte einer »jüngeren Traditionsschicht« an; sie seien »auf dem Boden hellenistischer, d. h. von hellenistischer Kultur und Religiosität geprägter Gemeinden entstanden«; das Christentum habe »sich der Wundergeschichten bedient, um in der hellenistischen Welt für Jesus zu werben« (Neues Testament, Einführungen, Texte, Kommentare, München 1972, S. 129/130). Man darf sich aber - dies wird hier suggeriert - die Dinge keinesfalls so vorstellen, als hätten die Christen in hellenistischer Umgebung gleichsam eine Lücke in ihrer (an sich wunderlosen) Tradition empfunden und sich dann, zum Zweck der Werbung, um mit den Griechen mitzuhalten, entsprechende »Wundergeschichten«, »Wundererzählungen« - so heißt es charakteristisch in dem Band - eronnen (hohes Reflexionsniveau schlägt zuweilen um in Naivität). Schließlich darf man nicht vergessen, daß Wunder durchaus zur jüdischen Tradition gehören. Paulus erklärt: »Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkünden Christus als den Gekreuzigten...« (1 Kor 1,22-23). Gerade die Juden also wollen »Zeichen«, und gerade die Griechen - vielleicht, zugegeben, denkt Paulus hier eher an die *gebildeten* Griechen - wollen nicht dies, sondern »Weisheit«: sie wollen nicht die »Torheit« eines gekreuzigten Gotts. Der Satz des Paulus drückt übrigens auch jene Skepsis gegenüber der Wirksamkeit des Wunders aus, die auch die Evangelien kennen (nach Paulus kommt der Glaube - »fides ex auditu« - vom Hören).

Abschließend ein Hinweis auf einen auffälligen Gebrauch des Wortes »Zeichen« bei Lukas im Bericht von der Geburt Jesu. Der Engel sagt zu den erschrockenen Hirten: »Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr. Und das soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegt« (Lk 2,11-12). Natürlich könnte das Wort hier bloß im Sinn von »Merkzeichen« gebraucht sein: an diesem Zeichen, indicium, werdet ihr erkennen, wen ich meine. Aber vielleicht liegt in der - auffälligen - Verwendung des Worts an dieser Stelle doch auch ein Element jenes anderen Begriffs von »Zeichen«: desjenigen, von dem wir bisher sprachen. Dann wäre die Stelle ein seinerseits signifikanter Bruch mit der jüdischen Tradition, die im Blick auf den Messias gewaltige, weithin sichtbare Zeichen, also eben Wunder-»portenta et prodigia« - forderte. Signifikat *dieses* Zeichens ist der Messias, sein Signifikant aber wäre das Unscheinbarste und Normalste: ein Kind in einem Stall (denn vielleicht ist für Lukas und seine Hörer eine Geburt im Stall nichts Ungewöhnliches). Dann wäre, was den Hirten gegenüber »Zeichen« genannt wird, selbst ein Zeichen: die Negation nämlich des »großen« Zeichens, das die Juden erwarteten...

Was die sachliche Schwierigkeit angeht, die - für uns heute - im Wunder als Zeichen liegt, so behält, wie mir scheint, Lessings berühmte Kritik bleibenden Wert: »Ein anderes sind Wunder, die ich mit meinen eigenen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe, ein anderes sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andere wollen gesehen und geprüft haben. Nachrichten von Wundem sind nicht Wunder. Die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft nimmt«. Wunder also, von denen wir nur durch nicht mehr nachprüfbar Berichte erfahren, sind kein Beweis, kein Beweis »des Geistes und der Kraft« (Gesammelte Werke, hrsg. von Paul Rilla, VIII, 9-16, 138-142). Lessing sagt nicht - dies ist bemerkenswert und wohl nicht Ironie -: Wunder kann es nicht geben; vielmehr sagt er: ich habe nichts gegen Wunder, nur möchte ich sie *selbst* erleben. Im übrigen ist der oft gerügte Zirkel evident: diese Berichte von Wundern sollen zum Glauben führen, setzen aber ihrerseits - »das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind« - Glauben voraus. Ein Theologe

formuliert angesichts dieses Sachverhalts: »Die Wunder beweisen für sich allein, demjenigen, der nicht glaubt, gar nichts: derjenige aber, der glaubt, braucht die Wunder nicht, um zu glauben« (»Los milagros de por si no demuestran nada a quien no tiene fe; pero el que tiene fe no necesita los milagros para creer«, Maximino Arias Reyero, *Jesus El Cristo, Curso fundamental de Cristologia*, Santiago de Chile 1980, S. 175). Es handelt sich hier um eine Publikation »ohne wissenschaftliche Ansprüche« für einen breiteren Kreis: solche Publikationen zwingen oft zu deutlicherer Aussage (man vergleiche mit diesem überaus klaren Satz die gewundenen Erklärungen im Abschnitt VII, »Wunder in der kirchlichen Unterweisung«, des entsprechenden Artikels im RGG).

IV.

Zeichenhaftigkeit in der Art des Auftretens von Jesus. Markus berichtet gleich zu Beginn, nachdem er knapp von der Berufung der ersten Jünger berichtet hat, vom Auftreten Jesu in der Synagoge von Kafarnaum: »Sie kamen nach Kafarnaum. Am folgenden Sabbat ging er in die Synagoge und lehrte. Und die Menschen waren sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten« (1,21-22). So lautet die Stelle in der sogenannten Einheitsübersetzung, nach welcher ich zitiere (diese Übersetzung, 1980 erschienen, ist hinsichtlich des Neuen Testaments und der Psalmen, ein »ökumenischer Text«, herausgegeben sowohl im Auftrag aller katholischen deutschsprachigen Bischöfe als auch im Auftrag des »Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland«). Luther übersetzt diese Stelle unpräzise: »Und sie gingen gen Kapernaum; und alsbald am Sabbat ging er in die Schule und lehrte. Und sie entsetzten sich über seine Lehre; denn er lehrte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.« Das erschrockene Staunen der Zuhörer bezieht sich nämlich nicht auf besondere Eindringlichkeit oder Wortgewalt, sondern - in der Intention des Berichts - präzise darauf, daß Jesus in seiner Lehre, im Unterschied zu den Schriftgelehrten, nicht auf die Autorität der Schrift beruft, sondern für sich selbst Autorität in Anspruch nimmt. Er beansprucht »Vollmacht« (Éουοιυ) für sich selbst. Dies tritt auch in der Übersetzung der Vulgata deutlich heraus: »Et stupebant super doctrina eius: erat enim

docens eos, quasi potestatem habens, et non sicut Scribae«; das »quasi« ist hier nicht mißzuverstehen: es meint nicht, im Sinne einer irrealen Gleichsetzung, daß es zwar so schien, aber nicht so war; sondern: die Zuhörer hatten den Eindruck - und waren darüber erschrocken -, daß Jesus solche Vollmacht für sich selbst in Anspruch nahm, sich also neben oder über die Schrift stellte Unmittelbar nach dieser Stelle schildert Markus, daß Jesus, noch in der Synagoge selbst, einen Mann heilte, der »von einem unreinen Geist besessen war«. Und danach findet sich die zuvor zitierte Stelle : »Da erschrecken alle, und einer fragte den anderen: >Was hat das zu bedeuten? Hier wird mit Vollmacht ein ganz neue Lehre verkündet. Sogar die unreinen Geister gehorchen seinem Befehl«. Der Parallelismus zwischen Wunder und Art des Auftretens ist evident: nicht anders als in den Wundern tritt in der Art des Lehrens - es geht hier ja um einen formalen Zug dieses Lehrens - die Vollmacht hervor. Die Lehre wird zuerst genannt, das Wunder ist gleichsam die nachträgliche Bekräftigung. Beide sind zeichenhaft, und beide haben dasselbe - von den Zuhörern sofort undeutlich verstandene - Signifikat; Lukas berichtet von demselben Vorgang nahezu wörtlich übereinstimmend (4,31-37); Matthäus trifft eine entsprechende Feststellung am Ende der als »Bergpredigt« bekannten Anordnung von Jesus-Worten: »Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten« (7,28-29). Luther bleibt auch hier bei der Übersetzung »gewaltig« (»denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten«); seine -jetzt etwas archaisierend wirkende - Übersetzung »sie entsetzten sich« ist aber weit besser als das zu schwache, zu undeutliche und vor allem unangemessene modische »sie waren sehr betroffen« der »Einheitsübersetzung«. Wie sich jener Anspruch, der die Zuhörer in der Synagoge von Kafarnaum entsetzte, *sprachlich* konkretisiert, zeigt eine Wendung Jesu, die in der »Bergpredigt« mehrfach erscheint: »Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist... Ich aber sage euch...« (Mt 5,21-22,27,33). Indem er sich so ausdrückt, stellt sich Jesus klar über die für das Judentum höchste Autorität, über Moses. Es mag genügen, hier Günther Bornkamm zu zitieren: »Der charakteristische Unterschied der Worte Jesu zur schriftgelehrten Tradition besteht - vom Inhalt abgesehen - darin, daß sie zumeist nicht den Charakter eigentlicher Schriftauslegung haben. Wohl machen sie von der Schrift reichlichen

Gebrauch und fechten ihre Autorität nicht an, aber an die Stelle einer Auslegung... ist hier die Unmittelbarkeit des göttlichen Willens getreten... Lehrreich sind vor allem die Antithesen der Bergpredigt, deren Einleitungsformel (»Ich aber sage Euch«), bezeichnenderweise in der rabbinischen Tradition keine Parallelen hat« (RGG II, Sp. 1000). Matthäus konkretisiert hier also anhand eines formalen Zugs, der natürlich auch das Inhaltliche betrifft, worauf sich das Erschrecken der Hörer bezog. Ein anderes Beispiel hierfür ist das Wort »Amen«, das Jesus zur Bekräftigung *eigener* Worte verwendet und das innerhalb der Tradition, in der seine Zuhörer standen, lediglich zur Bekräftigung von Schriftworten verwendet wurde. Es ist das »Wahrlich, wahrlich ich sage dir« (oder euch), wie es bei Luther lautet. Wir finden es zum Beispiel in dem Gespräch Jesu mit Nikodemus: »Jesus antwortete ihm: >Amen, amen, ich sage dir... «< (Joh 3,3). Jesus bezieht also das »Amen« - und hierin lag gewiß für die Evangelisten und diejenigen, an die sie sich richten, etwas außerordentlich Zeichenhaftes - auf das, was *er selbst* sagt, und er schickt dies »Amen« voraus! In dem Zusammenhang, in dem die Wendung in dem Nikodemusgespräch erscheint, verstärkt sich ihre Zeichenhaftigkeit noch: der Pharisäer Nikodemus, »bei Nacht« zu Jesus gekommen, hatte ihn mit den Worten begrüßt »Rabbi, wir wissen, du bist ein Lehrer, der von Gott gekommen ist; denn niemand kann die Zeichen tun, die du tust, wenn nicht Gott mit ihm ist«; unmittelbar anschließend nun läßt Johannes Jesus jene Wendung gebrauchen; auch hier also ein direkter Zusammenhang beider Zeichen: der Wunder und *dieser* Ausdrucksweise.

In solchen Wendungen lassen die Evangelisten den Anspruch Jesu zeichenhaft hervortreten. Ganz besonders bei Johannes zeigt sich dieser Anspruch dann aber nicht mehr nur zeichenhaft, sondern unmittelbar, vor allem in den für ihn charakteristischen »Ich bin«-Worten, in denen Jesus sich als das Licht, das Brot, die Wahrheit, das Leben bezeichnet. Aber auch in diesen direkten Kennzeichnungen liegt Zeichenhaftigkeit, weil Aussagen dieser Form einen »Stellenwert« hatten; sie nehmen ja den Anspruch des Jahwe-Namens auf: »Ich bin der Ich bin« (oder, vielleicht zutreffender wiedergegeben: »Ich bin der >Ich-bin-da«<, Exodus 3,14). So ist wohl auch die eigentümliche Stelle zu verstehen, in der Johannes von der Verhaftung Jesu berichtet: »Jesus, der alles wußte, was mit ihm geschehen sollte, ging hinaus und fragte sie: Wen sucht ihr? Sie antworteten ihm: Jesus

von Nazareth. Er sagte zu ihnen: Ich bin es. Auch Judas, der Verräter stand bei ihnen. Als er zu ihnen sagte: Ich bin es! wichen sie zurück und stürzten zu Boden. Er fragte sie noch einmal: Wen sucht ihr? Sie sagten: Jesus von Nazareth. Jesus antwortete: Ich habe euch gesagt, daß ich es bin« (18,4-8). Um so mehr gehört diese Stelle hierher, als ja, nach allem Vorausgegangenem und in Anwesenheit von Judas, bei denen, die kamen, um Jesus zu verhaften, kein Zweifel bestehen konnte über die Identität dessen, der vor ihnen stand. Der Evangelist und sein Hörer hatten eine *andere* Identität im Auge (vgl. Joh 10,30 oder Joh 8,58). Allgemein: den Evangelisten ging es nicht eigentlich um die »Sache Jesu«, um Willi Marxsens problematischen Ausdruck aufzunehmen, sondern um das, was Jesus in ihren Augen *war*. Jesu Sache, wie er in ihren Berichten erscheint, ist er *selbst*, und so ist ihre Sache nicht zunächst, was Jesus sagte und vertrat, sondern was er war. Dies zeigt gerade die Zeichenhaftigkeit, mit der Jesus auftritt, mit der sie ihn auftreten lassen in ihren Berichten. Der Stil dieses Auftretens ist ein Signifikant... Schließlich: wie bei den Wundern zeigt sich die Wichtigkeit des Interpretanten auch hier: der Signifikant allein reicht nicht aus, das Signifikat ergibt sich aus ihm nicht von selbst. Die Form dieses Auftretens kann Nachfolge bewirken, aber auch Ärgernis oder bloßes - steril bleibendes - Staunen.

V.

Eine Anmerkung, als Einschub, bevor ich von der Gleichnisrede spreche, zu der Übersetzung, nach der ich zitiere. Sie wird besonders denjenigen stören, ja irritieren, der den Ton der Luther-Bibel im Ohr, um nicht zu sagen *im Blut* hat. Natürlich ist Luthers Übersetzung ungleich schöner. Aber gerade in ihrem ästhetischen Reiz liegt eine Gefahr: die Schönheit dieser Übersetzung kann der Konfrontierung mit dem *Inhalt* dieser Texte, mit dem was sie *sagen* wollen, im Weg stehen. Jener Reiz beruht im übrigen nicht allein auf Luthers Sprachmächtigkeit. Er beruht auch - und dies hat mit Luthers gewaltigem Werk nichts zu tun - auf der historischen Patina, die seiner Sprache zugewachsen ist, denn Luthers Text war ja, zu seiner Zeit, *nicht* archaisierend: Luther wollte (und erreichte) sprachliche Gegenwart. Ein weiteres kommt hinzu. Für viele beruht dieser Reiz zusätzlich darauf, daß der Ton Luthers ein affektiv besetzter Teil der Kindheits-

erfahrung ist. Die Wiederbegegnung mit Luthers Text wird dann, immer wieder, zu einem Proust-artigen Erlebnis: zu »le temps retrouvé«. Die Anhänglichkeit an diesen Text kann also - und dies ist gewiß nicht ungefährlich - auch ein Stück Eigenliebe sein. Die ästhetisch bestimmte Annäherung geht in diesem Fall - und wohl überhaupt - mit Verharmlosung einher. Ein weiterer Einwand schließlich ergibt sich eben aus Luthers Sprachgewalt: diese hat, unvermeidlich, etwas gewalttätig Einebnendes; sie macht die unter sich, in Inhalt und Stil, so außerordentlich verschiedenen Schriften ähnlicher als sie tatsächlich sind. Analoge Einwände gelten übrigens auch für den Text des Hieronymus: auch er sollte nicht privilegiert werden. Ein entscheidender Unterschied zwischen der christlichen und der moslemischen Tradition liegt eben hier: die christliche hängt nicht, von Anfang an nicht, an einer bestimmten Sprache oder an einer bestimmten sprachlichen Gestaltung.

Es liegt auf der Hand, daß die für Jesus charakteristische Form der Äußerung, die Gleichnisrede, zeichenhaft ist: etwas - für jemanden - für etwas. Die Gleichnisse, übrigens, gehören zu den am zuverlässigsten überlieferten Worten von Jesus. Was ist ein Gleichnis? Zunächst zum Sprachlichen. Das griechische Wort lautet *ἰσχυρισμὸς* (von dem ins lateinische gelangten *parabola* wurde das Verb *parabolare* abgeleitet, von diesem stammen das französische und das italienische Wort für »sprechen« *parler* und *parlare*, während das Spanische und das Portugiesische mit *hablar* und *falar* das ältere *fabulare* bewahrt haben). Hier ist nun zu beachten, daß hinter dem griechischen Wort ein hebräisches steht. Dies hebräische Wort, das *masâl* lautet, wurde in der Septuaginta durch *ἰσχυρισμὸς* übersetzt. Das hebräische Wort hatte jedoch eine viel weitere Bedeutung und bezeichnete Aussprüche der verschiedensten Art, die einen Vergleich enthielten. Die Bedeutung des zugrundeliegenden hebräischen Worts wirkt in *ἰσχυρισμὸς* nach, wie es im Neuen Testament gebraucht wird. Auch hier hat das Wort eine weitere Bedeutung als im Griechischen. Man darf ihm also nicht die griechische Bedeutung unterschieben, vor allem nicht die Bestimmung des Begriffs, wie wir sie bei Aristoteles finden (Politeia 11,5; Rhet. 11,20). Das Gleichnis hat also die Zwei-Seiten-Struktur des Zeichens. Sein Signifikant ist ein Vorgang, ein Vorkommnis, eine Erscheinung oder ein Ding der Natur oder der Lebenswelt; sein Signifikat ist ein Vergleich, eine vergleichende Aussage: so wie es *hier ist*, ist es in dem Bereich, um den es mir geht. Das

Signifikat ist also gerade das »tertium« zwischen dem im Gleichnis Präsentierten und dem Bereich, den das Gleichnis *eigentlich* im Auge hat. Dies »tertium« erscheint in den Gleichnissen Jesu zumeist explizit; es wird entweder vorher oder nachher gesagt, was eigentliches Ziel der Aussage ist. Ein Beispiel: »Legt euren Gürtel nicht ab, und laßt eure Lampen brennen! Seid wie Menschen, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten, der auf einer Hochzeit ist, und die ihm öffnen, sobald er kommt und anklopft. Selig die Knechte, die der Herr wach findet, wenn er kommt.« Dies wird dann weiter ausgemalt: »Amen, ich sage euch: Er wird sich gürten, sie am Tisch Platz nehmen lassen und sie der Reihe nach bedienen. Und kommt er erst in der zweiten oder dritten Nachtwache und findet sie wach - selig sind sie.« Dann folgt ein neues, benachbartes Bild: »Bedenkt: Wenn der Herr des Hauses wüßte, in welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er verhindern, daß man in sein Haus einbricht.« Und nun die erneute Herausstellung des »tertium«: »Haltet auch ihr euch bereit! Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, in der ihr es nicht erwartet« (Lk 12,35-40). Auf der einen Seite also die Evozierung eines geläufigen Vorgangs: die Knechte eines Hauses warten nachts auf ihren Herrn, der von einem Fest zurückkehren soll; auf der anderen der Hinweis: so wie hier, so dort. Auf den Unterschied zwischen Gleichnis und Allegorie ist oft hingewiesen worden: in der Tat haben wir in der Allegorie eine Entsprechung Zug um Zug, die im Gleichnis fehlt oder jedenfalls nicht notwendig gegeben ist; bei diesem kommt es zumeist nur auf *einen* Punkt an, in unserem Fall: das Bereitsein. Das Gleichnis wird also verfehlt, wenn man seinen Signifikanten, seine Bildhälfte, *wörtlich* nimmt. Der Signifikant des Gleichnisses ist offen, er deutet nur an, er läßt Raum für weitere Ausgestaltung. Insofern hat das Gleichnis, was seinen Signifikanten angeht, wirklich narrativen Charakter. Daher geschieht es, daß sich sein Signifikant, gerade bei den »schönen« Gleichnissen, ansatzweise verselbständigt und erzählerische, novellenhafte Konsistenz gewinnt. Gleichwohl bleibt es stets, in dem *einen* Punkt, um den es geht, transparent auf dasjenige, wofür es steht.

Man unterscheidet nicht selten vom *Gleichnis* die *Parabel* als eine Unterform: »ein zur Erzählung erweitertes Gleichnis« (RGG, II, Sp. 1614). Beim eigentlichen Gleichnis bezieht sich der Signifikant auf einen konstanten Vorgang. Beispiel: »ist einer unter euch, der seinem Sohn einen Stein gibt, wenn er um Brot bittet, oder eine

Schlange, wenn er um einen Fisch bittet?« (Mt 7,9-10); oder das Gleichnis vom Fischnetz (Mt 13,47-50), oder das von den neuen und den alten Schläuchen (Mk 2,22). Bei der Parabel hingegen bezieht sich der Signifikant auf einen singulären Vorgang, der nun wirklich in Form einer Erzählung erscheint; zuweilen ist es ein ganz ungewöhnlicher Vorgang, wie beim Gleichnis vom »klugen Verwalter«, der, bevor er abgesetzt wird, den Schuldnern seines Herrn die Schuld reduziert, um dann, nach seiner Absetzung, in deren Häusern aufgenommen zu werden (die einleuchtende, beinahe witzige Begründung lautet: »Zu schwerer Arbeit taugte ich nicht, und zu betteln schäme ich mich«, Lk 16,1-8). Zu den Parabeln gehört etwa auch das Gleichnis von den »Talenten« (Mt 25,14-30) oder das von den »Arbeitern im Weinberg« (Mt 20,1-16). Im übrigen gibt es Mischformen: nicht jedes einzelne Gleichnis läßt sich als entweder »eigentliches« Gleichnis oder als »Parabel« einordnen. Auch findet sich eine dritte Form, besonders für Lukas charakteristisch, die sogenannte *Beispiel-erzählung*; diese enthält kein Bild, sondern sucht, anhand eines Beispiels, einen Sachverhalt zu klären. Hierher gehört die Erzählung - eine wirkliche Erzählung - vom »barmherzigen Samariter« (Lk 10,30-37), mit welcher Jesus die Frage beantwortet, die ihm gestellt wurde: »Wer ist mein Nächster?«

Das Gleichnis ist für Jesus charakteristisch, es gehört aber offenbar zur zeitgenössischen rabbinischen Tradition. Gleichnisse finden sich auch, wenngleich selten, im Alten Testament; so das Gleichnis, mit welchem der Prophet Natan David zum Eingeständnis seiner Schuld zwingt (2 Samuel 12,1-4). Gleichnisse gibt es natürlich auch außerhalb des biblischen Bereichs (man denke nur an die berühmten Gleichnisse Homers und Vergils). Aber die Gleichnisse Jesu sind doch von besonderer Art. Auch innerhalb der rabbinischen Tradition unterscheiden sie sich, wie es scheint, durch Schlichtheit, durch unliterarische, unbemühte, nicht »schön« sein wollende Natürlichkeit, durch einen sehr geradlinigen »matter of fact«-Charakter. Gerade die Gleichnisse hätten einer literarisch gestimmten »Erzählerfreude« Ansatzpunkte geboten, sie aber fehlte - zum Glück - den Evangelisten.

Auffallend an den Gleichnissen Jesu ist der Blick für das Konkrete der alltäglichen Welt und der menschlichen Verhältnisse. Beispiele: »Mit dem Himmelreich ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau unter einen großen Trog Mehl mischte, bis das Ganze durchsäuert

war« (Mt 13,33); »Er sagte zu ihnen: Zündet man etwa ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber oder stellt es unter das Bett? Stellt man es nicht auf den Leuchter?« (Mk 4,21); »Das Salz ist etwas Gutes. Wenn das Salz die Kraft zum Salzen verliert, womit wollt ihr ihm seine Würze wieder geben?« (Mk 9,50, vgl. Mt 5,13); oder das Gleichnis von dem Mann, dem ein Feind Unkraut unter den Weizen gesät hatte: wie nun seine Knechte das Unkraut ausreißen wollen, sagt er: »Nein, sonst reißt ihr zusammen mit dem Unkraut auch den Weizen aus. Laßt beides wachsen bis zur Ernte. Wenn dann die Zeit der Ernte da ist, werde ich den Arbeitern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen. Den Weizen aber bringt in meine Scheune.« (Mt 13,24-30); oder die Arbeiter, die Tagelöhner, die Arbeit suchen auf dem Markt (Mt 20,1-16); oder das Verhältnis des Verwalters zu dem reichen Mann, der ihn angestellt hat, in dem zuvor erwähnten Gleichnis (Lk 16,1-8); oder das Benehmen der Gäste bei einem Essen (jeder sucht sich einen Ehrenplatz aus), das Jesus zum Anlaß einer - gleichnishaften - Lehre nimmt (»Wenn du also eingeladen bist, setz dich lieber, wenn du hinkommst, auf den untersten Platz; dann wird der Gastgeber zu dir kommen und sagen: Mein Freund, rück weiter hinauf? Das wird für dich eine Ehre sein vor allen anderen Gästen«, Lk 14, 7-11). In all diesen Gleichnissen wird aus der »Logik des Alltäglichen« hinübergeschritten in die »Logik des Reichs«, wie ein Theologe, auf dessen Hinweise ich mich hier stütze, treffend formuliert (Maximino Arias Reyero, op. cit., S. 107). Sehr auffallend sodann ein nicht weniger scharfer Blick für die Natur. Da ist zunächst der Bereich des Säens und Erntens: so im Gleichnis vom Sämann (Mk 4,3-8), oder, implizit, bei dem Hinweis auf die Raben: »Sie säen nicht und ernten nicht, sie haben keinen Speicher und keine Scheune; denn Gott ernährt sie« (Lk 12,24), oder: »Die Erde bringt von selbst ihre Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre« (Mk 4,28). Auch die Welt der Hirten wird oft berührt; so im Gleichnis vom »guten Hirten«: »Ihm öffnet der Türhüter, und die Schafe hören auf seine Stimme; er ruft die Schafe, die ihm gehören, einzeln beim Namen und führt sie hinaus. Wenn er alle seine Schafe hinausgetrieben hat, geht er ihnen voraus, und die Schafe folgen ihm; denn sie kennen seine Stimme« (Joh 10, 3-4, vgl. Lk 15,4-6). Aber auch die vom Menschen unberührte Natur wird herangezogen: »Seht Euch die Lilien an: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Doch ich sage euch: Selbst Salomo war in all seiner

Pracht nicht gekleidet wie eine von ihnen« (Lk 12,27); oder: »Jerusalem, Jerusalem, du tötest die Propheten und steinigst die Boten, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt, aber ihr habt nicht gewollt« (Lk 13,34). Auch wenn man in Rechnung zu stellen hat, daß von alldem einiges »Volksgut« ist oder zur schriftgelehrten Tradition gehört (Weinberg gleich Israel, Bräutigam gleich Messias), bleibt doch einiges übrig. Vor allem bleibt jene Bezugnahme auf das jedermann Zugängliche, der Appell an sehr Vertrautes. Denn dies ist entscheidend: das Gleichnis entspricht einem *dialogischen* Lehren; in ihm liegt implizit das Element »du kennst doch dies«, »das weißt du doch«. Das Gleichnis sucht - und dies ist das Prinzip des Didaktischen - den Hörenden dort auf, wo er *ist*. Was wir hier vor uns haben, ist »sermo humilis« in einem ganz unliterarischen Sinn, denn die Einfachheit der Gleichnisreden Jesu, wie sie sich in den Evangelien finden, ist nicht literarisch gewollt, sie ist nicht hergestellt: sie ist »einfach« da. In seinem sehr späten Werk »Ecce homo«, einer Art Autobiographie, schreibt Nietzsche über den »Zarathustra«: »Die mächtigste Kraft zum Gleichnis, die bisher da war, ist arm und Spielerei gegen diese Rückkehr der Sprache zur Natur der Bildlichkeit« (Kritische Studienausgabe, G. Colli und M. Montinari, 6, S. 344). Hinter der Maßlosigkeit dieser Selbsteinschätzung verbirgt sich - und nur schlecht - eine Huldigung von »Dionysos« an den »Gekreuzigten«: »die mächtigste Kraft zum Gleichnis, die bisher da war.«

Betrachten wir, abschließend, eines der »großen« Gleichnisse genauer: das vom »verlorenen Sohn« (Lk 15,11-32). Bemerkenswert ist hier zunächst, wie der Sohn, der mit dem ihm zugesprochenen Erbteil in ein »fernes Land« gezogen war und dort dies Erbteil verschleudert hatte, seine Rückkehr begründet. Die Begründung ist überaus praktisch und unsentimental: er hütet die Schweine eines Mannes und möchte von den Futterschoten essen, die diesen vorgeworfen werden, »aber niemand gab ihm davon«; dann heißt es einfach: »Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen, und ich komme hier vor Hunger um. Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen...«. Sodann ist bemerkenswert, wie die Reaktion des Vaters geschildert ist. Explizit wird eigentlich nur gesagt - und dies ist ja eine eigentümlich unbeholfene Formulierung -, daß er »Mitleid mit ihm hatte« (denn eigentlich

geht es, wie das Folgende zeigt, nicht um Mitleid, sondern um ein Aufwallen von Freude).

In der Erzählung heißt es bloß : »Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn«. Das Entgegengehen ist natürlich ein Zeichen, aber sonst ist dies eine normale Begrüßung nach längerer Abwesenheit. Nun sagt der Sohn, was er zu sagen sich vorgenommen hat: »Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen Dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, Dein Sohn zu sein.« Was über die Reaktion des Vaters gesagt wird, ist nun ganz indirekt und zeichenhaft; wir lesen nur: »Der Vater sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand, und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand und zieht ihm Schuhe an. Bringt das Mastkalb her, und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein. Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden«. Lauter Zeichen also: das Gewand, der Ring, die Schuhe, das Kalb. Bemerkenswert ist aber nicht nur die zeichenhafte Indirektheit der Mitteilung, sondern wiederum auch die an das Geläufige, Normale appellierende Konkretheit der Angaben. Zudem: an der Freude des Vaters wird nichts spiritualisiert, vielmehr wird nur gesagt, daß geschlachtet und ein »fröhliches Fest« gefeiert wurde. Ebenso konkret ist die Reaktion des älteren Sohns: »So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte. Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet«. Schließlich die lapidare, sich zur Hälfte schon wiederholende Antwort des Vaters, mit der dies Gleichnis ohne Kommentar schließt (aber der Kommentar ist der Zusammenhang, in dem es steht): »Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein. Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern; denn dein Bruder war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.« *Gezeigt* wird in diesem Gleichnis die jähe Freude eines Vaters. Eine Freude, die nicht begründet werden muß und sich äußert, ihrerseits, in Zeichen. Denn dies Gleichnis ist nicht eigentlich das vom »verlorenen Sohn«, oder, wie es im romanischen Bereich heißt, vom »verschwenderischen«: es ist das von der Freude eines Vaters über die Rückkehr seines Sohns. Ausgang für dies Gleichnis ist die natürliche »Logik« eines elementaren Verhältnisses; sein Signifikant ist diese

»Logik«. Daneben gibt es zusätzliche Signifikanten: einer ist das Verhalten des älteren Sohns und was diesem gesagt wird, ein anderer das zweimalige »war tot und lebt wieder«: der Vater, von dem erzählt wird, kann dies nur metaphorisch meinen, das Gleichnis aber meint es anders. Rückkehr bedeutet Leben.

Im Sinne der angedeuteten Einteilung ist dies Gleichnis weder »eigentliches« Gleichnis noch eine »Parabel«: zwar wird hier ein singulärer Fall erzählt - was der jüngere Sohn tut, ist singulär, und in dieser Situation würde nicht jeder Vater so handeln -, aber der Nachdruck liegt auf dem Appell an das unmittelbar Einsichtige, an das *Normale* eines elementaren Verhältnisses. Hierin gerade liegt das - in einem rein menschlichen Sinn - Rührende dieser Erzählung. Ein Appell ans Normale liegt dann aber auch in dem, was vom Verhalten des *älteren* Sohns erzählt wird, denn hier kommt ein anderes »großes« Verhältnis ins Spiel: das zwischen Bruder und Bruder.

In einem (durchaus instruktiven) Artikel über das Stichwort »Gleichnis« in dem von Herbert Haag herausgegebenen »Bibel-Lexikon« (Einsiedeln, Zürich, Köln 1968) heißt es, daß sich die Gleichnisse Jesu »durch Tiefe des Gedankens, Treffsicherheit, Einprägsamkeit, Straffheit der Gedankenführung und Brillanz der Formulierung auszeichnen« (S. 598). Dieser Satz, der aus einem akademischen Gutachten stammen könnte, ist - im Blick auf seinen Gegenstand - eigentümlich schief: zwar ist er nicht falsch in dem Sinne, daß das Gegenteil dessen zuträfe, was er sagt, er ist aber denkbar unangemessen und *so* gewiß nicht möglich. Überhaupt ist es problematisch, die Gleichnisse Jesu *literarisch* zu würdigen. Diese Gleichnisse enthalten gewiß, wie gerade unser Beispiel zeigt, Poetisches (gerade das Gleichnis vom »verlorenen Sohn« hat André Gide zu einem - freilich kaum überzeugenden - literarischen Werk inspiriert: »Le retour de l'enfant prodigue«, 1907). Die Gleichnisse Jesu sind aber nicht Dichtung; sie sind keine »literarischen Kunstwerke«. Elemente des Poetischen also ohne Zweifel, aber doch nicht Dichtung, nicht Literatur: dies auseinanderzuhalten, im Blick auf die Evangelien insgesamt, die ja - zusammen mit der »Apostelgeschichte« - hinsichtlich ihres Gattungscharakters ganz herausfallen aus den übrigen biblischen Schriften, wäre ein anderes, neues Thema.

Michal Peled Ginsburg
**Leben/Erzählen: Strategien der
 Darstellung bei Flaubert**

»On n'est pas du tout libre d'écrire telle ou telle chose. On ne choisit pas son sujet«, hat Flaubert in einem seiner Briefe geschrieben.¹ Allerdings gibt es verschiedene Beschränkungen - biographische, historische, soziologische, kulturelle -, die die Freiheit eines Schriftstellers begrenzen. Was mich jedoch hier interessiert, ist eine andere Kraft oder eine andere Grenze, die von dem literarischen Text, und zwar von dem Prozeß der Darstellung selbst, hergeleitet wird. Ich möchte hier die These vertreten, daß bestimmte Strategien des Erzählens, die der Schriftsteller - in unserem Fall Flaubert - anzuwenden gezwungen wird, um das Problem der Darstellung, das für sein ganzes Werk grundlegend ist, zu überwinden, daß diese Strategien seinem Text besondere Merkmale aufprägen und Handlungen, Themen und Charaktere bestimmen. Diese Strategien können am besten in den frühen Texten (*Les Mémoires d'un fou*, *Novembre*, die erste *Education sentimentale*) erkannt werden, wo die Suche Flauberts nach einer adäquaten Form der Erzählung deutlich zu sehen ist.

Les Mémoires d'un fou ist eine episodische Ich-Erzählung, in der der Erzähler sich an die Zeit seiner Jugend zu erinnern versucht. Er stellt sich als Wahnsinniger vor, d.h. als jemand, der vollkommen anders ist, und da er seine Jugend, Unschuld und erste Liebe behandelt, stellt er sich und seinen Wunsch als authentisch und einzigartig dar. Die zentrale Episode handelt von seiner unerfüllten Liebe zu Maria, einer verheirateten Frau, die er an der See kennengelernt hat.

Die Widmung, die den *Mémoires d'un fou* vorangeht, formuliert das Problem der Darstellung Flaubert's sehr deutlich:

*ces pages (...) renferment une âme toute entière. Est-ce la mienne?
 Est-ce celle d'un autre?*

*diese Seiten (...) schließen eine ganze Seele ein. Ist es meine eigene?
 Ist es die eines anderen?*²

Der Erzähler, der seinen autobiographischen Text beendet hat, zweifelt, ob er wirklich der Gegenstand seiner Autobiographie ist; wenn

er sein Selbstbildnis ansieht, wird er unsicher, ob er sich selbst darin erkennt, und als Leser seines eigenen Textes findet er, daß er sich selbst entfremdet ist. Das Ich spielt hier die Rolle des Erzählers, Charakters und Lesers, aber paradoxerweise bewirkt diese Verschmelzung keine Einheit. Das erzählende Ich, auch wenn es über sich selbst schreibt, soll einen Charakter schaffen, der, sobald er geschaffen ist, sein eigenes Leben zu haben scheint und sich deshalb der Kontrolle des Erzählers entzieht:

ces pages (...) renferment une âme toute entière (...) peu à peu, en écrivant (...) lame remua la plume et l'écrasa. [S. 230, Hervorhebung durch M.P.G.]

diese Seiten (...) schließen eine ganze Seele ein (...) nach und nach, beim Schreiben (...) die Seele führte die Feder und zerbrach sie.

Die »Seele«, allein dadurch, daß sie dargestellt wird, wird unabhängig und anders als der Erzähler, der deshalb am Ende sich selbst in ihr nicht mehr zu erkennen vermag. Die romantische Autobiographie, die darauf abzielt, das Ich in seiner Besonderheit und Individualität wieder in Besitz zu nehmen, gelangt in eine Sackgasse, wenn der Erzähler klar erkennt, daß der Prozeß der Darstellung die Trennung und Abspaltung des Ich von sich selbst verursacht. Dieses Gefühl der Entfremdung, der Verlust des Selbst durch Selbstdarstellung, den die Widmung im nachhinein so deutlich formuliert, ist in den ganzen *Mémoires* gegenwärtig und bestimmt die Handlung und das Thema des Textes.

Schreiben bedeutet für Flaubert Veräußerlichung eines Teiles seiner selbst und das Zugeständnis einer gewissen Unabhängigkeit an diesen Teil. Deshalb findet man immer am Anfang und als Ursprung einer Erzählung Hauberts ein Subjekt - den Erzähler - der, was außerhalb von ihm liegt, beobachtet. In den *Mémoires* sieht er, sobald er zu erzählen beginnt. Und da er über sich selbst schreibt, genauer gesagt, über den Schriftsteller, der er zu werden versucht, ist es kein Wunder, daß er nicht einfach sich selbst sieht, sondern sich selbst als Sehenden, d. h. als jemand, der ein Bild beobachtet, das seine Einbildungskraft geschaffen hat:

Je fus au collègue dès l'âge de dix ans (...) J'y vécu (...) seul et ennuyé (...) Je me vois encore, assis sur les bancs de la classe, absorbé dans mes rêves d'avenir, pensant à ce que l'imagination d'un enfant peut rêver de plus sublime (...) Je me voyais jeune, à vingt ans, entouré de gloire (...) je voyais l'Orient et ses sables immenses, ses

palais que foulent les chameaux avec leurs clochettes d'airain; je voyais les caavales bondir vers l'horizon rougi par le soleil; je voyais des vagues bleues, un ciel pur, un sable d'argent; je sentais le parfum des ces océans tièdes du Midi; et puis près de moi, sous une tente, à l'ombre d'un aloès aux larges feuilles, quelque femme à la peau brune, au regard ardent, qui m'entourait de ses deux bras et me parlait la langue des houris. [S. 232]

Ich kam im Alter von zehn Jahren ins Collège (...) Da lebte ich (...) allein und gelangweilt (...) Ich sehe mich noch auf den Bänken der Klasse sitzen, in meine Zukunftssträume versunken, in meinen Gedanken, wie sie die Einbildungskraft eines Kindes erhaben träumen kann (...) Ich sah mich jung, zwanzig Jahre alt, von Ruhm umgeben (...) ich sah den Orient und seine ungeheueren Sandflächen, seine Paläste, von Kamelen bevölkert, mit silbernen Glöckchen; ich sah die Stuten am Horizont hüpfen, den die Sonne rot färbte; ich sah blaue Wogen, einen reinen Himmel, eine silberne Sandflut; ich atmete den Geruch des lauen Südmeers; und dann, nah bei mir, unterm Zelt im Schatten einer Aloe mit breiten Blättern ein Weib mit brauner Haut, mit glühendem Blick, das seine beiden Arme um mich schlang und zu mir in der Sprache der Hurls redete.

Die »mise en abîme« dieses Abschnitts, in dem der Erzähler sich als einen Schuljungen sieht, der von sich als einem jungen Mann träumt, der sich wiederum eine orientalische Szene vorstellt, ist sehr charakteristisch für Haubert. Sie zeigt, daß bei ihm Erinnerungen und Einbildung - Autobiographie und Fiktion - dieselbe Struktur haben: beide sind Veräußerungen eines Teils des Selbst, den das Ich dann beobachten kann. Der Unterschied zwischen beiden liegt nur in dem Maß an Differenzierung und Unabhängigkeit, das dem geschaffenen Bild verliehen wird. Die orientalische Szene könnte sich aus einem autobiographischen Bericht von der Einbildungskraft eines (imaginären) jungen Mannes in die Erzählung von einer orientalischen Liebe verwandeln, wenn nur die Frau - das Bild, das der Erzähler geschaffen hat - mehr Leben erhalten könnte, d.h. unabhängig und anders als ihr Urheber würde. Wie die Widmung aber schon angedeutet hat, findet eine Unterscheidung notwendigerweise sogar in der Autobiographie statt, so daß schon jede Autobiographie gewissermaßen fiktiv ist. Diese Erkenntnis stellt das ganze Unternehmen der *Mémoires* in Frage, weil es auf der romantischen Voraussetzung beruht, daß das Ich seine einzige Geschichte in eine Sprache übersetzen kann.

Außerdem ist die Logik der Struktur so angelegt, daß, je abgehobener der veräußerlichte Teil, je unabhängiger von seinem Urheber, und das heißt, je fiktiver er ist, desto eher kann er eine Erzählung hervorbringen. Das bedeutet, daß bei Flaubert die Absicht des Erzählers, eine Erzählung zu schaffen, immer im Widerspruch zu dem narzißtischen Interesse des Ich steht, sich mit seinem Spiegelbild zu vereinigen.

Für Flaubert bedeutet Schaffen das Projektieren eines Teils des Selbst, das Gebären eines Bildes, welches »Ich«, »ein Wahnsinniger«, »eine Frau«, »die Welt« usw genannt werden kann. Dieses Bild muß, um zu leben, von dem Selbst unterschieden sein; es wird so abgesetzt, daß es - wie die Widmung angedeutet hat - nicht mehr als ein Bild des Selbst erkannt werden kann. Das Spiegelbild ist deshalb bedrohlich, eigentlich feindlich und widerstreitend, weil es den Platz des Selbst an sich reißt und es auf diese Weise vernichtet. Daher enthält die Tat des Erzählens unvermeidlich einen aggressiven Konflikt zwischen dem Ich und dem Spiegelbild: die Mitstudenten, die ihn verspotten, der Vater, der ihn verstümmelt, die Frau, die ihn ablehnt.

Es ist jedoch wichtig zu erkennen, daß bei Flaubert die Darstellung der Welt als widerstreitend und feindlich, nicht einfach die Wiederholung des romantischen Klischees ist, in dem die individuelle Einzigartigkeit in Gefahr ist, von einer unverstehenden Welt, zerstört zu werden; dies ist vielmehr, wie ich zu zeigen versucht habe, ein Zwang der aus der Art der Darstellung resultiert. Der Erzähler der *Mémoires* kann nur eine Lösung sehen für die **Bedrohung**, die von der Welt ausgeht, die er geschaffen hat: er zerstört seine Schöpfung, er entfernt das Spiegelbild. Die Zerstörung der Realität, die er erzeugt hat, zeigt sich in verschiedenen Aspekten der Erzählung: die Vergangenheit, die er hervorruft, wird daher als tot dargestellt, (»une série de souvenirs (...) tous confus, effacés comme des ombres (...) souvenirs calmes et riants (...) vous passez près de moi comme des roses flétries.« [S. 235] »eine Reihe von Erinnerungen (...) wirr, verwischt gleich Schatten (...) Ihr ruhigen und lächelnden Erinnerungen (...) ihr zieht an mir vorbei wie welke Rosen.); nachdem er einen ersten Traum erzählt hat, in dem er sich von einer Gruppe bärtiger Männer (die den Vater bezeichnen) verstümmelt sieht, erzählt er einen anderen Traum, in dem er seine Mutter ertränken läßt (S. 233); und schließlich ist die geliebte Frau, Maria, dargestellt als ein Schatten,

ohne Körper, ohne Stimme, an der Grenze zwischen Existenz und Vernichtung, die kurz darauf veranlaßt wird zu verschwinden.

Der Rhythmus der *Mémoires* ist der von Schöpfung, Unterscheidung, Angst vor dieser Differenzierung, die sehr bedrohlich ist, und Ausschaltung der Schöpfung. Und da die Vernichtung des geschaffenen Bildes die Unmöglichkeit die Erzählung weiterzuführen bedeutet, muß der ganze Zyklus wieder beginnen.

Bis jetzt scheint es, als ob die Entfremdung und der Verlust des Ich das Ergebnis der Verdopplung des Ich in der Sprache wären. Das Ich, trotz seiner Erkenntnis, daß es ohne die Schaffung eines falschen Bildes seine Erfahrung nicht in Sprache übersetzen kann, glaubt doch, daß es in seiner Erfahrung immer mit sich selbst zusammentrifft und daß seine Wünsche und Leiden authentisch sind. Es gibt aber eine Episode in der sogar diese Überzeugung in Frage gestellt wird. Gegen Ende des Romans berichtet der Erzähler von einer anderen unerfüllten Liebschaft, dieses Mal mit zwei englischen Mädchen. In dieser Episode zeigt er uns, daß sowohl sein Begehren, als auch seine Sprache nicht authentisch sind, sondern das Ergebnis einer Nachahmung:

*(..)je fis des vers (...) mais ces vers, pour la plupart, étaient faux
 (...) Je me battais les flancs pour peindre une chaleur que je n'avais
 vue que dans les livres; puis, à propos de rien, je passais à une mé-
 lancolie sombre et digne d'Antony (...) et je disais à propos de rien:
 Ma douleur est amère, ma tristesse profonde,*

Et j'y suis enseveli comme un homme en la tombe. [S. 241]

*(..) Ich machte Verse (...) aber die Mehrzahl dieser Verse waren
 falsch (...) Ich schlug mir in die Seiten, um eine Hitze zu malen, die
 ich nur aus den Büchern kannte; dann, mit einem Nichts als Anlaß,
 ging ich zu einer dunkeln und eines Antony würdigen Melancholie
 über (...) ich sagte über Nichts:*

Mein Schmerz ist bitter, meine Trauer tief

Und ich bin drin vergraben, wie ein Mensch im Sarg.

Der Erzähler erkennt, daß die Sprache, ob sie nun die Sprache der Dichter oder seiner eigenen Gedichte ist, sein Begehren nicht ausdrückt, sondern es schafft und dadurch seine Existenz als begehrendes Ich hervorbringt. Mit anderen Worten: er sieht, daß er kein Selbst hat, das vor seiner Darstellung in Sprache existierte. Aber diese Darstellung, die das Selbst hervorbringt, verursacht, wie er schon entdeckt hat, auch seinen Tod, weil er sich selbst in dem Ich, das er

geschaffen hat, nicht erkennen kann. Das Ich also sieht ein, daß es immer schon verdoppelt ist, von sich selbst entfremdet, aggressiv und der Aggressivität untertan, sich in einem prekären Gleichgewicht zwischen Leben und Tod hält.

In den *Mémoires* aber bleibt diese Einsicht ohne Folge. Der Erzähler ist, nach einem Moment der Klarheit, in seine Täuschung zurückgefallen und behauptet, daß das Verdoppeln und die Unechtheit einfach das Ergebnis der Darstellung und nicht die Kennzeichen der Erfahrung selbst sind. Als er deshalb einsieht, daß sein Werk ein Fehlschlag ist, sagt er:

(...) quelle vanité que l'art! Vouloir peindre l'homme dans un bloc de pierre ou l'âme dans des mots, les sentiments par des sons et la nature sur une toile vernie... [S. 242-243]

(...) welche Eitelkeit ist die Kunst! Den Menschen in einem Steinblock abbilden wollen, oder die Seele durch Worte, die Gefühle durch Töne und die Natur auf einer gefirnisten Leinwand darstellen wollen...

Die Einsichten aus der Episode mit den zwei englischen Mädchen gehen aber nicht verloren; sie werden in *Novembre* weiterentwickelt. *Novembre* ist ein zweiter, den *Mémoires* in mancher Hinsicht sehr ähnlicher Versuch des Erzählers, sich an seine Jugendliebe und Jugendträume zu erinnern. Der Roman beginnt als eine Ich-Erzählung, aber gegen Ende des Werkes geschieht etwas Merkwürdiges: der Erzähler stirbt und ein Freund von ihm beendet das Manuskript. Die zentrale Episode des Romans sind die zwei Besuche des Erzählers bei der Dirne Marie, die ihm ihre Lebensgeschichte erzählt.

Marie ist deutlich ein Spiegelbild des Erzählers, ein spiegelndes Gegenteil:

(...) sans nous connaître, elle dans sa prostitution et moi dans ma chasteté, nous avons suivi le même chemin, aboutissant au même gouffre; pendant que je me cherchais une maîtresse, elle était cherché un amant, elle dans le monde, moi dans mon coeur; l'un et l'autre nous avaient fuis. [S. 268]

(...) ohne einander zu kennen, hatten wir beide, sie in der Prostitution, ich in der Keuschheit, denselben Weg beschritten und waren in den nämlichen Abgrund gestürzt, dieweil ich eine Geliebte suchte, hatte sie nach einem Geliebten gesucht - sie in der Welt, ich in meinem Herzen; und beide vergebens.

Marie ist also ein Doppelgänger, ein Spiegelbild, in dem der Erzähler sich selbst sehen kann. Aber sie ist ein Doppelgänger, der vollkommen entwickelt und lebendig ist: da sie eine Dirne ist, erhält Marie, anders als die Maria der *Mémoires*, notwendigerweise einen Körper und eine Geschichte, und sie erzählt diese Geschichte mit ihrer eigenen Stimme. In *Novembre* also findet statt, was in den *Mémoires* vermieden wurde: das Spiegelbild wird sehr abgetrennt, unabhängig und deshalb lebendig, so daß es den Erzähler zu vernichten droht. Diese Bedrohung liegt nicht nur auf erotischer Ebene, wo das Begehren Maries erschreckende Ausmaße zu erreichen scheint –

»*Oui, oui, embrasse-moi, bien, embrasse-moi bien! tes baisers me rejuvenissent (...)*« *Et elle s'appuya la bouche sur mon cou, yfouillant avec d'âpres baisers, comme une bête fauve au ventre de sa victim.* [S. 263]

»*Ja! Ja! KO mich doch! Küß mich doch! Deine Küsse verjüngen mich! (...)*« *Und sie drückte ihren Mund fest auf meinen Hals; sie wühlte mit gierigen Küssen, wie ein Raubtier im Bauch seines Opfers.*

- sondern auch auf der Ebene der Erzählung: denn von einem gewissen Punkt an ist es Marie, die der Erzähler wird und die erste Person an sich reißt.

Wie in den *Mémoires* erschrickt auch hier der Erzähler über die Kraft seiner Schöpfung. Als er erkennt, daß das Verleihen von Leben und Unabhängigkeit an das Spiegelbild die eigene Vernichtung als ein begehrendes und erzählendes Ich bedeutet, zerstört er seine Schöpfung: auch Marie verschwindet. Aber nachdem er Marie eliminiert hat, merkt er, daß er damit auch die Möglichkeit des Erzählens zerstört hat. Er erkennt, daß, um als der andere leben zu können, sein narzißtisches Spiegelbild, die dritte Person, er als Ich sterben muß. Deshalb stirbt er, und aus seiner Asche wird der zweite Erzähler geboren.

Die bedrohende Kraft Maries und der Tod des ersten Erzählers deuten die Gefahren an, die die Darstellung für die Gesamtheit des Ich enthält. Sie funktionieren noch innerhalb der Gegenpole Ich/Darstellung, Erfahrung/Sprache. Aber *Novembre* stellt auch diese Opposition in Frage; die Erzählung zeigt eigentlich, daß die Verdoppelung des Selbst und das Fehlen von Authentizität, die in den *Mémoires* als Ergebnis der Übersetzung von Erfahrungen in Sprache erscheinen, sich schon auf dem Niveau der Erfahrung einstellen. Erfahrung selbst hat nämlich die Struktur von Darstellung.

Dieser Unterschied zwischen den *Mémoires* und *Novembre* wird sehr deutlich, wenn man parallele Episoden der beiden Erzählungen vergleicht. Hier kann ich nur eine solche Episode kurz behandeln. In beiden Werken, gegen Ende der Erzählung, kehrt der Erzähler an einen Ort zurück, der der Schauplatz einer kritischen Erfahrung war. Der Besuch dramatisiert also die Struktur der Erinnerung, die Handlung der Autobiographie, und sollte deshalb in beiden Fällen als Sinnbild des Textes betrachtet werden. In den *Mémoires* ist der Besuch eine Erfahrung von Gleichem und Unterschiedlichem: der Ort ist derselbe und trotzdem ganz anders, weil die Geliebte nicht mehr da ist:

Je revoyais le même océan avec ses mêmes vagues (...) ce même village (...) Mais tout ce que j'avais aimé, tout ce qui entourait Maria (...) tout cela était parti sans retour. [S. 246]

Ich sah denselben Ozean wieder mit seinen gleichen Wogen (...) dasselbe Dorf (...) Aber alles, was ich geliebt, alles, was Maria umgab (...) all das war fort ohne Wiederkehr.

Das Pathos der Szene entsteht durch diesen Gegensatz zwischen gegenwärtigem Mangel und ehemaliger Vollkommenheit. Die Szene dramatisiert die Ansicht, die durchgehend in den *Mémoires* beibehalten wird, daß nur die Verdopplung der Erfahrung in der Sprache mangelhaft ist und nicht die Erfahrung selbst. In *Novembre* jedoch ist es nicht die Opposition zwischen Gleichheit und Unterschied, die dem Erzähler auffällt, sondern der fundamentale Mangel an »Heimlichkeit«, die Tatsache, daß man nie einen Platz hat, der einem nur selbst gehört:

«O mon Dieu, se dit-il, est-ce qu'il n'y a pas sur la terre des lieux que nous avons assez aimés, où nous avons assez vécu, pour qu'ils nous appartiennent jusqu'à la mort, et que d'autres que nous-mêmes n'y mettent jamais les yeux!» [S. 276]

«Oh mein Gott«, sagte er, »gibt es denn keine Stätte auf Erden, die wir genug geliebt, wo wir lange genug gelebt haben, auf daß sie uns bis zum Tode gehöre und nie von anderen Augen als den unsrigen erblickt zu werden vermöchte!«

Der Mangel ist grundlegend, wesentlich, immer vorhanden. Es ist ein Mangel, nicht weil man etwas verloren hat, sondern weil man nie wirklich etwas besitzt. Erfahrung selbst, und nicht nur ihre Darstellung in der Sprache, ist der Schauplatz des Verlustes und der Teilung.

Die Entfremdung, die die Darstellung zu charakterisieren scheint und sie dadurch von der Erfahrung unterscheidet, befindet sich

schon auf der Ebene der Erfahrung, und das Fehlen des Zusammenstreffens des Ich mit sich selbst ist nicht einfach die Folge der literarischen Schöpfung, sondern es ist die Folge des Bewußtseins, das selbst Schreiben ist. Sobald es Erinnerung, oder Begehren, oder Sprache gibt, d.h. sobald es ein Ich gibt, ist das Ich verdoppelt, von sich selbst getrennt und entfremdet, und diese Trennung wird erlebt als Verlust, aber als ein Verlust, der sich immer schon ereignet hat und deshalb nicht vermieden oder ausgeglichen werden kann.

Der Verlust und die Entfremdung des Ich können nur um den Preis der narzißtischen Sterilität und Zerstörung vermieden werden; sie können aber angenommen und als Ursprung von Kreativität behandelt werden.

Diese letzte Stufe, das Akzeptieren des Todes und der Entfremdung als schaffende Kraft, ist schon in *Novembre* versucht worden. Dort hat der Erzähler seinem Spiegelbild ein Leben, eine Stimme und einen Körper verliehen: die Dirne Marie ist der Erzähler geworden. Später stirbt der Erzähler und dadurch bringt er den zweiten Erzähler zur Welt, der anders als er ist, aber andererseits eine Geschichte zu erzählen hat. In der ersten *Education sentimentale* wird dieses Verhältnis zwischen Erzähler und Charakter weiter entwickelt.

Die erste *Education sentimentale* ist die Geschichte von zwei Freunden. Der eine, Henry, geht nach Paris, um zu studieren, verliebt sich in eine verheiratete Frau und flieht mit ihr nach Amerika. Dort kommt die Liebschaft, durch Armut und Langweile, zum Ende. Die zwei kehren nach Paris zurück, und Henry wird ein erfolgreicher, bürgerlicher Lebemann. Der andere, Jules, bleibt in der Provinz, wo er sich langweilt, träumt und Briefe an Henry schreibt. Er trifft eine Schauspieltruppe, verliebt sich in eine Schauspielerin Lucinde, und glaubt, daß auch sie ihn liebt. Der Direktor der Truppe verspricht ihm eines seiner Stücke zu inszenieren. Aber die Truppe verläßt die Stadt, und Jules entdeckt, daß Lucinde die Maîtresse des Direktors ist. Allein und enttäuscht, verzichtet er auf Liebe und Erfolg und entscheidet sich, sich der Kunst zu weihen.

Man kann sagen, auf einer Ebene erzählt die erste *Education sentimentale* die jetzt wohlbekannte Geschichte der allmählichen Differenzierung zwischen dem Selbst und seinem Spiegelbild, die die vorhergehenden Werke trotz ihrer Schöpfer manifestiert haben. Jules und Henry, die am Anfang spiegelnde Gegenteile sind (sie nennen

sich »La moitié de moi-même«, S. 289), werden am Ende durchaus andere: »Ils ne pensaient de même sur quoi que ce soit et n'envisageaient rien d'une manière semblable« [S. 366] (»Sie dachten anders über alle Dinge und sahen nichts von derselben Seite an«.). Dieser Prozeß der Differenzierung, durch den das Spiegelbild anders wird, ist, wie wir schon gesehen haben, der Prozeß der »Darstellung«, der durch Bewußtsein, Begehren, Erinnerung oder Erzählung unvermeidlicherweise hervorgerufen wird. Die Besonderheit der *Education* aber ist, daß sie die vollständige Trennung zwischen Jules und Henry als ihren Ausgangspunkt nimmt.

Während in den vorhergehenden Werken angenommen wurde, daß ein einziges Ich durch die Notwendigkeit des Bewußtseins, der Erinnerung und des Schreibens ein Spiegelbild geschaffen hat, über das es, als seine eigene Schöpfung, verfügen kann, wie es möchte, setzt die *Education* als ihren Ausgangspunkt nicht ein einziges Ich voraus, das sich geteilt hat, sondern eine Zweiheit, eine Trennung, die eigentlich von Anfang an da ist, früher als jegliches Begehren, Erinnern oder Schreiben. Diese Änderung ist das Ergebnis der Einsichten, die in den *Mémoires* und *Novembre* gewonnen wurden, wo ja gezeigt wurde, daß das Spiegelbild das Ich, ebenso wie das Ich das Spiegelbild, schafft, daß ein Charakter ein Erzähler, ebenso wie ein Erzähler ein Charakter, werden kann, und daß beide - Sprache und Erfahrung - jeweils der Ursprung des anderen sind. Deshalb wird in der *Education* der eine Teil des Ich nicht als Schöpfer des anderen Teils betrachtet, nicht als authentischer, origineller und mit Kontrolle über den anderen gesehen. Der Unterschied zwischen der ersten *Education* und den *Mémoires* liegt nicht so sehr darin, daß das eine ein Roman ist und das zweite eine Autobiographie, daß das eine in der ersten Person erzählt wird und das zweite in der dritten; vielmehr liegt der Unterschied darin, daß in der *Education* der Erzähler von dem narzißtischen Zirkel ausgeht und - statt sein Spiegelbild zu betrachten - sich selbst in zwei gespalten sieht.

Da die Opposition zwischen Schöpfer/Schöpfung, Erzähler/Charakter, Ich/Spiegelbild sich als imaginär erwiesen hat, soll das Verhältnis zwischen Jules und Henry auf andere Weise definiert werden. Der Konflikt, der die Bewegung der vorhergehenden Werke bestimmt hat, ist - wie wir gesehen haben - ein Konflikt zwischen - auf der einen Seite - einem narzißtischen Versuch des Ich, seine imaginäre Gesamtheit und Einheit durch die Verdrängung jedes Anzei-

chens seiner Trennung von sich selbst zu schützen - auf der anderen Seite - die Erkenntnis, daß dieser narzißtische Versuch zu Sterilität und Tod führt und daß das Ich nur durch die Annahme und das Ausbeuten seiner eigenen Entfremdung überleben und erzählen kann. In der *Education* werden diese zwei widersprüchlichen Einstellungen jede bis zu ihrem logischen Ende weiterentwickelt; die erste in Henrys und die zweite in Jules' Figur. Was vorher als aufeinanderfolgende Momente derselben Geschichte - Projektion und Ausschaltung, Schöpfung und Vernichtung - dargestellt wurde, wird jetzt als zwei verschiedene und unabhängige Möglichkeiten gesehen.

Während Henry für das narzißtische Ich steht, stellt Jules das Projektieren dar, das nicht mehr die Schöpfung eines Spiegelbildes ist. Im 24. Kapitel, das die ganze Begegnung der *Tentation de Saint Antoine* schon ahnen läßt, projiziert Jules sein Begehren, gibt ihm Leben und betrachtet es (S. 324-327). Diese Projektion jedoch ist nicht mehr ein Versuch des Ich, was es betrachtet, wieder in Besitz zu nehmen und seine verlorene Einheit wiederzuerlangen, sondern sie ist eine Zerstreung des Ich in die Welt, die es geschaffen hat, in einer Weise, die keine dialektische Wiedererlangung erlaubt. Was diese Veränderung möglich macht, ist, daß Jules, anders als der Erzähler der *Mémoires* oder *Novembre*, nicht nur ein Bild schafft, mit dem er notwendigerweise ein narzißtisch-erotisch-aggressives Verhältnis hätte unterhalten müssen, sondern eine Reihe von Bildern schafft, von denen ihm jedes einzelne, da sie alle seine Projektion sind, kein vereinigt Bild von sich selbst zurückgeben kann. Jules wird von der narzißtischen Versuchung durch die Viehahl seiner Schöpfungen gerettet; er verzichtet auf die Faszination eines Bildes, um ein anderes schaffen zu können. Die Bewegung der Schöpfung und Vernichtung, Leben und Tod, der vorhergehenden Werke, wird hier von einer Bewegung der Versuchung und Entsagung ersetzt und dieses Ersetzen garantiert die Vermehrung der Schöpfung.

Es gibt noch eine andere Veränderung, die am deutlichsten in der Episode gesehen werden kann, die die Begegnung zwischen Jules und dem Hund beschreibt.

Man kann beweisen, daß diese Begegnung in einer Landschaft stattfindet, die in den *Mémoires* und *Novembre* die Szene der narzißtischen Verdopplung, der Schöpfung des Spiegelbildes charakterisiert. Die Episode ist also eine Verwandlung der Szene der Begegnung mit der geliebten Frau oder der Hervorrufung der Vergangen-

heit. Aber während in den vorhergehenden Werken das Ich den Unterschied zwischen sich selbst und dem Bild, das es notwendigerweise schaffen mußte, zu vermeiden und zu vernichten versuchte, sieht der Erzähler in der *Education* ein, daß das Wichtigste ist, diesen Unterschied zu erhalten: das ist es, was Annehmen des Todes und der Entfremdung bedeutet. Deshalb kann Jules in dieser Episode den Hund und seine Bedeutung nicht verstehen;³ das Spiegelbild bleibt unbekannt und unbegreiflich.

Die Schlüsse der ersten *Education sentimentale* sind verhältnismäßig optimistisch: der narzißtische Antrieb (Henry) war sehr deutlich von der Akzeptierung der Entfremdung (Jules) unterschieden und getrennt. Im weiteren Verlauf des Romans ist der »schlechte« Teil des Ich, Henry, allmählich verschwunden, und Jules, jetzt als treuer Künstler dargestellt, rückt immer mehr in das Zentrum der Erzählung. Darüber hinaus wird an diesen Stellen, die die *ars poetica* Jules' beschreiben, Jules als voll erkennbares Objekt dargestellt und tatsächlich als Spiegelbild des Erzählers selbst. Während Jules seinen Tod als ein Ich akzeptiert und die Unmöglichkeit, seine Schöpfung völlig zu begreifen, hingenommen hat, ist der Erzähler selbst in die narzißtische Identifikation, deren Täuschung sein eigener Text freigelegt hat, zurückgefallen.

Diese Spaltung des Textes, in dem Einsichten, die in einem Teil gewonnen werden, in einem anderen Teil wieder verloren oder verdunkelt sind, stellt die Voraussetzung in Frage, die für die *Education* grundlegend ist. Nämlich, daß man die narzißtische Sterilität und die Akzeptierung der Entfremdung, den narzißtischen Glauben an Einheit und Gesamtheit und die Hinnahme der Kastration, das Imaginäre und das Symbolische, auseinanderhalten kann. Sie zeigt, daß eine binäre Opposition - wie jene zwischen Jules und Henry - ihren Antrieb aus der imaginären Ordnung erhält und eigentlich die narzißtische Geste par excellence ist. Der Wunsch des Ich, sich mit seinem Spiegelbild zu vereinen, sollte aufgegeben werden, weil er die Erzählung verhindert. Aber die Annahme der Entfremdung bedeutet nicht, daß man jenseits des Narzißmus ist. Der Tendenz, das Imaginäre und das Symbolische gegenüberzustellen, und die Überschätzung des Symbolischen, die beide ihre Wurzeln in den strukturalistischen binären Oppositionen und der Überschätzung der Sprache haben, muß man widerstehen, obgleich man sagen kann, daß das Vorhandensein dieser Tendenz den unvermeidlichen Rückfall in

Narzißmus enthüllt; sie deckt eine Wahrheit auf, die sie nicht beherrschen kann.

Mit anderen Worten: Der grundlegende Konflikt zwischen dem narzißtischen Interesse des Ich, sich mit seinem Spiegelbild zu vereinigen, und der Haltung des Erzählers, seine eigene Entfremdung anzunehmen, um eine Erzählung erzeugen zu können, dieser Konflikt wird bei Flaubert in drei verschiedenen Weisen dargestellt: Erstens: Diese zwei Kräfte sind aufeinanderfolgende Momente derselben Geschichte, die dann konsequenterweise eine Geschichte der Täuschung und Enttäuschung ist. Sie beschreibt eine Entwicklung, eine »Education«, und erlaubt eine Totalisierung dieser verschiedenen Momente, d.h. sie erlaubt eine Wiedererlangung des Selbst als vereinigte Gesamtheit. Zweitens: Die zwei Kräfte sind nicht aufeinanderfolgende Momente, sondern zwei Aspekte des Selbst, die nebeneinander existieren. Statt einer Entwicklung gibt es eine Spaltung des Ich. Aber da diese zwei Aspekte oder zwei Antriebe als unterschiedlich und getrennt gesehen werden, wird es möglich, einen Antrieb zurückzudrängen und den anderen in eine neue Einheit zu transformieren. Drittens: Diese zwei Antriebe existieren nebeneinander, aber in solcher Weise, daß die Trennung des einen von dem anderen nicht möglich ist; der eine zieht den anderen herbei. Die Möglichkeit des Subjekts, seiner Irreführung zu entkommen (Fall 1) *und* die Möglichkeit, einen Teil des Selbst zurückzudrängen (Fall 2), sind unterhöhlt. Der Tendenz, diese drei Modelle als drei Stufen in einer Entwicklung zu sehen, muß man widerstehen, weil man sonst in das erste Modell zurückfällt. Dieser Rückfall jedoch ist genau das, was man nicht vermeiden kann.

Wir haben gesehen, wie Flaubert in seinen frühen Texten bestimmte Strategien angewandt hat, um ein Problem der Darstellung, das sein eigener Text hervorgebracht hat, zu überwinden. Diese Strategien geben der Erzählung eine bestimmte Form und schreiben die Handlung, Charaktere und Themen vor. Obwohl wir die Hauptwerke nicht diskutiert haben, können wir schon ahnen, wie und warum ihre wichtigsten Merkmale entstanden sind: Die sogenannte Objektivität Flauberts, seine Abwesenheit als ein Subjekt in der Erzählung; die Unbegreiflichkeit oder das Fehlen der Bedeutsamkeit seiner Charaktere; die Serien-Struktur - z. B. der Versuchungen in *Saint Antoine*, der Liebhaber in *Madame Bovary*, der Begehrensobjekte in *Un coeur simple*, der Fächer des Wissens in *Bouvard et Pécuchet*; und

schließlich das generelle Merkmal, die Spannung zwischen Entwicklung und einer Struktur der statischen Wiederholung.

Ich habe versucht zu zeigen, daß bei Haubert das hauptsächliche Problem darin besteht, einen Text hervorzubringen, eine Strategie zu finden, die ihn überhaupt zum Erzählen befähigt und daß spezifische Themen, Handlungen und Charaktere ausgewählt werden, weil sie sich als Lösungen für diese Probleme anbieten. Das Ziel des Textes liegt deshalb nicht außerhalb von ihm, in etwas, das der Text zu verdoppeln sucht, sondern das Ziel des Textes ist seine eigene Existenz, die Erzeugung des Textes selbst. Das ist jedoch keine kleine Sache: da das Ich entdeckt, daß es nicht existiert vor seiner Darstellung in Sprache, ist die Entstehung des Textes auch die Geburt und das Leben des Ich. Dieses Leben aber kann man nicht von dem Tod unterscheiden: der Erzähler kann nämlich auf keine Art seine Existenz als Ich durch die Erzählung wiedererlangen.

Da das Ich nirgendwo vor seiner Darstellung existiert, kann man nicht richtig sagen, daß diese Darstellung »referenziell« sei, von einem Ich handle: der Referent und das Ich als Referent sind Effekte des Textes. Das bedeutet aber nicht, daß der Text, gemäß der strukturalistischen Logik, einfach selbstreferenziell ist, daß er einfach von dem Prozeß der Darstellung selbst handelt. Die Beziehung zwischen Darstellung und Erfahrung ist nicht eine der Opposition. Da die Entstehung des Textes und die Schöpfung eines Subjekts gleichzeitig vor sich gehen, kann man sagen, daß es bei Flaubert keinen Unterschied zwischen referenziellem und selbstreferenziellem Text gibt, daß dies eine andere Opposition ist, deren imaginären Charakter sein Werk aufweist.

Anmerkungen

- 1 Brief an Mme. Roger des Genettes, 1861.
- 2 Gustave Haubert, *Oeuvres complètes* (Paris: Seuil, Ed. L'Intégrale, 1964), I, S. 230. Alle Stellenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe und werden im Text direkt angeführt. Übersetzungen von Rudolf Soomer (*Les Mémoires*) und Ernst Sander (*Novembre*).
- 3 Jonathan Culler, *Haubert: The Uses of Uncertainty* (Ithaca: Cornell University Press, 1974), S. 54-66.

Hartmut von Hentig

Die Rehabilitierung der Erfahrung in der Pädagogik

Es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges von Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe.

Sigmund Freud, Studien über Hysterie

Es gibt Gründe für die Behauptung, die »Verwissenschaftlichung« sei der Pädagogik nicht bekommen. Es gibt ebenfalls Gründe - ebenso gute und ebenso viele - für die Behauptung, ohne den systematischen Einsatz objektivierender Erkenntnismethoden und -mittel sei weder eine gesellschaftliche noch eine persönliche Verantwortung für die Erziehung und Unterrichtung der Kinder und jungen Menschen mehr möglich. Ich denke, die beiden Gruppen von Gründen sollten einander Respekt einbringen: Wer gegen die Verwissenschaftlichung der Pädagogik antritt, sollte dies tun, indem er die Pädagogen im richtigen Gebrauch der notwendigen Wissenschaftlichkeit unterweist; wer der Wissenschaft die gebührende Geltung in der Pädagogik verschaffen oder auch nur erhalten will, sollte helfen, deren Fehler und Verfehlungen auszuräumen - und dazu gehört zunächst natürlich, daß man sie zugibt.

Freilich, erst hier - nach diesem Formelkompromiß - beginnt meine eigentliche geistige und moralische Aufgabe: die Auseinandersetzung mit denen, die ihn für sich längst eingegangen sind und dennoch anderes tun und verkünden als ich; die Klärung und Sicherung der Begriffe, die bisher für anderes taugen mußten- für Kampfoder doch Unterscheidung (»Pädagogik«, »Erziehungswissenschaft«, »Sozial-

siation«, »Erfahrung«, »Theorie« usf.); die allmähliche inoffensive Entwicklung einer Lehre und Praxis des Erziehens und Unterrichtens, die dem Formelkompromiß gerecht wird.

Die *Erziehungswissenschaft*- als eine moderne *social science* – hat sich in Deutschland erst nach dem Zweiten Weltkrieg, genauer, mit dem Anbruch der 60er Jahre, voll entwickelt. Es ging damals darum, einen Wandel von großer Tragweite vorzubereiten, zu vollziehen und gesellschaftlich verantwortbar zu machen: Man konnte sich der bloßen Tradition nicht länger anvertrauen, und man hatte noch keine gemeinsame Erfahrung mit dem Neuen, ja, man hatte keine gemeinsamen Vorstellungen, aus welchen Gründen es worin bestehen müsse.

Die Mehrzahl der Antworten lagen außerhalb der Domäne dessen, worüber Pädagogen nachzudenken, worüber sie Bescheid zu wissen pflegen. Andere Gesellschaftswissenschaften - die Soziologie, die Ökonomie, die Verhaltensforschung, die Betriebs- und Verwaltungslehre - traten gerufen oder aus eigenem Recht ein; die schon weit entwickelte Psychologie - Entwicklungs-, Lern-, Sozialpsychologie - wurde mit dem Attribut »pädagogisch« versehen und erlebte alsbald, wie die philosophisch überbaute, aufbewährtem Usus beruhende »handwerkliche« Pädagogik ihr fast widerstandslos wich; die vergleichende (historische und strukturelle) Kulturanthropologie entzog ihr die letzten abendländischen Gewißheiten.

All diese Wissenschaften konnten mit gleichsam geeichten Instrumenten verlässliche oder - weil prinzipiell überprüfbar auch - prinzipiell Verlässlichkeit beanspruchende Daten liefern; sie hatten im Rahmen ihrer eigenen Kautelen internationale Geltung; sie mußten das bis dahin nur vorgegebene Wissen von der Wirklichkeit einbringen, für deren Bewältigung Pädagogik zuständig ist, und taten es zugleich unter einem meist ausgesprochenen Auftrag, z. B. Chancengleichheit herzustellen, Begabungsreserven auszuschöpfen, die Wirksamkeit der Unterweisung zu erhöhen (die »Durchlaufgeschwindigkeit« und die »Übergangsquote«, die »Lernbereitschaft« und die »Behaltensdauer«), Sozialisationsmuster und -gelegenheiten auszumachen, denen die veranstaltete Pädagogik nutzen oder denen sie widerstehen sollte. Das Nachdenken über die Bestimmung und die Grenzen der »menschenschaffenden« Tätigkeiten Erziehen und Bilden schien durch das Grundgesetz einerseits und den sich in seinem Rahmen vollziehenden politischen und ideologischen Streit der

pluralistischen Gesellschaft andererseits abgelöst worden zu sein. Politische Entscheidung und wissenschaftliche Feststellung - sie, so schien es, sollten fortan die Pädagogik bestimmen.

Nicht erst 20 Jahre danach, sondern fast parallel mit ihrem Siegeszug sind das so aufgehäufte Wissen, das eingewöhnte Verfahren, die mit beiden verbundenen Bewertungen in Frage gestellt worden. Und nicht nur die Pädagogik, die sich - statt sich der anderen Wissenschaften zu *bedienen* - aufgegeben zu haben schien, geriet angesichts von sich verselbständigenden und fehllaufenden Entwicklungen ins Zwielficht. Die Hoffnung der Gesellschafts- und Humanwissenschaften, es den Naturwissenschaften gleichzutun, ihre Neigung, die Stirnmigkeit ihrer Fragen und die Ganzheit ihres Gegenstandes der Stimmigkeit ihrer Verfahren und der Gewißheit ihrer Ergebnisse zu opfern, ihre Vorliebe für Quantität, Vergleichbarkeit, Verallgemeinerungsfähigkeit haben ihre in der Erziehungswissenschaft zusammengetragenen Erkenntnisse dem pädagogischen Handeln gründlich entfremdet. Zusammenhang, Ganzheitlichkeit, Anschaulichkeit und Individualität - sie sind für die Erziehung und Bildung nicht weniger wichtig, im Gegenteil! Zugleich: Was fiele der - wie andere Wissenschaften - nach dem Prinzip der Arbeitsteiligkeit fortschreitenden *Erziehungswissenschaft* schwerer als dies!

Wenn ich dies sage, will ich nicht in den Positivismusstreit zurückkehren. Ich glaube sogar, daß die Besessenheit, mit der man sich in den letzten Jahrzehnten den wissenschaftstheoretischen Fragen gewidmet hat, die Pädagogik von ihren größeren Problemen abgelenkt hat. Es ging in meinem Urteil nie darum, aus ihr eine »reine Erfahrungs-Wissenschaft« zu machen, sie primär auf Empirie zu gründen und den Anteil der definitorischen, normativen, auf Wertsetzung und Introspektion beruhenden Momente so gering zu halten wie möglich; es ging auch nie darum, sie ganz dem dialektischen Verhältnis von ökonomischen Bedingungen und rechtfertigendem Bewußtsein auszuliefern, und schon gar nicht, dem einen oder anderen von beiden allein. Es ging eher darum, wie die Pädagogik - womit ich die Aufgabe, die Tätigkeit und die Theorie zugleich meine - die Erfahrung als Quelle ihrer Erkenntnis nutzt und wie sie solche Erfahrung mit dem ganz andersartigen Wissen verbindet, das sie von den Erziehungs-Wissenschaften bekommt.

Ich unterscheide vereinfachend zwischen »Erfahrung« und »Empirie« zugunsten eines offeneren, untechnischen Erfahrungsbegriffs.

Die Unterscheidung beruht auf umgangssprachlichen Untertönen, die schnell verschwinden, wenn man zu definieren beginnt. Erfahrung schließt immer eine ungedeckte, subjektive Sicherheit gegenüber den Erscheinungen ein. Man hört diese in Sätzen mit wie »Als erfahrener Segler wird er nahende Böen rechtzeitig erkennen, den Fallwind vom Land her berücksichtigen, Halsen wenn irgend möglich vermeiden, den Anker im richtigen Augenblick werfen...« In dem Satz ist mit ausgedrückt: Wer (solche) Erfahrung hat, kann handeln, auch wenn es anders kommt; er ist in der Lage, das jeweils Geforderte zu tun; er kann und muß es nicht notwendig vorher- und schon gar nicht weitersagen; ja, er »weiß« es nicht mit Notwendigkeit. Erfahrung - man wird nicht müde, es zu wiederholen - ist nicht vollständig übertragbar, bleibt immer mit der Person verbunden, die sie »hat«; sie gilt zwar über die jeweilige Situation, über die hier und jetzt zu tuende Tat hinaus, ist also allgemein, aber doch nicht verallgemeinert. In schwierigen, unvorhersehbaren Lagen springt das richtige Handeln für das unvollkommene Wissen ein. Kurz: Erfahrungswissen trägt immer ein gewisses Risiko. Empirisches Wissen dagegen ist die methodisch kritisierte und daraufhin verallgemeinerte, vollständig mitteilbare Beobachtung, in der das Risiko, ob die Behauptung über den Sachverhalt auch wirklich so sei, durch systematische Bemühung um Falsifikation auf das äußerste gegenwärtig mögliche Minimum verringert ist.

Man kann nun erkennen: »Erfahrung« taugt unmittelbar für's Handeln, »Empirie« eher für die Herstellung der Bedingungen des Handelns. Es ist nicht nur lohnend, sondern geboten, zu fragen, ob diese beiden Formen von Erfahrungswissen vereinbar sind und wie. Welche Gültigkeit hat eine Theorie, in der eine der Falsifikation nicht zugängliche Erfahrung unmittelbar neben Daten steht, die strenger empirischer Überprüfung unterworfen worden sind? Wen stört diese Mischung und warum? Was gibt, wohlgemerkt immer innerhalb der »Pädagogik«, den Ausschlag, falls das eine dem anderen widerspricht - die Erfahrung, die Handlungssicherheit gewährt, oder die empirische Feststellung, die vor allem Erkenntnissicherheit gewährt (und damit oft falsche Handlungssicherheit zu zerstören trachtet)? Was konstituiert jene zusammenfassende Theorie? - Karl Poppers Frage, was eher dagewesen sei: die Theorie (Hypothese) oder die Beobachtung, finde ich so müßig wie er, aber anders als er verfolge ich sie darum auch nicht weiter.' Ja, sein Ergebnis bestätigt mich in meiner

These, daß Wissenschaft mal »Eimer« sein kann (als »bucket« faßt sie die Beobachtungen schlüssig zusammen) und mal »Taschenlampe« (als »searchlight« leitet sie das Beobachten an).

»We learn only from our hypotheses what kind of observations we ought to make: whereto we ought to direct our attention; wherein to take an interest... Observations play, however, an important role as *tests* which a hypothesis must undergo... If the hypothesis does not pass the examination, if it is falsified by our observations, then we have to look around for a new hypothesis. In this case the new hypothesis will come after those observations which led to the falsification or rejection of the old hypothesis.«

»Denn was für Beobachtungen wir zu machen haben, lernen wir von Hypothesen: worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten und wofür wir uns interessieren sollen... Bei der Überprüfung, der wir eine Hypothese unterziehen müssen, spielen jedoch Beobachtungen eine wichtige Rolle... Wenn die Hypothese diese Prüfung nicht besteht, wenn sie durch unsere Beobachtungen falsifiziert wird, müssen wir uns nach einer anderen Hypothese umsehen. In diesem Fall tritt die Hypothese *nach* der Beobachtung auf, die zu der Falsifikation oder Verwerfung der alten Hypothese geführt hat.« (S. 346)

Da wir in der Praxis nie vom Nullpunkt ausgehen, sind unsere Hypothesen immer schon eine Folge einer, wie unbewußt auch immer, »falsifizierenden Beobachtung«; wir werden nicht mit Hypothesen geboren, sondern bilden sie uns auf Grund von Erfahrung. Poppers Entscheidung für »Wissenschaft als Taschenlampe« und gegen »Wissenschaft als Eimer« ist, mit anderen Worten, eine Gabe der Forschungslogik, nicht ein Ergebnis der Forschungswirklichkeit. Je nach dem, was ich erklären will - das Entstehen von Wissenschaften oder ihre Stringenz - werde ich mit der Theorie oder der Wahrnehmung beginnen. Geht es um Unterstützung oder Korrektur des pädagogischen Handelns, spielt weder die Reihenfolge von Hypothese und Beobachtung noch die Reinheit der Komposition eine Rolle.

Will man eklektische Willkür vermeiden, kann man sich auf eine dialektische Grundfigur einigen: die Erkenntnis stellt sich durch einen kritischen Prozeß ein, der prinzipiell weitergeht. Nichts hat Karl Popper, auf den ich mich eben berufen habe, hartnäckiger bekämpft als »Dialektik«. Seine Argumente gelten freilich der Hegelschen und in deren Folge der Marxschen Dialektik, nicht der formalen platonischen: dem Wechselspiel zwischen *dihairesis* (Teilung/Analyse) und *Synagoge* (Zusammenführung/Synthese). Seine -

äußerst scharfsinnige - Kritik überzeugt mich, sie bestärkt mich aber zugleich, an der allgemeinen Figur der dialektischen Bewegung der Erkenntnis festzuhalten. *Trial and error* - Poppers Prototyp für das Vorgehen der menschlichen Erkenntnis' - bleiben gerade auch nach seiner Darstellung auf *einer* Ebene, der von hier Annahme/Setzung/Hypothese und *da* Kritik mit der Folge der Abstoßung/Zurückweisung/Ausschaltung oder natürlich auch Bestätigung. Es bleibt ein zweidimensionales Modell, das weder etwas über die Entstehung der Annahme/Hypothese noch etwas über die vieldimensionalen Wirkungen aussagt, die in der Pädagogik jeder Eingriff hat, nichts also über die Folgen der Folgen.

Dies hier sind die Vorwürfe, die Popper den Dialektikern macht - und diesen Vorwürfen kann ich gut ausweichen:

- sie geben sich einem fahrlässigen bis fälschenden Gebrauch von Metaphern hin (eine These *bringt* die Antithese *hervor*; beide *streiten* miteinander; am Ende werden sie in der Synthese *aufgehoben*)³;
- sie erkennen die Bedeutung von Widersprüchen für die Entwicklung des Gedankens richtig, sind aber über deren Fruchtbarkeit so entzückt, daß sie sie bewahren und bestätigen, statt sie zu beseitigen;
- sie verwechseln eine häufig zutreffende Beschreibung eines geistigen Prozesses mit »Logik«, genauer: mit der Methode der Deduktion.

Dergleichen habe ich nicht vor. Bei mir ist Dialektik selber Metapher; sie löst keine Methode ab; sie *beschreibt* Bewegungen, sie *schreibt* sie nicht *vor*. Ja, ich will mit ihr dem Denken und Handeln gerade das ersparen, was der eigentliche Anlaß und die Quintessenz von Poppers Kritik waren: die Dialektiker dogmatisieren ihre aufklärerische Lehre und erstarren darin.⁴

Ich tue dies alles, ohne eine neue Theorie der Wissenschaft aufzustellen. Ich breche nicht aus der Fiktion von der Einheit der Wissenschaft aus, die seit der Renaissance gilt, fruchtbar ist, unsere Erkenntnis akkumulierbar und kritisierbar macht, sie als Progress organisieren läßt. Ich halte (naiv?) an der Möglichkeit fest, daß es nur eine Wirklichkeit gibt und daß diese uns zugänglich ist. Ich opfere dem »Sinnverlangen« nicht die Hoffnung auf gemeinsame, intersubjektive Erkenntnis. Kurz, ich nehme das lockende Angebot von Hans Blumenberg, mir die »Lesbarkeit der Welt« durch eine Pluralität der Wirklichkeiten, durch ein Bekenntnis zum »Historismus« zu sichern', nicht an. Ich fühle mich nicht stark genug - weder sprachlich,

noch intellektuell, noch moralisch -, um, wie Paul Feyerabend, »against method« zu sein, mich prinzipiell der verständigen Bemühung um Kontinuität und Gemeinsamkeit selbst schon der Mittel zu entschlagen.⁶ Ich sehe keinen Grund, in der anderen Richtung das »Leben im Labor« für besonders aufschlußreich zu halten - in ihm nicht etwa nur ein neues Paradigma wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zu sehen, sondern die schon wirksame Realität der modernen Wissenschaften, die von Bruno Latour und Steve Woolgar⁷ ermittelt und beschrieben worden ist und die Helga Nowotny⁸ zur Vorhersage einer »Wissenschaft ohne Wissen« anregt: In ihr geht es nicht mehr um Kenntnisse von Sachverhalten, sondern um die Disposition über die Informationsmittel. Das codierte und gespeicherte Wissen tritt gegenüber den Verfügungstechniken zurück. *Diese* werden zum Gegenstand der Wissenschaft. Das Wissen fällt gleichsam auf die Straße, wird Sache von Heilpraktikern und Ombudsmännern, von alternativen Volks-Hochschulen und halb-okkulten Literatur - der Weiter- und Wiedergabe von Mund zu Mund.

Dazu könnte es - auch in der Pädagogik - durchaus kommen. Noch sind wir, meine ich, nicht so weit. Die Pädagogik, die bisher von beidem gelebt hat - dem handwerklichen Alltagswissen und dem von der Wissenschaft bereitgestellten Wissen - kann unter drei Voraussetzungen mit beidem weiterleben:

- a) Die Erfahrung muß gegenüber der Erziehungswissenschaft und -theorie auch theoretisch gestärkt werden; sie muß wissen, daß und warum sie in ihrer Subjektivität vor den objektiven Erkenntnissen bestehen kann, ja, daß sie zu deren Integration, zur Handlungsfähigkeit, zur pädagogischen Individualisierung notwendig ist;
- b) die Erziehungswissenschaft darf sich nicht weiter verselbständigen - aus dem Wunsch nach immer größerer Exaktheit, Gewißheit und Vollständigkeit, als Folge der fortschreitenden Arbeitsteilung, unter dem Diktat rechtlicher, fiskalischer, administrativer und standespolitischer Systemzwänge; sie muß auf die Erfahrung hören lernen, ohne darüber ihre kritische Aufgabe zu versäumen;
- c) es müssen Erkenntnis-Verfahren zugelassen oder erfunden werden, die ermöglichen, daß Erfahrung verläßlich und wiederfindbar in ihnen aufgeht; es müssen zugleich Verfahren zugelassen oder entwickelt werden, die es Lehrern ermöglichen, unmittel-

bar aus ihrer eigenen Lage zu lernen, gleichsam wissenschaftlich auf ihre Erfolge und Schwierigkeiten zu reagieren.

Dies alles läuft auf die einfache und, weiß Gott, nicht neue Forderung hinaus: daß Pädagogik nicht mit Erziehungswissenschaft identisch sein darf. In der gegenwärtigen Situation muß sie besondere Anstrengungen machen, sich aus dieser vorübergehenden Gleichsetzung zu befreien. Die Erziehungswissenschaft muß - was sie schon auf breiter Linie zu tun beginnt - sich wieder der Phänomene statt nur der Strukturen und Gesetze annehmen. Die Forscher müssen zur Beobachtung ins Erziehungsfeld zurückkehren und zunächst wieder beschreiben lernen, was es dort gibt - wissend, daß sie es im Lichtkegel einer benannten Aufgabe, einer vorgefundenen Schwierigkeit, einer mitgebrachten Theorie sehen. Dieses Bewußtsein soll sie nicht begrenzen, im Gegenteil, es soll sie nötigen, andere Standpunkte einzunehmen oder doch gelten zu lassen, und sie in jedem Fall daran hindern, nur die Phänomene ins Auge zu fassen, die sich einer bestimmten Methode fügen. Sie werden sich dann weder einem bequemen Subjektivismus noch einem nicht minder bequemen Objektivismus hingeben.

Was sie dabei erkennen, wird notwendig anders sein, wenn sie sich an der Verantwortung für die Praxis beteiligen, - weil dann andere Schwierigkeiten, andere Aufgaben und vielleicht zunächst einfach weniger Theorie ins Spiel kommen. So falsch es ist, die Vorteile einer wenigstens vorübergehenden Trennung von Beobachter und Beobachtetem, von Subjekt und Objekt der Beobachtung zu leugnen, so falsch ist es, die Erkenntnis nicht zu beachten, die dem Handeln unmittelbar entspringt und unmittelbar in dieses zurückkehrt - bloß weil man nicht weiß, wie man sie einfangen soll. Das Gebot der Verallgemeinerung gilt mit solcher Härte, daß wir Erkenntnisse lieber verfallen lassen als sie, da sie von Subjektivität »verunreinigt« sind, in die pädagogische Lehre aufzunehmen und zu nutzen.

Die Handlungsforschung hätte mit diesen falschen Skrupeln durch eine entsprechende Theorie brechen können, aber sie hatte primär etwas anderes im Sinn: die Rettung der von den Forschungs-subjekten bedrohten Forschungsobjekte. Nicht nur weil in der Erziehung das Urteil der Opfer zählt, sondern um der Einsicht und Wirksamkeit der Pädagogik willen teile ich den Wunsch, daß die Objekte zu Worte kommen. Es ist mir ebenso wichtig, daß die »Er-fahrung« der Täter nicht weiter unterschlagen, verdrängt, vergewal-

tigt wird. Das chronisch schlechte Gewissen der Lehrer gegenüber der erziehungswissenschaftlichen Theorie macht sie in erster Linie zu schlechteren Lehrern. Ein gewisses Maß an Subjektivität ist berechtigt und am Platz - sollten sie sich selber sagen - in einem Lebensbereich, in dem es um Individuen und ihre besonderen Schicksale, Beziehungen, Bewertungen geht - solange die Subjektivität als solche bewußt ist.

Die Mißachtung für die Erfahrung ist noch so groß, daß es sich lohnt, »Erkennen durch Handeln« wenigstens zeitweise zum Programm zu erheben - zuzuhören, was die Täter sagen -, bis der Ausgleich geleistet ist. Das bedeutet Bescheidung in der Erziehungswissenschaft. Wie eine weiche Währung, so erfährt auch eine weiche Disziplin Aufwertung durch Zurücknahme. Eine bewußte, freiwillig vorgenommene Deflation der pädagogischen Forschungsprogramme ist besser als die, die uns gegenwärtig durch Haushaltskürzungen auferlegt wird. Die letztere freilich könnte ein Anlaß zur ersteren sein. Beschreibung und in ihr die Wahrnehmung dessen, was passiert, so daß man darauf reagieren kann, schließt Analyse und Systematik nicht aus, sie ist vielmehr eine notwendige Voraussetzung dazu. Das ist der bedeutendste Vorzug der Rutter-Studie (1980) und des sogenannten Kessen-Berichts über China (1975): daß sie zunächst eine Ganzheit erfassen wollten. Ähnliche Ganzheiten gelingen den Autobiographien, die darum auch ein besonders gutes Instrument der Lehrerbildung sind: anschaulich, einprägsam, durch den bestimmten Fall auf ein allgemeines Prinzip verweisend, das sich durch Wiederholung als solches zu erkennen gibt. Zwei oder drei gegenseitige Bestätigungen durch Fälle/Fallstudien überzeugen mehr als methodisch begründete Verallgemeinerungen, wenn diese abstrakt bleiben.⁹

Der Vergleich mit anderen gesicherten, selbstbewußten Wissenschaften könnte ermutigen; mit der Medizin z. B. oder mit der Geschichtswissenschaft. Medizin ist eine auf Handeln gerichtete *ars*; Historie ist ein auf eine sehr komplexe, sehr individuelle Wirklichkeit gerichtetes Erkennen. Darin gleichen sie der Pädagogik. Bei beiden versagt letztlich die arbeitsteilige, die isolierbare Einzelteile herauslösende und sie nach formalen Gesetzen wieder zusammenführende (»koordinierende«) Methode. In der Medizin kehrt man sich allmählich von diesem mechanistischen Modell der Naturwissenschaften ab; man beginnt konsequenterweise damit, daß man ihren Gegen-

stand neu definiert - die Gesundheit; diese ist kein objektiver Sachverhalt, sondern ein subjektives Befinden, ja ein aktiv-subjektives. Der Auftrag der Medizin ist dadurch noch anspruchsvoller als der der Pädagogik: Erkennen und Heilen durch Handeln. Heilung heißt, sich seiner Verhinderungen entledigen.^{1°} In der Geschichtswissenschaft gibt man wieder zu" daß man seinen Gegenstand durch Vollständigkeit eher verliert als sichert, ja, die unübersehbare und unübersichtliche Fülle von Tatbeständen und Beziehungen wird nicht schon in der Analyse, sondern erst in der Synthese des Historikers durchsichtig, greifbar, verständlich. Seine wichtigsten Mittel dazu sind Beschreibung und Erzählung, und diese wiederum leben von Anteilnahme, Dramaturgie, Verantwortung - von den geistigen Beweggründen des Handelns.

Das Vor-Bild der pädagogischen Beschreibung ist nicht die Video-Camera, sondern die Literatur: die Wiedergabe von Erfahrenem in der Sicht einer Person - zugespitzt auf eine bestimmte Wirkung, dramatisiert zum Austrag einer bestimmten Einsicht oder Stimmung.

Praktisch heißt dies: Es muß Schulen, Heime, Lehrwerkstätten, Jugendzentren usw. geben, an denen die dort arbeitenden Pädagogen auch Zeit, Anreiz und Anleitung zur Wiedergabe, zum Austausch und damit zur Kritik ihrer Erfahrung haben. Der Anreiz würde zum größeren Teil in der Aussicht bestehen, daß die Praxis selber dadurch besser zu werden verspricht. Das war eine Devise für die Bielefelder Schulprojekte: Sie sollten Spielraum zum Beobachten und Nachdenken gewähren und ermöglichen, daß Kritik Folgen hat. Eine solche Wissenschaft stünde eher im Dienst der Wirklichkeit - der Schüler, Lehrer, Eltern - als die für sich organisierte, wenn schon mit der Lehrerbildung an den Hochschulen verbundene. Ihre schriftliche Produktivität wäre vermutlich geringer, aber auch das könnte ein Vorteil sein. Die schier ungehemmte Produktivität beinahe aller Sozialwissenschaften ist für diese selbst erstickend. In einem einzigen Halbjahreskatalog eines deutschsprachigen pädagogischen Verlages finden sich so viele Titel, von denen ein vernünftiger Lehrer meint, er *müsse* etwas dazu wissen, wie er in Jahrzehnten fleißigen Lesens nicht bewältigen *kann*. Er weiß zudem, wie schnell das Wissen veraltet. Er findet daneben ebenso viele, wenn nicht mehr, Titel, deren Abstraktheit und Leere ihn abstoßen: zum hundertsten Mal wird hier das gleiche Problem abgehandelt und abgewandelt - und ist doch stets ungelöst geblieben. Machen wir die Probe:

Ein relativ unbekannter, aber in der Pädagogik breit engagierter Verlag legt ein Programm von 120 Druckseiten vor - auf jeder Seite sind mindestens drei Bücher vorgestellt. Ein anderer allgemeiner Verlag mit einer pädagogischen Abteilung wirbt mitten in der pädagogischen »Rezession« für rund zwanzig Neuerscheinungen im Jahr. Und solcher Verlage gibt es Dutzende ! Das Angebot läßt sich in sechs Typen ordnen:

1. Bücher mit herausfordernden wichtigen Themen, bei denen man weiß, man müßte sie alle lesen,
2. Bücher mit Themen, an denen man schon ermüdet ist, zudem in einer erziehungswissenschaftlichen Styropor-Sprache formuliert,
3. Bücher mit Themen, deren Pathos und funktionalistischer Wichtigtuerei man spontan mißtraut,
4. Bücher, in denen bedeutende oder schwierige Erbstücke der Vergangenheit thesauriert werden - ohne Zusammenhang untereinander oder mit der Gegenwart,
5. Bücher mit engen Spezialthemen,
6. Bücher mit globalen »Pädagogik-als«-Themen und »Pädagogik-und«-Themen, die, wenn sie ihrem Titel gerecht werden, alles oder nichts zu behandeln versprechen.

Ich greife im folgenden für die Typen 1. bis 6. Beispiele heraus und beschränke mich, um der Auswahl eine größere Beweiskraft zu geben, auf zwei Verlage: die beiden oben skizzierten. Jeder Leser mag diesen Versuch auf andere Verlagskataloge ausdehnen. Er wird meine Beispiel-Liste mühelos weiterführen können, weil es sich nicht um eine spezifische Schwäche bestimmter Verlage handelt, sondern um die sich in ihrer Produktion spiegelnde Lage der Erziehungswissenschaft. Hinter jedem genannten Titel mag ein ausgezeichnetes Buch stehen - nicht darum geht es hier, sondern um das Mißverhältnis zwischen der täglich erfahrenen Hilfsbedürftigkeit der praktischen Pädagogik und dem Warenangebot der Erziehungswissenschaft.

Die bereitgestellte Thematik entmutigt

1. durch ihre erkennbare, unausweichliche, widersprüchliche Wichtigkeit
 - Erziehung zur Gerechtigkeit
 - Erziehung zum Frieden
 - Erziehung zur Wehrpflicht
 - Schulfernsehen

Mein Kind hat Angst

Problemkinder

Lernzielorientierter Unterricht - revidiert

Experimentelle Untersuchung zum Methodenwechsel im Unterricht

Allgemeinbildung durch Berufsbildung

Die Bildungsreformpolitik der X-Partei in den Jahren von 1945 bis zur Gegenwart

Das sprachgeschädigte Kind in der Vorschulerziehung

Integration von Gastarbeiterkindern,

2. durch ihre Routiniertheit und Banalität, um nicht zu sagen Abgedroschenheit

Entwicklung und Veränderung kognitiver Strukturen

Entwicklung durch Erziehung

Lernen durch Fragen

Lernen im non-direktiven Unterricht

Notenelend in der Grundschule

Didaktisches Planen und Handeln

Theorie und Praxis des offenen Unterrichts

Interaktionsanalyse im Unterricht

Qualifizierung und Chancengleichheit in Schulklassen

Strukturanalytische Untersuchung der Schulklasse

Lehrer auf dem Weg zur Bildung

Berufsberatung, Berufseinmündung und berufliche Bewährung,

3. durch ihr Pathos und/oder ihren Funktionalismus

Umdenken lernen

Lernziel Menschlichkeit

Lernprozesse und Partizipation bei Arbeitsstrukturierung

Curriculum X - Bestandsaufnahme und Kriterien zu einer Neukonzeption auf der Grundlage entscheidungs- und kompetenztheoretischer Erkenntnisse

Fachdidaktik/Organisationslehre/Datenverarbeitung, alternative Analyse, Konzepte und Modelle im Sekundär- und Tertiärbereich

Beziehungstheoretische Didaktik

Das Datenfeedback als Instrument der ProzeBevaluation innovativer Schulentwicklung

Probleme einer Organisationsentwicklung in der Schule zur

-
- Strategie des Survey Feedback
 Agogische Aktion als Handlungsforschung in der Lehrerbildung,
4. durch die historische Beliebigkeit
 Lebensnähe, Lebensferne und Realismus in den pädagogischen Ansichten von Michel de Montaigne
 Das pädagogische Denken Teilhards de Chardin
 Eine Grundlegung der Pädagogik in der Frühphilosophie Ludwig Wittgensteins
 Das pathosophische Denken Victor von Weizsäckers
 Die Sophia-Lehre bei Klemens von Alexandrien
 Die pädagogischen Ansätze amerikanischer Transzendentalisten
 Hitlers pädagogische Maximen
 Eigentum und Erziehung bei Pestalozzi
 Sexualität in der Pädagogik des späten 18. Jahrhunderts
 Der Begriff der »Großdeutschen Bewegung« und seine Bedeutung für die Pädagogik Herman Nohls,
5. durch ihre Spezialisiertheit
 Das wirtschaftskundliche Hörspiel als didaktisches Medium
 Genetisch-adaptiv aufgebauter rechnergestützter Kleingruppenunterricht
 Über die Möglichkeit non-verbaler Information in technischen Problemlösungsaufgaben
 Illustriertenanalyse in der Sekundarstufe II - Theorie und Praxis
 Kindheit und Jugend im Rahmen von Aldous Huxleys Charaktergestaltung
 Der Wortschatz im Englischunterricht der Bundesrepublik Deutschland und der DDR
 Konzipierung und Erprobung eines integrativen Konzepts der Unterrichtsforschung dargestellt und entwickelt anhand eines Projekts zur Verkehrserziehung
 Empirische Untersuchungen zur Streß-Wirkung audiovisueller Selbstkonfrontation auf Stotternde,
6. durch ihre Unklarheit und/oder Allgemeinheit
 Dialektik und Pädagogik
 Erziehung und die Sachen
 Erziehungsidee und Schulwirklichkeit
 Deutschunterricht und Ideologie

Biologie und Erziehungswissenschaft
Moral und Erziehung
Sinn und Grenze christlicher Erziehung
Sprechen und Verstehen
Lernen in Freiheit
Erziehung und Gesellschaft
Lehrer und Schüler
Schule im Widerspruch

Über dieser Produktion gehen große pädagogische Verlage in Konkurs oder beenden ihr pädagogisches Programm. Es wird nicht mehr gelesen!

»Wir haben uns in der Annahme geirrt, der Rückgang der Studentenzahlen und der Zwang zur guten Examensnote würde bei Studenten und Lehramtsanwärtern zu einer größeren Hinwendung zum Buch führen. Vor allem ist bedrückend zu sehen, wie gering die Neigung von Lehrern ist, sich nach einigen Jahren Berufspraxis noch mit Fachliteratur auseinanderzusetzen.«

Wer eine pädagogische Zeitschrift herausgibt, weiß dieses Klagegedicht eines Verlegers mitzusingen - und weiß zugleich auch, daß dies nicht an den Lehrern und Studenten allein liegt. Das ihnen gemachte Angebot überzeugt sie nicht davon, daß sie es brauchen. Wir haben in unserer Gesellschaft einen schädlichen Überhang von Theorie über das Handeln, von Worten über Taten, von Wörtern über Worte. Theorie ist die verbreitetste Form gesellschaftlichen Handelns geworden. Institute, Kommissionen, Stiftungen, gelehrte Gesellschaften, Akademien, Behörden, Fakultäten reagieren selten auf eine Erkenntnisnot oder ein Lebensproblem, sie befriedigen keine Neugier, sie beschäftigen sich mit Aufgaben, die sie selber planvoll hervorbringen, zur ebenso planvollen Selbsterhaltung: mit dem Erfinden von Strategien zur Entwicklung interdisziplinärer Forschungsmuster, mit der Schließung von Lücken in der vergleichenden X-Forschung, mit der Anpassung der Ausbildungsgänge Y an die Vereinheitlichung der Besoldungslaufbahn y, mit der Bestandsaufnahme wichtiger Probleme der Fakultät Z, mit Forschungs-Design und Antrag auf Drittmittel, mit Dokumentation und Rechenschaft ... Und dies alles in »professioneller Solidarität« (Konrad Adam, FAZ 16.1.1982), also ohne die geschuldete gegenseitige Kritik, um derentwillen die verfaßte Wissenschaft in unserer Republik so deutlich privilegiert ist, von anders begründeter Gewohnheit, von Schlendrian und Eitelkeit gar nicht zu reden.

Pädagogen, die selber weder lesen noch forschen, können zu beidem nicht erziehen. Es wird also alles bleiben, wie es ist. Schreibend kann man da nichts verändern. Äußerungen wie diese hier erreichen immer nur den, der sie nicht nötig hat. Wir müssen Einsicht in Handeln umsetzen, Verhältnisse schaffen, in denen das Lesen Freude bereitet und Forschen eine Funktion über sich selbst hinaus hat.

Zu allen Zeiten ist Pädagogik immer mehr gewesen, als man von ihr wissen kann. Zu allen Zeiten hat Pädagogik an beidem teil - an Realität und Idealität, am Schulstubenmief und den Gefilden Homers, an Nachsitzen und Charakterbildung, an Pauken fürs Examen und Entfaltung der geistigen Persönlichkeit. Wohl ihr, wenn sie sich in der Mitte halten kann. Der Gegensatz war und ist gesund, ja, er konstituiert die Pädagogik. Die Politik, die ihr wichtigster Auftraggeber, gleichsam ihr Wille ist, die Wissenschaft, die als ihr Ratgeber und Gegenstand zugleich fungiert, die Philosophie, die ihre kritische Vernunft, ihr Gewissen darstellt - sie bringen untereinander eine nützliche Spannung hervor, die zu erfahren und aushalten zu lernen einen wichtigen Teil der Erziehung ausmacht. Für den Lehrer kommen sie meist erst in der pädagogischen Praxis zusammen. Gesetze und Richtlinien, Abhandlungen und Untersuchungen, das Nachdenken-über-den-Sinn haben einen Grad von Abstraktheit und Komplexität erreicht, daß sie sich nur noch in der Ebene der Notwendigkeit aufeinander einlassen - oder in der des folgenlosen Spiels. Ja, es scheint, daß es Pädagogik, die ein Ganzes aus allen drei Elementen sein will - die also nicht in gesellschaftlichen Zwecken oder Wissen oder Gewissen aufgeht -, in gar keiner anderen Dimension gibt als der von Handeln und Erfahrung. Es hat keinen Zweck, sie woanders lernen und bestimmen zu wollen - auch nicht bei diesem Autor, solange er nicht von seinem Handeln berichtet.

Anmerkungen

Dieser Beitrag ist zugleich Vorwort des Buches: Hartmut von Hentig: Erkennen durch Handeln. Versuche über das Verhältnis von Pädagogik und Erziehungswissenschaft. Stuttgart 1982 (Klett-Cotta).

- 1 Karl R. Popper: The Bucket and the Searchlight: Two Theories of Knowledge (1948) in: Objective Knowledge (Appendix), Oxford 1972 (Oxford University Press), S. 346.

- 2 »There is no road, royal or otherwise, which leads of necessity from a >given(set of specific facts to any universal law. What we call>laws(are hypotheses or conjectures which always form a part of some larger system of theories (in fact, of a whole horizon of expectations) and which, therefore, can never be tested in isolation. *The progress of science consists in trials, in the elimination of errors, and in further trials guided by the experience acquired in the course of previous trials and errors.*«
 »Es gibt keinen Weg, weder einen königlichen noch einen gemeinen, der mit Notwendigkeit von einer >gegebenen(Konstellation von besonderen Tatsachen zu universalen Gesetzen führt. Was wir >Gesetze< nennen, sind Hypothesen oder Vermutungen, die stets Teil eines Systems von Theorien sind... und die darum nie für sich überprüft werden können. Der Fortschritt der Wissenschaft besteht in Versuchen (trials), in der Ausschaltung von Irrtümern (errors) und in weiteren von der Erfahrung angeleiteten Versuchen – einer Erfahrung, die im Verlauf früherer Versuche und Irrtümer erworben worden ist.« (Popper 1948, S. 359).
- 3 Das Zitat in Anm. 2 zeigt freilich, daß auch Popper gefährlichen Metaphern aufsitzt: »trial« und »error« sind vielleicht harmlos, aber »guided by the experience of...« ist es bestimmt nicht.
- 4 Vgl. Hartmut von Hentig: »Die Dialektik der Reform«. Einleitung zu: Aufwachsen in Vernunft. Kommentare zur Dialektik der Bildungsreform, Stuttgart 1981 (Klett-Cotta)
- 5 Hans Blumenberg: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt am Main 1981 (Suhrkamp)
- 6 Paul K. Feyerabend: Against method. Outline of an anarchistic theory of knowledge, London 1975 (New Left Books)
- 7 Bruno Latour/Steve Woolgar: Laboratory Life, A Social Construction of Scientific Facts, Beverly Hills 1979 (Sage Publications)
- 8 Helga Nowotny: Leben im Labor und draußen: Wissenschaft ohne Wissen? Anmerkungen zu neueren Ansätzen innerhalb der Wissenschaftssoziologie, Typoskript 1982. Helga Nowotny verdanke ich den Hinweis auf Latour und Woolgar.
- 9 Vgl. Hartmut von Hentig: »Noch nicht festgelegt, Anregungen für die Lehrerbildung« in: Aufwachsen in Vernunft, Kommentare zur Dialektik der Bildungsreform, Stuttgart 1981 (Klett-Cotta).
- 10 Rainer Haun: Der befreite Patient. Wie wir Selbsthilfe lernen könne. Eine Alternative zum Medizin-Konsum. München 1982 (Kösel).
- 11 Gerard Labuda: Gegenstand und Methoden der/einer Kulturgeschichte; Vortrag im Rahmen eines Colloquiums am Wissenschaftskolleg zu Berlin, März 1982. Abgedruckt in diesem Buch Seite 185.

Bruno Hillebrand

Gottfried Benn heute

Das ist eine Frage, das ist keine Feststellung in Form einer Festrede. Denn wer von uns weiß schon, wo wir heute stehen. Die Maßstablosigkeit mag unser Unglück sein, aber die Ehrlichkeit, mit der wir uns das Fehlen aller Normen und Maßstäbe eingestehen, ist auch unser Gewinn. Ich denke an den heutigen Stand der Literatur, wenn ich so spreche, an den Standpunkt ehrlicher Reduktion. Denn ich kann Literatur nur mit Literatur vergleichen, und auch da nur auf einigermaßen adäquaten Ebenen abwägen, ich kann Gottfried Benn nicht in Verhältnis setzen zu ökonomischen oder politischen Fakten des Jahres 1982. Das wäre wieder der alte Fehler, alles durcheinander zu werfen, die Börsenkurse, die Kriegserklärungen, das Bruttosozialprodukt, die statistischen Zahlen des Arbeits- und Wohnungsmarktes. Und dieses Mixtum compositum dann als Schablone auf die literarische Textur halten und sagen: es paßt oder es paßt nicht. Wenn wir so fragen: Gottfried Benn heute - dann fragen wir literarisch im spezifischen Sinne dieser Bewußtseinsliteratur mit ihrer Basis aus existentiellen Protokollen.

Was geht uns das noch an? Wie geht es uns an - wenn es uns überhaupt noch angeht. Wenn ich ganz aufrichtig bin, muß ich fragen: was geht es mich an? Das Gedicht beispielsweise - wenn es mich anspricht. Vielleicht nur mit einer Zeile, mit einer Metapher, die mich anstößt, mit einem Bild, das mich trifft. Denn literarisch kann ich nur von mir selbst sprechen. Das hängt zusammen mit den fehlenden Normen, die selbst den Restauratoren nicht mehr verbal zur Hand sind. Auch als Hochschullehrer verfüge ich axiologisch nicht über Normen. Wer das tut in meiner Lage, bezieht die Maximen seines Urteilens ganz sicher aus den Lagerhallen irgendeiner Weltanschauung. Das heißt nicht, es ermangele der Zunft an Rüstzeug, Regeln, historischem Überblick. Ganz im Gegenteil, die Methoden der Literaturwissenschaft waren noch nie so vielfältig und raffiniert, wie sie das heute sind. Nur handelt es sich dabei um quantifizierte Kategorien, um aufklärerische Begriffsformen, Erkenntnis-kategorien also, die verdinglicht dastehen ohne Identität mit idealiter gesetzten

Seinskategorien. Gerade letztere haben wir nicht zur Hand - nicht mehr. Es hieße, mit gezinkten Karten spielen, wenn wir mit Sein oder Wesen oder Substanz kategorial operieren würden. Hier liegt die Schwierigkeit. Denn die Dichtung Gottfried Benns basiert insgesamt auf den Vorstellungen eines Idealismus, der für uns historisch geworden ist. Benn war der letzte poetische Botschafter jenes metaphysischen Reiches, dessen Gründung einerseits Platon zuzuschreiben ist, dessen Wurzeln andererseits im Alten Testament stecken. Christlich ist die Tradition allemal, kein Wunder bei der Herkunft aus dem Pfarrhaus über Generationen hin. Der Wahlspruch dieses gottverlassenen Mannes mit eingefleischter Gottesfurcht lautete, uneingeschränkt durch die Jahrzehnte seines Schaffens: »Fanatismus zur Transzendenz«.

Wie verhalten wir uns einem poetischen Bewußtsein gegenüber, das notorisch behauptet, wertkategorial gäbe es nur den reinen absoluten Geist als Maßstab, alles andere sei Bruch? Diese Botschaft durchzieht mit gehämmerten Thesen das Werk. Gemessen an der Ausschließlichkeit spiritueller Setzung sei die Geschichte bankrott. Die westliche Zivilisation sei wertlos, seit sie der materiellen Steuerung verfiel, seit sie verlassen ist von Idealität und Transzendenz. Die empirische Wirklichkeit sei ohne sinngebende Instanz, nackte Tatsächlichkeit, ohne Mythos, ohne Religion, ohne einheitstiftende Substanz. Nur der Künstler bewahre noch in platonischer Urerinnerung das Wissen einer tieferen Verbindlichkeit, der Verbundenheit mit ideellen Kräften, die sich der Geschichte des Menschen jedoch für immer entzogen haben. Botschaften bedürfen der Wiederholung, und so wiederholt sich durch die Jahrzehnte in diesem Werk das von Nietzsche übernommene »Artistenevangelium«, die Kunst sei die einzige und letzte metaphysische Tätigkeit innerhalb des abendländischen Wertzerfalls. Der Künstler sei der einzige, der wertend mit den Dingen dieser Welt noch fertig werde. Dieser apodiktischen Formel also stehen wir heute gegenüber, konsterniert zumindest, wenn nicht ablehnend. Was fangen wir damit an?

Natürlich können wir einfach konstatieren, philologisch manifestieren: das war einmal, also historisieren. Natürlich können wir, wenn wir noch können, mit Illusionen arbeiten, wie das die Generationen vor uns mit Goethe gemacht haben, einfach so tun, als ob alles noch sei wie früher. Einfach aneinanderkneten, Goethe und Hölderlin und Rilke und Benn. Aber welchen Dienst würden wir uns damit

erweisen? Oder wir können zur Vernichtung schreiten, weil wir selbst nicht weiter wissen, weil wir kaputt sind, wie man so sagt. Dann schießen wir mit den Geschützen des Anarchismus in den Scherbenhaufen der Geschichte. Oder wir nehmen die Tradition ernst und begreifen dadurch vielleicht, wo wir heute stehen. Ohne Illusionen, aber nicht hoffnungslos. Mit der Feststellung des Verlustes hängt ja notwendig die Frage nach dem Verbleib einer Sache zusammen. Also, wir können weder sagen, das gibt es noch, das müssen wir schützen und wieder aufleben lassen, noch sollten wir sagen: das ist alles passé, das berührt uns nicht mehr. Vielmehr ist zu fragen, wo kam das eigentlich her, was hat das bedeutet, welchen historischen Wandlungen war dieser »absolute Geist« unterworfen, bis er sich in unserem Jahrhundert endgültig relativierte und verflüchtigte?

Dann lesen wir erneut die Essays, die Prosa, manche der Gedichte Benns und stehen mit unserer Frage kompromittiert da. Das Werk duldet keine Versöhnung - abgesehen von einigen Versen, und darauf komme ich noch zu sprechen. Vorerst spreche ich vom Anspruch, von der Unerbittlichkeit, mit der in diesem Werk die antinomischen Thesen vertreten werden: »wer Leben sagt, ist schon gerichtet« - das ist der Kernsatz des Prosastücks *Weinhaus Wolf* in dem die poetischen Maximen sich zentrieren. Ich verweise auf die Qualität dieser kompromißlosen Prosa, die in aller Kürze die Antithese bündelt. Und ich zitiere daraus, um den Tonfall zu vermitteln: »Ich sah im Weinhaus einen Traum. Ein sehr ruhiger Tierwärter führte menschliche Lebewesen weißer Hautfarbe im Kreise herum, bis sie sich verfärbten. Dann sperrte er ihnen das Gebiß auf und schrie: Geist oder Leben - Verwirklichung von Geist im Leben ist nicht mehr.« Mit der weißen Rasse sei es zu Ende, mit ihren Genuß- und Machtansprüchen, mit ihrer Ausbeutung. »Was berechtigte diese Völker, die Übrigen zu leiten? Das war es, was ich mich fragte, was in dieser Richtung wiesen sie vor?« Und die Antwort lautet: nichts weisen sie vor, das substantiell diese Berechtigung absichern könnte. Materialismus und Utilitarismus als zivilisatorische Anmaßung werden zum Selbstgericht. Seit der Geist das Leben verlassen hat, blieb enthumanisierte Geschichte als brutales Instrumentarium zurück, faktizitär ausgerichtet auf Handeln, Machtakkumulation, abgesichert durch Mord. »Handeln ist Kapitalismus, Rüstungsindustrie, Malplaquet - Borodin - Port Arthur -: 150000 Tote, 200000 Tote, 250000 Tote - niemand kann die Geschichte mehr anders sehen

denn als die Begründung von Massenmorden: Raub und Verklärung -: der Mechanismus der Macht.« Geschrieben von Benn vor dem Zweiten Weltkrieg, der dann über fünfzig Millionen Tote brachte, gerichtet gegen den Nationalsozialismus, geschrieben in den Jahren 1935-38 an den Briefpartner Dr. Oelze, dem er 1938 (im Mai) bei Übersendung des Manuskriptes von *Weinhaus Wolf* schreibt: »Eigentlich ist es nur eine Zusammenstellung unserer Briefe, an der Sie ebenso beteiligt sind wie ich.«

Das besagt, neben der Konzilianz, daß Benn keine Tagesmeinung vertritt, sondern gründlich erwogene Thesen, die ihm die Geschichtssituation aufzwingt. Und er bleibt dabei. 1946 formuliert er mit sarkastischer Schärfe noch einmal sein vernichtendes Urteil von Geschichte: »Jeder aber *weiss, sie* ist reiner Mord u. Totschlag von jeher u. in aeternum u. es hat gar keinen Sinn, sie mit moralischen u. intellektuellen Vokabeln zu verzieren. Man höre endlich mit dieser Geschichts>philosophie< auf, diesem unsauberen Feigenblatt vor dem filzläusebepackten Unterleib des Pithekanthropos.« (An Oelze, 31.8.1946) Dagegen also setzte Benn sein »Artistenevangelium«, den Mythos vom Geist und der »Gestaltungssphäre«, und er scheute sich nicht, die Menschen typologisch einzuteilen in Verbrecher und Mönche: »einmal der Handelnde und einmal der Tiefe, einmal das Leben und einmal der Geist.« Dieser vertrete eine »außermenschliche Wahrheit« - und wiederum fragen wir uns heute, verwunderter denn je, was das sei. Schauen wir genauer hin, entdecken wir den Geist der Genesis, der über den Wassern schwebt. Denn so heißt es im ersten Buch Moses: »Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. - Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.« Das ist der Schöpfungsmythos, der von Benn noch einmal aufgegriffen und ins Artistische transformiert wird. Denn wieder ist die Erde wüst und leer, nur der Geist der Kunst schwebt über den Wassern. Und so heißt es in *Weinhaus Wolf*, der Geist der Kunst, die artistische Form sei »Neusetzung aus menschlichem Gesetz, jenem anthropologischen Prinzip, das die Wasser von der Feste schied und die Propheten von den Narren.« Das also ist die »außermenschliche Wahrheit«, die formale Wahrheit der Kunst am Ende eines langen Geschichtsweges. Der Geist hat sich zurückgezogen aus der Schöpfung, ein Mythos ist endgültig zu Ende; das nennt Benn die finale Lage. »Es gibt keine Verwirklichung. Der Geist liegt schweigend über den Wassern. Ein Weg ist ausgegangen,

ein Urtag sinkt, vielleicht barg er andere Möglichkeiten als diese Abendstunde, aber nun ist sie da - ecce homo - so endet der Mensch.«

Das ist der vielbesprochene Geschichtspessimismus Benns, ein Fazit der Perspektiven, die zurückreichen quer durch die Geschichte des Geistes bis zu seinem mythischen Anfang. Dahinter steht die Enttäuschung, daß von allen Versprechungen der Geschichte nichts einzulösen war. »Man hat uns belogen und betrogen / Mit Gotteskindschaft, Sinn und Zweck.« (*Alaska II*) Das ist der Aufstand der frühen Lyrik, die zerfetzende Widerständigkeit gegen jeden Illusionismus. Das ist die radikale Feststellung vom Bankrott der Geschichte. Das sieht dem heutigen Widerstand zum Verwechseln ähnlich und hat doch eine andere Wurzel. Sie reicht geschichtsphilosophisch in Grundsichten des religiösen Mythos. Hier soll nicht Gesellschaft sozial verändert werden, weil ihre Struktur korrupt ist, hier wird Gesellschaft in toto abgelehnt und abgeurteilt, weil sie Verrat begangen hat, abgefallen ist von ihrem einstigen Sinnanspruch in Mythen und Religionen. »Die Realitätsentscheidung im Sinne der empirischen Wissenschaften war der Fehltritt; die allgemeine Erfahrbarkeit der Verhältnisse als Massstab der Wirklichkeit zu fordern u. zu lehren, war der Schritt vom Wege, durch den sich die primäre mythische Wirklichkeit verlor.« (An Oelze, 22.3.1947) Gesellschaft also in ihren alltäglichen Vollzügen, Arbeitsbedingungen, Verwaltungsprozessen, Politik, Psychologie, Wissenschaft - alles das ist Abfall, abgefallen als krude Materialität vom *Ens realissimum*, abgestürzt in dunkle Verdammnis. Das ist prinzipiell gedacht, da gibt es kein Zurück, in dieser Schöpfung ist aufEwigkeit das Licht verlöscht. Betrachten wir es kritisch: der reine Geist triumphiert als metaphysische Entität auch nur final im Kunstwerk, haust dort in völliger Isolation, verurteilt zu praktischer Untätigkeit. Der Bezug zwischen Geist und Leben ist definitiv und unwiderruflich abgerissen, es sind zwei Wirklichkeiten, hier das Ideal und dort das Leben.

Und das genau ist die Stelle, an der wir fragend noch einmal anzusetzen haben. Was nützt uns eine solche Sicht, was nützt uns der Geist, wenn er das Leben ablehnt, ja verachtet? Zu fragen ist nach Wert oder Unwert des Idealismus. In einer materialistischen Zeit, der dieses Wort als Wort schon verdächtig ist. Da hilft auch kein Hinweis auf Benns provozierenden Stil, den er bewußt einsetzte, um dem Gedanken Kontur zu verschaffen. »Diese Absolutheit!« Schreibt er

in einem Brief »Aber wie soll man seine Substanz vortreiben in geistige Begriffe, wenn nicht durch Übertreibung?« (An Oelze, 3.11.1940) Nur durch Überzeichnung und Hartnäckigkeit der Wiederholung gewinnen die extremen Positionen an Gewicht. Aber wenn wir sie abbauen, diese Provokation - ist dann das Urteil milder? Sanfter, wie manche Verse es sind? Täuschen wir uns nicht, auf einen fidelen Humanismus läuft das nicht hinaus. Abbau bedeutet hier nicht, die provokanten Schichten abzuräumen, sondern zu fragen, warum sie aufgetragen wurden. Nehmen wir die frühe Lyrik, die auch heute noch vielen Lesern Schwierigkeiten macht, wo steckt denn hier die Idealität, ist das nicht frecher Nihilismus, rüde Pöbelei? »Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch ...« Was soll das, fragte damals das humanistische Bewußtsein empört, stecken wir nicht ohnehin schon tief genug in der Krise? Muß man uns die letzten Werte denn auch noch nehmen?

Nein, brüllt der Dichter, da ist nichts mehr zu nehmen, das habt ihr alles schon ruiniert, da ist nichts mehr zu holen, mit euren Redensarten habt ihr das Heiligste brauchbar gemacht für den Alltagsbetrieb! »Gott / Als Käseglocke auf die Scham gestülpt ...« Die Metaphysik ist kaputt, das bürgerliche Wertsystem vermittelt nur noch Pseudosinn. Gerade das Wertvollste wurde vernichtet im Verschleißprozeß der Redensarten.

Ich brülle: Geist enthülle dich!

Das Hirn verwest genau so wie der Arsch!

(Fleisch)

Hier in dieser Lyrik ist alles Protest. Über die Gesellschaftsattacke hinaus Auflehnung gegen Verfall und Sterblichkeit, bittere Konstatierung menschlichen Elends, das zugleich ein physisches und metaphysisches ist. So gehen Mann und Frau durch die Krebsbaracke. Der Mann hat kein Mitleid, sagte die kulturverbindliche Kritik seinerzeit. Und in der Tat, ein trotzig versagtes Mitleiden steht hinter dieser frühen Lyrik, aber nicht dem anderen versagt, dem sogenannten Mitmenschen, sondern sich selbst versagt als poetische Stilblüte - die als Wucherung die Literatur der Zeit damals durchzog.

Ihr sprecht von Seele - Was ist eure Seele?

Verkackt die Greisin Nacht für Nacht ihr Bett -

(Der Arzt)

Gottfried Benn heute? Was unterscheidet uns von 1912? Wir sind nicht mehr geschockt, wir sind abgehärtet. Verstehen wir noch die Spannung, die das Wort »Seele« in dem Psychiater und späteren Haut- und Geschlechtsarzt Gottfried Benn erzeugte?

O Seele, futsch die Apanage
 Baal-Betlehem der letzte Ship,
 hau ab zur Augiasgarage,
 friß Saures, hoch der Drogenflip -
 (*Innerlich*)

Das wirft heute niemanden mehr um. Aber damals schrieb Carl Sternheim, selber antibürgerlicher Provokateur: »Benn ist der wahrhaft Aufständische. Aus den Atomen heraus, nicht an der Oberfläche revoltiert er, erschüttert Begriffe von innen her, daß Sprache wankt und Bürger platt auf Bauch und Nase liegen.« Die Kritik reagierte bürgerlich, schon 1912 bei Erscheinen der *Morgue* war das Urteil überwiegend Empörung: scheußlich, ekelhaft, pervers, stinkende Ware, eines Lyrikkritikers unwürdig! (»Ich überlasse diesen interessanten Fall den Psychiatern.« Hans Friedrich) Das also war 1912 spontan die Antwort auf den ersten Avantgardevorstoß in der deutschen Lyrik. Bald war vieles nachahmbar geworden. Aber Benn war der erste gewesen, der radikal zu neuen Themen griff - das hatte Ernst Stadler in seiner Rezension der *Morgue* sogleich erkannt. »Mit einer unheimlichen Schärfe und Sachlichkeit läßt Benn den Vorgang aufleben, erst mit ein paar Meisterstrichen die Situation andeutend, dann in Rede und Gegenrede überspringend, ohne alles Sentiment, fast brutal, als handele es sich um nichts als einen nackten ärztlichen Operationsbericht ... Gefühl ist hier ganz Gegenstand geworden, Realität, Tatsachenwucht.« (1912)

Der Mann:
 Hier diese Reihe sind zerfressene Schöße
 und diese Reihe ist zerfallene Brust.
 Bett stinkt bei Bett. Die Schwestern wechseln stündlich.

Komm, hebe ruhig diese Decke auf.
 Sieh: dieser Klumpen Fett und faule Säfte
 das war einst irgendeinem Manne groß
 und hieß *auch* Rausch und Heimat. -
 (*Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke*)

Schärfer als in jeder vergleichbaren Lyrik der Zeit kommt bei Benn der Kampf zum Austrag, den Materie und Geist sich liefern. Einerseits das Gnadenlose der Natur, andererseits die Hoffnungslosigkeit des Geistes, der auf dieser Erde kein Unterkommen findet. Hier also rennt jemand mit der Stirn gegen die Wirklichkeit an, will und kann sich nicht abfinden mit den Bedingungen unserer materiell determinierten Welt. Mit den Aufschreiern, Anklägern und Weh lagern des plakativen Expressionismus hat dieser sezierende Expressionist nichts zu tun. Weder ruft er Gott noch die Menschheit an, vielmehr arbeitet seine Sprache kontrastiv, durchleuchtet unerbittlich den Widerspruch von Geist und Leben, torpediert Lügen und Illusionen, jagt billige Täuschungen in die Luft. Und wo siedeln diese - neben den Weltanschauungen - üppiger als auf dem Nährboden der Libido?

Das alte Liebesgedicht war schon bei Heine in den parodistischen Papierwolf geraten, aber das Weib als psychologisches Massiv war dann in den Männerphantasien der Jahrhundertwende aufgestiegen, gerade auch tiefenpsychologisch, Strindberg, Ibsen, Wedekind, Schnitzler, Dehmel, Munch - insgesamt in den Künsten. Auch hier setzte Benn zur Vernichtung an, auch dieses Thema wird hineingezogen in den infernalischen Strudel idealistischer Demontage. Die *Schöne Jugend* aus der *Morgue* ist nur der kühle Auftakt dieser »Symphylisquadrille« (*Ball*) und »Geschlechtszersetzungen« (*Notturmo*:). Hier findet nichts mehr zueinander, was im Liebesgedicht bis dato zueinanderfand. Trieb und Seele sind auseinander gedriftet, haben nichts mehr miteinander zu tun. Eros und Schönheit sind aus ihrer traditionellen Koppelung herausgefallen. Die Divergenz mußte dem Leser seinerzeit um so schauriger erscheinen, wenn er zurückblickte auf die trivialromantische Liebeslyrik, auf die Schlagersentimentalität, die auch das 19. Jahrhundert schon durchzog. Geibel war der Lieblingsdichter wilhelminischer Gesangsvereinsmentalität; das Volkslied, das keines mehr war, rührte den falschen Nerv: »Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten, / schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr! ... Vergangne Zeiten komm'n niemals wieder, / verschwunden ist das junge Blut. / Drum sag ichs noch einmal: Schön sind die Jugendjahr; / schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.« Undsoweiter. Benns *Schöne Jugend* setzte hier Kontrafaktur, auch gegen Geibels »0 Jugendzeit, du grüner Wald, / Darin der Liebe Röslein blüht...« Benn zerfetzte den verlogenen Gemütshaushalt des deut-

schen Stimmungsbürgers, räumte die Nischen aus, in die sich der Bildungsbürger salviert hatte.

Der Mund eines Mädchens, das lange im Schilf gelegen hatte,
sah so angeknabbert aus.

Als man die Brust aufbrach, war die Speiseröhre so löcherig.
Schließlich in einer Laube unter dem Zwerchfell
fand man ein Nest von jungen Ratten.

Ein kleines Schwesterchen lag tot.

Die anderen lebten von Leber und Niere,
tranken das kalte Blut und hatten
hier eine schöne Jugend verlebt.

Und schön und schnell kam auch ihr Tod:

Man warf sie allesamt ins Wasser.

Ach, wie die kleinen Schnauzen quietschten!

(Schöne Jugend)

Die schöne Jugend der Ratten. Damit war das Antithema auf dem Tisch. Variiert und durchgeführt im weiteren Verlauf der Lyrik als Spaltungsvorgang der Erotik im Sinne jener zerebral konstatierten Antinomie von Geist und Leben. Brünstige Lust entfaltet sich jetzt lyrisch ohne kulturelle Hemmung, wenn nicht Krankheit und Fäulnis dem brutalen Akt zuvorgekommen sind. Auch, hier ist der Kahlschlag funktional - wie in der gesamten frühen Lyrik: er dient der Befreiung. Das psychologische Tropenklima, die erotische Treibhausluft der vorausgehenden Zeit sind vertrieben.

Was bleibt? Für Benn der Rückzug. Die Illusionen, die er zertrümmerte, sollten nicht ersatzlos gestrichen werden. An ihre Stelle traten die psychosomatischen Tiefenerfahrungen, gespeist und gesteuert vom Stammhirn. Vorstellungen, die wir heute mit Distanz sehen: als ob in uns die Wahrheit eingeschlossen sei als vorzeitliche Urerfahrung, eine Art Magma, ummantelt von späteren Hirnschichten, der Rinde. Woher die Theorien kamen seinerzeit, wissen wir, sie wurden von Benn amalgamiert, nicht übernommen. Die Spekulationen des Paläontologen Edgar Dacqué, dargestellt in Eugen Georgs Buch *Verschollene Kulturen*, der rauschhafte Rückblick auf eine millionenjährige Menschheitsgeschichte, Dacqués Intuitionslehre, die Wesenschau als mystische Partizipation, Teilhabe an mythischen Erlebnisformen, der Einstieg in Zeittiefen kosmogonischer Art, die Verlegung der Phantasiewurzel ins Altmesozoikum oder Spätpaläozoi-

kum, wobei es auf hundertmillionen Jahre nicht ankommt, Urkulturen werden in diesen Zeiträumen angesiedelt, sie sind untergegangen durch Mondsturz und Gürtelfluten, das sagenhafte Atlantis etwa, der Urmensch mit dem »Scheitelaugen, das die Natursichtigkeit verlor, das magische Gefühl, die Telepathie und Telekinese, mit der sie ihre schwerelos gemachten Riesenquadern über Berge und durch Fluten zu gigantischen Tempeln mühelos bewegten« (*Der Aufbau der Persönlichkeit*) - derartige Sätze Benns verraten schon die Schwärmerieen, die keiner kritischen Auseinandersetzung standhalten, schon gar nicht seine Großhirnthese als hominide Endphase des Quartär. Das alles ist uns doch zu märchenhaft, vor allem, wenn es kombiniert wird mit C. G. Jungs Archetypen, dem kollektiven Unbewußten, dem vorzeitlichen Phantasiegrund aus Urfahrung und prähistorischen Mustern, den Urbildern; wenn es versetzt ist mit Erich Ungers mythischen Realitäten als Basis unserer erlebten Wirklichkeit (*Wirklichkeit, Mythos, Erkenntnis*), dieser Theorie des natürlichen Wunders, die sich richtet gegen Aufklärung und wissenschaftliche Empirie. Hier gründet Benns These von der »Zusammenhangsdurchstoßung« und »Wirklichkeitszertrümmerung«, die er immer erneut wiederholte, vorwiegend in seinen frühen Essays, allerdings auch poetisch schon umsetzte in seiner expressionistischen Prosa, - über zehn Jahre vor der Lektüre der genannten Mythologiker und Urweltshamanen.

Die ekstatische Lehre, die »Wandungstheorie«, die »hyperämische Theorie des Dichterischen« kulminiert um 1930, etwa im Essay *Zur Problematik des Dichterischen*: »wer halluziniert, erblickt das Reale ... Das archaisch erweiterte, hyperämisch sich entladende Ich, dem scheint das Dichterische ganz verbunden.« Das ist das Thema der halluzinativen Steigerung, des Rausches, der Rückkehr zu prälogischen Urformen des Erlebens. Es durchzieht diagonal das gesamte Werk, erst im letzten Jahrzehnt wird es eingedämmt. Atemberaubende Kapriolen des Denkens, sie trieben Benn in die Arme des Nationalsozialismus, mythologisch gesteuert, nicht opportunistisch, sie fundieren aber zugleich seine poetische Theorie, und dieses Fundament ist gegossen aus einem »Fanatismus zur Transzendenz«. Ich gestehe, beim Wiederlesen und Bedenken dieser Theorien wankte mir der Kopf. Zu sagen, das alles sei historisch geworden, ist dann allerdings doch zu einfach - zu fragen wäre nach den Gründen. Das Phänomen des Archaischen, der Hinwendung zum Primitiven als

Griff zu den Urformen war in der Literatur wie in der Malerei einmal so zeittypisch wie das Moment des Spirituellen. Zur mythologischen Archäologie des Geistes kamen hinzu noch der Platonismus, der Neuplatonismus, die Erbteile eines zerriebenen Christentums, das den Materialismus des 19. Jahrhunderts nur als Inversion noch überstehen konnte. Nach der Jahrhundertwende traten in den Künsten die so verinnerten Kräfte zum gesammelten Angriff an. Wie Benn das immer wiederholte: gegen Nützlichkeitswahn, Wissenschaftspositivismus, merkantile Abhängigkeit, politische Normenverhärtung, Naturalismus, Fortschrittsoptimismus, Kapitalismus, Brutalegoismus, gegen die Borniertheit der gesellschaftlichen Führungsspitze insgesamt. Dagegen helfe nur der Ausstieg, der radikale Weg nach innen. Das hört sich zeitgemäß an für unsere Ohren, ist aber anders gemeint. Dem isolierten Ich, das sich nach außen abgrenzt, eröffnet sich der innere Freiraum der Träume. Es lebt von den provozierten Bilderfluten einer poetisch geschaffenen Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit ist transzendenter Art. Da steckt der Unterschied zu heutigen Ausstiegstendenzen: das künstlerische Ethos. Die Kunst als die eigentliche Aufgabe des Lebens, die Kunst als dessen metaphysische Tätigkeit. Die Evakuierung des Geistes hat stattgefunden, aber in labyrinthischen Katakomben treibt er sein produktives Spiel.

die Dinge lagern in stummen
Gewölben aus Substanz,
(*Erst wenn*)

Die Innenwelt, exotisch ausgestattet, ein Arsenal geographischer, historischer, mythischer Versatzstücke, wurde zur Werkstatt des Künstlers. Der ekstatische Weg nach innen ist irreversibel, bedeutet Einstieg in das eigene Ich, Abstieg in den Erlebnisgrund, Begegnung mit sich selbst. Das sind die Themen, die sich wiederholen immer wieder Mythos des Leidenden, des Künstlers, dessen, der sich selbst ans Kreuz schlägt, einem inneren Gesetz zufolge. »Er folgt einer inneren Stimme, die niemand hört. Er weiß nicht, woher diese Stimme kommt, nicht, was sie schließlich sagen will.« - »Gespräche, Diskussionen - es ist alles nur Sesselgemurmel, nichtswürdiges Vorwölben privater Reizzustände, in der Tiefe ist ruhelos das Andere, das uns machte, das wir aber nicht sehen. Die ganze Menschheit zehrt von einigen Selbstbegegnungen, aber wer begegnet sich selbst? Nur wenige und dann allein.« (*Probleme der Lyrik*)

es gibt nur ein Begegnen: im Gedichte
die Dinge mystisch bannen durch das Wort.
(*Gedichte*)

Wenn je die Gottheit, tief und unerkennlich,
in einem Wesen auferstand und sprach,
so sind es Verse, da unendlich
in ihnen sich die Qual der Herzen brach;
(*Verse*)

Das ist der produktive, der poetische Widerstand, und wir sollten uns fragen, was ein Gedicht leistet, das sich in dieser Form widersetzt. Das Gedicht als Interessenvertretung des Ich legitimiert sich als Ort der Selbstbestimmung und Selbstbehauptung, seine Wahrheit liegt in seiner Wirkung, im Widerstand gegen gesellschaftliche Teilung des Ich. So könnten wir heute sprechen - vor einem anmaßenden Legitimationstribunal. Das wäre die immanente Verteidigung individueller Rechte oder auch Restbestände. Metaphysische Implikationen stecken da nicht mehr drin. Halten wir das fest, und verkleistern wir nicht die Brüche, den historischen Einbruch. Die rauschhaften Fernen der Bennischen Dichtung sind zugeschlagen. Wir stehen hier vor verschlossenen Türen. Die weiten Bögen prähistorischer oder auch historischer Raffung sind selbst Geschichte geworden. Die Dichtung nach dem letzten Krieg hatte den Bannkreis metaphysischer Erinnerung schon verlassen. Insgesamt. Nicht nur die Lyriker hatten das getan. Eine Epoche war zu Ende. Gottfried Benn war damals schon zu einem historischen Phänomen geworden. Die jungen Poeten der Gruppe 47 hatten das Rückzugsgefecht schon hinter sich, hatten sich etabliert in der Reduktion. Die Verführung der Bennischen Sprache, die Verfallenheit an den Sound seiner Gedichte, stand damals also schon im Widerspruch zu den neuen Tendenzen.

Und heute? In den letzten Jahren ist wieder bewußter geworden die Tatsache, daß die Innenwelt des Lyrikers der Humus ist, aus dem das Gedicht hervortreibt. Aber auch hier ist der Unterschied festzuhalten. Wenn heutige Literatur die Situation innerer Erlebnisleere umkreist, ist zwar die Perspektive komparabel, aber der Blick fällt in ausgeräumte Kavernen. Der Vorrat an Erlebnismasse ist geschwunden. Man schaut nach innen, und es frappiert die Öde, die man antrifft. Die Geschichte ist fortgeschritten und hat ausgeräumt. Vieles ist auf dem Spelimüll gelandet, das in der ersten Hälfte des Jahrhun-

derts noch Funktion und Inhalt hatte. Die Situation ist wenig erfreulich, aber sie hat die Wahrheit auf ihrer Seite. Gegen sie spricht aus den Clubgarnituren des Wert- und Bewahrungsvereins zwar immer noch das humanistische Gerede, aber es verstummt doch zunehmend infolge Gebißverfall. Uns bleibt die Frage, was denn überhaupt noch blieb vom existentiellen Haushalt früherer Generationen. Diese Sucht nach substantieller Identifikation, wie sie unseren Voreltern eigen war - Goethe, Hölderlin, Mörike, die Droste, Rilke oder Benn - diese Ahnenkette großer Seelentröster, die ist wohl abgerissen. Zu wunderbar die Vorstellung, als ob an dieser einen Stelle die Kettenglieder der Geschichte noch gehalten hätten.

Machen wir uns nichts vor, da gibt es keinen Zusammenhang mehr. Das alles ist historisch geworden, als solches interessant und vergleichbar, aber wir sind das nicht mehr, wir stecken in neuen Erlebnisformen, damit auch Kunstformen. Im Falle Benns können wir rückblickend feststellen: er hat der geistigen Situation des Abschieds von alten Wertvorstellungen und Weltanschauungen noch einmal Ausdruck gegeben. Den Verlust mythischer Erlebnisformen hat er in Gesang verwandelt. **Wir** können auch sagen, die Verwandlung war ihm noch einmal gelungen. Er war der letzte Sänger im Untergangskonzert des Abendlandes. Er verfügte noch über das Handwerkzeug des Sängers: Melos, Reim, weittragende Rhythmen und Bilderfülle. Er stand somit in einer Tradition, die heute zweihundert Jahre zurückreicht, die individuellen Ausdrucksformen betreffend wie die elegische Tonlage. Schiller und Hölderlin eröffneten in Deutschland diesen Abschiedsgesang.

Also da stehen wir heute: diesseits der Abschiedsgrenze. Die zauberhaften Melodien liegen weit zurück, sie sangen noch einmal von vergangener Pracht, die im Rückblick um so prächtiger erscheint, wie das ja immer so ist, in der Geschichte, im Leben und in der Liebe. Wir stehen also da in unserer nüchternen Unterkühlung und fragen: diese Beschwörungsformeln geistiger Uererinnerung, diese Glanzstücke versunkener Kulturen, die in Benns Gedichten noch einmal an Land spülen - wie nehmen wir die auf, wie integrieren wir dieses Strandgut einer geschichtsphilosophischen Phantasmagorie? Die Frage taucht ganz sicher dann auf, wenn man sie didaktisch angeht. Die Lehrpläne der Schulen sind ein Kulturscharnier. Versuchen wir einmal, es zu bewegen. Der Dichter im Unterrichtsmodell - das ist wie die Frau in der Kiste, da wird zersägt und zerlegt, da kann das Publikum nur noch

staunen. Aber auch die Universitäten, woher die Lehrer kommen, haben ihre Regeln. Nehmen wir beide Seiten einmal ins Visier. Das könnte so aussehen. Über prälogische Schichten läßt sich logisch nicht sprechen. Das ist klar. Aber die Evokationen aus geschichtlichen oder geographischen Bereichen, die in dieser Lyrik magisch hochgetrieben werden, darüber müßte sich doch Einigung erzielen lassen. Wenn wir uns nicht verschanzen hinter einem Zauberwort der Philologen, und das heißt Sprachmagie. Auch waren die Worte esoterisch und kryptisch beliebt, wenn man der literarischen Genealogie aus dem französischen Symbolismus nachging. Konstatiert wurde die leere Transzendenz neben der leeren Idealität und dem leeren Geheimnis. Der Lyriker wird stilisiert zum Klangmagier. Das war die Poesie der Wissenschaft, die selbst im Bannkreis der Magie stand. Die Dunkelheit der Dichter wurde gepriesen. Wir erlebten das am Ende der Bewegung noch mit Paul Celan. Und Benn war es nicht anders ergangen. Es wurde interpretiert. Die Fragen waren ja nicht unberechtigt - denn klar war gar nichts.

Wo etwa ist Palau, was hat es mit den Osterinseln auf sich, was ist der »Amphitrite letztes Meer«, was sind »Leda-Feste«, »Bengalenspeicher«, was ist »Gomorrhamehl«, wo sind die »Porphyrkordilleren«? Fragen über Fragen, wenn man diese Lyrik durchgeht oder wenn man die Assoziationsketten der frühen Prosa verfolgt. Leichter hat es der Leser mit »Levkoiengewelle«, »Geranienborde«, »Felsen-schönen«, »Schwalbenhimmeln«, »Aon's Schöpfungsliedern« oder der »Weltenesche Ygdrasil« - solche Metaphern sind handgreiflicher. Aber soll man denn diese Zauberformeln, diese Wortmagie überhaupt entziffern, in die Hand nehmen, hin und her drehen, aufbrechen wie Austern oder auflösen wie Rätsel? Sollen die Zauberworte nicht ganzheitlich durchspülen, halluzinativ die Phantasie erregen, aufweichen die kategoriale Hirnstruktur?

Ostafrika im Hirne,
Togo, der Amok tanzt:
das ist die weiche Birne
mit fremder Welt bepflanzt;

ach Afrika im Hirn,
keine Gedanken, keiner
trösten den Denker wie

Übersetzungen seiner
mittels Geographie.
(*Ostafrika*)

Wenn die Interpreten Wortkriminalistik betrieben oder betreiben, aber zur Hauptsache war das ja eine Mode, die den fünfziger und frühen sechziger Jahren angehörte, wenn Bilder auseinander genommen oder Motive auf ihre Herkunft abgefragt wurden, gingen sie den gegenläufigen Weg zur poetischen Wirkungsabsicht. Sie gingen den deduktiven Weg, während der induktive intoniert war. Etwa das Mythenvokabular bei Benn betreffend, diese Bruchstücke griechischer, asiatischer, indianischer Götterwelten, die in Lyrik und Prosa evokiert werden, - mit einem mythologischen Wörterbuch in der Hand steht der Leser hilflos vor diesen magischen Kaskaden, betreibt nur jenen Historismus, den Benn so gründlich verachtet hat. Natürlich muß er wissen, was eine attische Lekythe ist, muß Kenntnis haben vom Totenritual und von den Hadesmythen griechischer Kultur, wenn er das Gedicht liest *5. Jahrhundert*:

»Und einer stellt die attische Lekythe,
auf der die Überfahrt von Schlaf und Staub
in weißen Grund gemalt als Hadesmythe,
zwischen die Myrthe und das Pappellaub.«

Er muß das wissen der Leser, aber er muß es auch wieder vergessen haben als Schulweisheit. Die historischen Fakten müssen umgeschmolzen sein zu Erlebnisfaktoren, wobei es fraglich ist, ob der Leser jemals die visionäre Erlebnissteigerung erreicht oder erreichen will, die hinter dem poetischen Schöpfungsakt steht. Denotativ, sagt der Lehrer, ist die konventionell festgelegte Bedeutung von Lekythe, meinent das altgriechische Tongefäß in Form einer länglichen Kanne mit schlankem Hals, Henkel und Gußerweiterung, diente a) zur Aufbewahrung von Salböl und zum Begießen der Grabmäler mit dem geweihten Öl, b) als Grabbeigabe für die Toten, zu diesem Zweck, besonders in Attika, mit Totenkultdarstellungen bemalt; konnotativ haben wir die Kontexterweiterung mittels individueller Implikation zu beachten, das Konnotat umfaßt die emotionalen Komponenten der Nachricht, gerade auch das assoziative Moment. Und in dem Augenblick kann es passieren, daß der Schüler an die Souvenirlekythe denkt, zu Hause in der Schrankwand aufgestellt, die der Vater kaufte, im Giftshop von Delphi oder Athen, Olympia oder

Eleusis, nachdem der Touristendurchmarsch über die Ausgrabungsfelder absolviert war. Dann liest er:

Die Felder rauh, die Herden ungesegnet,
Kore geraubt und Demeter verirrt,
bis sich die beiden Göttinnen begegnet
am schwarzen Felsen und Eleusis wird.

Auch das läßt sich noch auseinandernehmen, sowohl semantisch wie historisch wie mythologisch eruieren, verifizieren meinerwegen, aber dann kommt doch die letzte Hürde, die bildungsmäßig, bei allem guten Willen, nicht zu nehmen ist:

Nun glüht sich in das Land die ferne Küste,
du gehst im Zuge, jedes Schicksal ruht,
glühst und zerreiest dich, du bist der Myste
und alte Dinge öffnen dir dein Blut.

Seien wir doch ganz ehrlich, wer erlebt das noch identifikativ, wer geht da innerlich noch mit, im Zuge des Hierophanten und der Mysten, über die Heilige Straße nach Eleusis, die heute mehrspurig überdonnert ist von Schwerlastern und Touristbussen, vorbei an dieser apokalyptischen Industrielandschaft?

Das sind doch unsere Wirklichkeiten, und wir können uns nicht herausreden, das sei bei Benn ja auch nur gemeint als innerer Traumvorgang, als »mystische Partizipation«. Ganz sicher hat Gottfried Benn diesen inneren Rausch der Teilhabe an vergangenen Erlebnisformen erfahren. Das gesamte Werk ist der Niederschlag dieser provozierten Phantasie. Das können wir ganz einfach festhalten, aber wir müssen uns zugleich Klarheit verschaffen darüber, was uns das heute noch bedeutet. Nehmen wir noch einmal Goethe. Dessen einheitliche Weltsicht ist lange genug in einem restaurativen Sinne als nachvollziehbar angepriesen worden. Der Glaube nämlich an eine bergende Weltharmonie, die im dichterischen Gleichnis ihre Nachahmung findet. Als ob das alles noch im Einklang sei: Mensch und Natur, Subjekt und Objekt, Idee und Wirklichkeit. Goethe glaubte noch an diese tiefgreifende Harmonie, diese Identität von Unendlichkeit und Erde, die die Gesetze des Geistes mit denen der Natur verbindet. Aber Schiller glaubte schon nicht mehr daran, und Hölderlin zerbrach an dem Riß, der plötzlich quer durch die Schöpfung ging. Wenn wir das einsehen, begreifen wir Geschichte, nicht wenn wir

vergangene Erlebnisformen aufzuwärmen versuchen. Was wir leisten können angesichts des Geschichtsverlaufs, ist eine nüchterne Wahrnehmung seiner Wandlungsprozesse.

Und das bedeutet bei einem Dichter wie Gottfried Benn, jede Fassadenrenovierung zu unterlassen, jede Aktualisierung zu verwerfen, ihn dort anzusiedeln, wo er selbst seinen Standort sah: am Ende einer langen Epoche von Geistesgeschichte. Die Kunst, die er als letzter noch vertrete, sei Ausdruck dieser Geschichte gewesen, und sie gehe mit ihm zugrunde. »Die Epoche mit Kunst, für immer vorbei!« - »Es wird nie wieder Kunst geben ...« (*Expressionismus*) Er also war der letzte Repräsentant jener Auflösungsphase, die schon im 18. Jahrhundert begann, und was sich da auflöste, war die Geschichte des Geistes, der sich selbst als absolut empfand. Und so blieb am Ende nur noch die innere Schau, Rückschau, summarisches Überblicken, wie Benn das nannte, der Traum, aber auch der ist schon tot.

Nur wenn wir das Rausch-Phänomen historisch einordnen, gibt es seinen Sinn frei, nicht wenn es zeitlos ventiliert wird. Am Ende verbinden wir dann noch mit der Dichtung Gottfried Benns den Drogentrip der Aussteiger von heute oder die inneren Kuraufenthalte in einem asiatischen Nirwana-City. Einordnen heißt ja nicht konservieren, es heißt nur ganz deutlich: Grenzen ziehen. Nicht zum Gedicht als Faszinosum, das soll niemandem verdorben sein, nur sollten wir wissen, wo wir stehen und wo der Literat stand, als er es schrieb. Das ist eine Frage intellektueller Sauberkeit. Ich muß unterscheiden: das Gedicht als ästhetische Verführung, als Klangmagie und Musik, - und das Gedicht als historische Information. Was letztere angeht, so gibt das Gedicht ja Auskunft über die Geschichte des Geistes, die sogenannte Geistes-Geschichte und ihr definitives Ende. Nach Maßgabe der Perspektive Benns. Und dazu gehören am Ende die Zweifel, auch am Geist. Darüber kann ich sprechen, im Gegensatz zur Tatsache, daß es hinreißende Verse, Strophen, Gedichte gibt in diesem OEuvre. Das muß der Leser selbst entdecken, das läßt sich nicht vermitteln. Da läßt sich bestenfalls feststellen, was in den fünfziger Jahren noch so narkotisch wirkte. Jene Stimmung aus Wehmut und Trauer, dieser melancholische Gesang an der Grenze des Schluchzens und ästhetischer Verbindlichkeit. Dieser bewegte Ton, dessen Melos in Rosen und Tränen manchmal zu ersticken droht. Festzustellen ist, daß es jene schmelzende Sprachflut war, die Benn zur Hauptsache wohl sein lyrisches Publikum eingebracht hat. Schwel-

gend in Bildern und Melodien wird aber den meisten Lesern die Tragweite dieser Abschiedsmusik kaum zu Bewußtsein gekommen sein.

Um es noch einmal deutlich zu sagen. Ich kann nicht auf der einen Seite das Phänomen des geistigen Nihilismus konstatieren, und um dieses Phänomen kommt man als Problem nicht herum bei Benn, und auf der anderen Seite sammle ich die Inhalte der Gedichte, analysiere sie, inventarisiere sie und dokumentiere damit nichts anderes als einen positivistischen Inhaltskatalog. Ich kann doch nur das eine tun im Sinne dieser poetischen Aufforderung: die Inhalte als Inhalte fahren lassen, ihren endgültigen Untergang konstatieren. Mit aller Deutlichkeit sagt das ein Brief vom 18. Januar 1945 an den Briefpartner Dr. Oelze. Die Rede ist von den *Statischen Gedichten*, und die Rede ist gerade auch von jenem hier zum Beispiel genommenen *S. Jahrhundert*. An einem Gedicht, so Benn, arbeite er so lange, bis das »Grundgesetz« klar werde, und das laute: »wir beziehen uns als Wesen u. Existenz doch ehrlicherwise gesagt auf *garnichts mehr*, auf nichts Vergangenes u. auf nichts Zukünftiges, wir stehn allein, schweigend aber auch zitternd in uns selbst. Das muss auf jeden Vers, auf jede Reihe, jeden Satz übertragen werden, auch er muss für sich allein stehn u. *alles* tragen, nichts stützt ihn mehr, keine Beziehung, kein Glaube, keine Hoffnung, keine Täuschung.« Benn spricht hier mit aller Klarheit zu einem historischen Zeitpunkt, der an Härte nicht zu überbieten war. Das Kriegsende, der totale Zusammenbruch steht bevor, und es scheint, daß dieser Vorgang die Zweifel Benns vertieft hat, radikalisiert, denn jetzt gerät alles ins Wanken, auch die scheinbar so unerschütterliche These vom Geist und von der Kunst in ihrer sakrosankten Abgehobenheit. 1946 ist die Hoffnungslosigkeit so abgründig, daß Benn seinem Briefpartner zynisch jene Positionen vorhält, die er ihm über zehn Jahre lang eingetrommelt hat. Daß es wahrhaftig besser wäre, »auch von Ihnen nicht mehr zu hören, dass Sie immer noch an jenes Rätselvolle glauben, das sich als Zukunft oder Zeitlosigkeit des Geistes oder Macht der Wahrheit wirklich reichlich dunkel u. unreal immer noch gelegentlich in unsere Gedanken u. Träume schiebt.« (27.2.) 1948 versichert Benn seinem Briefpartner, sein Leben lang nicht an die »Wirkungsfähigkeit des Geistes« geglaubt zu haben, aber aus »irgendeinem Zwang« ihm doch gefolgt zu sein. (An Oelze, 22.8.) Und schließlich 1949: »Es ist vielleicht die unsägliche Müdigkeit u. Skepsis, die ich allen Dingen

des Geistes gegenüber so niederdrückend stark empfinde, obschon ich verkünde und predige, dass nur der Geist das Absolute ist.« (An Oelze, 15.10.) 1954 faßt Benn seine Skepsis in einem Gedicht zusammen:

Was ist der Mensch, - die Nacht vielleicht geschlafen,
doch vom Rasieren wieder schon so mild,
noch eh' ihn Post und Telefone trafen,
ist die Substanz schon leer und ausgeglüht,
ein höheres, ein allgemeines Wirken,
von dem man hört und manchesmal auch ahnt,
versagt sich vielen leiblichen Bezirken,
verfehlte Kräfte, tragisch angebahnt:
man sage nicht, der Geist kann es erreichen,
er gibt nur manchmal kurzbelichtet Zeichen.
(*Melancholie*)

Wenn wir das nicht rhetorisch nehmen, sondern mit dem gebotenen poetischen Ernst, den das Gedicht als Tatsache vermittelt, dann kommen wir dem Verlust vielleicht nahe. Dann erfahren wir etwas von der Trauer und von dem Schmerz, daß hier endgültig eine Erlebnisform verloren ist. Dann begreifen wir etwas von der einschneidenden Tatsache historischer Wandlungsprozesse. Und dem widerspricht nicht, daß auch dieser letzte Abschied noch umflossen ist von Schönheit, von Gesang, Melodie. Das mag absurd sein, aber es ist so.

Der Vortrag wurde am 15. Juni 1982 an der FU Berlin gehalten.

Hans Egon Holthusen
Abschied von den Siebziger Jahren

*Zur Krise der Neuen Aufklärung
in der deutschen Literatur der Gegenwart*

Zur Einstimmung in das Thema, das uns beschäftigen soll, möchte ich Ihnen ein kurzes Gedicht vorlesen von dem heute 52jährigen Hans Magnus Enzensberger, das in seinem vor etwa einem Jahr, im Herbst 1980, veröffentlichten jüngsten Lyrikband »Die Furie des Verschwindens« enthalten ist. Das Gedicht zieht einen Schlußstrich unter die Siebziger Jahre, es zieht die Bilanz aus den Erfahrungen einer Dekade, die, als sie anfang, mit ungeheuren - »revolutionären« - Hoffnungen begrüßt worden ist, nicht von mir und meiner Generation, aber von Zehntausenden von intelligenten und phantasievollen jungen Leuten, die in den Pathosformeln der Neuen Aufklärung eine Art von heilsgeschichtlicher Verheißung gesehen hatten. Wie dies Jahrzehnt dem einstigen Chorführer der Neuen Aufklärung in rückblickender Perspektive erscheint, das hat Enzensberger in seinem Gedicht »Andenken« in einem ironisch-beiläufigen Parlando-Ton zum Ausdruck gebracht:

Also was die siebziger Jahre betrifft,
kann ich mich kurz fassen.
Die Auskunft war immer besetzt.
Die wundersame Brotvermehrung
beschränkte sich auf Düsseldorf und Umgebung.
Die furchtbare Nachricht lief über den Ticker,
wurde zur Kenntnis genommen und archiviert.

Widerstandslos, im großen und ganzen,
haben sie sich selber verschluckt,
die siebziger Jahre,
ohne Gewähr für Nachgeborene,
Türken und Arbeitslose.
Daß irgendwer ihrer mit Nachsicht gedächte,
wäre zuviel verlangt.

Erlauben Sie mir zu diesem Text zwei kurze erläuternde Bemerkungen. *Erstens*: Die »wundersame Brotvermehrung« in der vierten Zeile zitiert den biblischen Bericht von der übernatürlichen Speisung der Fünftausend durch Jesus Christus, wie er im 14. Kapitel des Matthäus-Evangeliums überliefert wird, und bezieht ihn gleichnisweise auf die revolutionären Hoffnungen bzw. Verheißungen der siebziger Jahre - und warum nicht auch auf die faktisch stattgehabten sogenannten Befreiungskriege in verschiedenen Regionen der Dritten Welt. Durch diese Wendung wird treffend charakterisiert, was ich das quasi Heilsgeschichtliche an jenen Erwartungen und Verheißungen genannt habe. Was folgt, nämlich der Hinweis auf »Düsseldorf und Umgebung«, die politisch-ökonomische Herrschafts- und Verwaltungszentrale der Bundesrepublik, auf die jenes »Wunder« sich beschränkt haben soll, ist eine dialektische Volte von grimmiger Frivolität: es gibt uns zu verstehen, daß das in den Notstandsgebieten ausgebliebene Wunder sich in den hochkapitalistischen Ballungszentren des Westens von selbst versteht, also kein Wunder ist, sondern eine statistische Banalität. - *Zweitens*: in den Schlußzeilen des Gedichts erkennen wir eine melancholisch-ironische Anspielung auf Brechts Ode »An die Nachgeborenen« aus den Svendborger Gedichten, in der die Lage der vor Hitler geflohenen Emigranten geschildert wird, ihre moralischen Dilemmata gewürdigt werden. Das Gedicht zeigt das Ohnmächtig-Vorläufige und gleichzeitig Zwangsläufige, das qualvoll Verhinderte dieser Existenzen und endet mit einem Appell an das Verständnis der Nachwelt: *Gedenket unsrer mit Nachsicht*. Enzensberger zitiert hier nicht nur Brecht, sondern auch sich selber: eine eigene parodistische Glosse zu Brechts Gedicht in lyrischer Form, die schon in dem Band »Blindenschrift« (1964) abgedruckt worden war. Schon hier wird die berühmte Ode, ein beinahe sakrosanktes Paradestück der deutschen antifaschistischen Emigration, ebenso sanft wie unerbittlich auseinandergenommen, und das Brechtsche Pathos der revolutionären Geduld (vulgo: der »Glaube an die Zukunft« - man kann ergänzen: der gerechten Sache) in Frage gezogen: »Wer soll da unsrer gedenken mit Nachsicht?«

Das Ganze ist »Weiterung« überschrieben, es stellt sich dar als eine kurze ironisch verspielte Sequenz von Variationen auf eine einfache Wortwurzel (weit, weiter), und was es zu sagen hat, um die eben zitierte Frage zu beantworten, läuft auf etwas hinaus, das man die Liquidierung des Prinzips Zukunft (qua »Nachwelt«) nennen könn-

te: »Das wird sich finden / wenn es erst so weit ist. // Und so fortan / bis aufweiteres // und ohne weiteres / und so weiter und so // weiter nichts // Keine Nachgeborenen / Keine Nachsicht // nichts weiter.«

Das wird nun also im Jahre 1980 wiederholt und auf die heutige Situation der Bundesrepublik, einer blühenden, von Gastarbeitern wimmelnden, aber auch schon an einem immer drohender werdenden Arbeitslosenproblem laborierenden Bundesrepublik übertragen. Von Zukunft ist hier nicht die Rede, um Nachsicht wird nicht gebeten, für einen Zusammenhang zwischen Heute und Dermal einst kann nicht garantiert werden. Denn in den vergangenen zehn Jahren hat sich nichts Bleibendes und Zukunftsfähiges bestellen lassen, sie waren letztlich unproduktiv, sie waren für die Katz, sie haben sich selbst zurückgenommen, sie haben sich - großartiges Bild - »selber verschluckt«.

Mit diesem Gedicht wird eine deprimierende Bilanz gezogen, wird das »Ende von Etwas« deklariert. Darf man sagen, daß sich damit etwas Neues ankündigt, ein Wechsel des Themas, eine grundlegende Veränderung der Perspektiven? Wir haben hier, so scheint es, den Punkt erreicht, um unsere Frage wegweisend zu präzisieren: was liegt denn da eigentlich hinter uns, wie können wir die Krise, die unser Gedicht fühlbar werden ließ, kritisch definieren, schließlich: was ist im Kommen?

Hinter uns liegen 36 Jahre deutscher Nachkriegsliteratur, die sich in vier verschiedenen Ländern Mitteleuropas, der Bundesrepublik, der DDR, Österreich und der deutschen Schweiz, entfaltet hat, liegt eine Unsumme von Produktivität, ein schier unübersehbares Nach- und Mit- und Durcheinander von Talenten, Mustern, Experimenten, Richtungskämpfen, Bewegungen und Gegenbewegungen; man würde Hunderte von Autoren, Tausende von Büchern, Dutzende von Zeitschriften, um von anderen Medien im Augenblick zu schweigen, berücksichtigen müssen, wenn man die Hervorbringungen einer solchen, nur etwas mehr als ein Menschenalter umfassenden Zeitspanne mit dem Anspruch auf eine Art von Vollständigkeit auch nur katalogisieren wollte. Will man sich einen kursorischen Überblick verschaffen, so stellt sich das Problem der Periodisierung: wie soll man unterteilen, Akzente setzen, Wendepunkte ausmachen und so weiter? Wie komme ich damit zurecht, daß z. B. während der fünfziger Jahre einerseits die große Auseinandersetzung ausgetragen wurde zwischen einem christlich-humanistischen Traditionalismus

mit der (heute gern bespöttelten) »abendländischen« Perspektive *und* dem ästhetizistischen Nihilismus Bennscher Observanz, gleichzeitig aber von Autoren wie Hans Werner Richter und Alfred Andersch der künstlerische »Kahlschlag« proklamiert wird, die Gruppe 47 sich bildet und unaufhaltsam reüssiert, und mit ihr eine neue, von einem sozialkritischen Elan getragene Spielart des »realistischen« Romans zum Zuge kommt, eine »littérature engagée« im Sinne Jean Paul Sartres und durch ihn vermittelt im Sinne der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, eine Literatur, die an bestimmte Traditionen der deutschen zwanziger Jahre, Döblin, Anna Seghers, Heinrich Mann u. a., anknüpfen kann, aber durch Böll, Koeppen, Frisch und Walser ein neues originales Niveau erreicht, eine neue, zeitgemäße Thematik formuliert und schließlich mit der »Blechtrummel« von 1959 die eigenen Errungenschaften durch eine Leistung von revolutionärer Genialität noch einmal ganz entschieden überbietet. Was ist wichtiger, jene Schröder-Benn- und Benn-Lehmann-Konstellation oder eben diese sozialkritisch motivierte, der Aufklärung verpflichtete, von einem Pathos der moralischen und politischen Verantwortung für das Ganze der jeweiligen Gesellschaft, in der man lebt, unbedingt verpflichtete Literatur? Wo präsentiert sich das, was der russische Kritiker Viktor Schklowskij die »Höhenkamm«-Literatur einer Zeit nennt, die führende »Schule«? Oder anders gefragt: ab wann beginnt das eine hinter dem andern zu verschwinden, bzw. neben ihm zu verblassen, das eine über das andere zu triumphieren?

Wer heute, zu Beginn der achtziger Jahre, auf ein Buch wie die »Blechtrummel«, einen inzwischen »historisch« gewordenen Höhepunkt unserer Nachkriegsliteratur, zurückblickt, der wird sich sagen müssen, daß auch die unbestrittene Herrschaft des Dogmas von der Pflicht zum Engagement, bei Licht besehen, nicht von übermäßig langer Dauer gewesen ist. Die Erfahrung lehrt, daß in artibus et literis nichts lange unwidersprochen bleibt, nichts konstant ist, ausgenommen dieser refrainartig sich erhebende Widerspruch junger Generationen gegen die Errungenschaften der Vorgänger.

Im Fall der Verfechter einer Literatur des moralisch-politischen Engagements würde es, das war vorauszusehen, eben dies Programm sein, an welchem Widerspruch sich entzünden würde, Widerspruch gegen eine durch allzu langen, oft fahrlässigen Gebrauch allmählich alt und fadenscheinig gewordene Methode, ihre Motivbildungen

und ihre Ausdrucksformen, Widerspruch im Namen einer neuen, wiederum »unerhörten« Sensibilität für das Wirkliche und eines neuen Verhaltens zur Sprache. Genau dies passierte, als auf der berühmten Princeton Tagung der Gruppe 47 im Frühjahr 1966 der damals dreiundzwanzigjährige Österreicher Peter Handke in Gegenwart von Günter Grass, Susan Sontag und anderen seinen David-singt-vor-Saul-Auftritt in Szene setzte.

Wenn ich an Adornos These vom »Doppelcharakter der Kunst als autonom und fait social« erinnern darf, so läßt sich ja dies Gegeneinander zweier Komponenten als ein Zusammenwirken von Standbein und Spielbein deuten und der gelegentliche Wechsel von einem zum anderen, vom *moralischen* Imperativ zum *ästhetischen* Imperativ, als ein ganz normaler, der Funktionsfähigkeit des Organismus dienender Vorgang. Handke griff damals einen Text von Günter Herburger an, worin auf eine kunstvoll unauffällige Art »der Ort A.« mehrfach erwähnt worden war. Indem er diesen »engagiert« gemeinten und von der Gruppe beifällig aufgenommenen Text als »unmoralisch« verwarf; stieß er die ganze Versammlung absichtsvoll vor den Kopf, und zwar mit Argumenten, auf die offenbar niemand gefaßt gewesen war: »Mir ist während der Tagung aufgefallen, daß formale Fragen eigentlich moralische Fragen sind. Wagt es jemand, in einer unreflektierten Form über heiße Dinge zu schreiben, so erkalten diese heißen Dinge und erscheinen harmlos. Den berüchtigten Ort A. in einem Nebensatz zu erwähnen, geht vielleicht an. Ihn aber in jede Wald- und Wiesengeschichte einzuflechten, in einem unzureichenden Stil, mit untauglichen Mitteln, das ist unmoralisch. Die Reaktion treibt dann zu dem bekannten Ausspruch, man solle doch endlich aufhören, von Auschwitz ... und so weiter.«

Wenn der Blechtrommel-Schock von 1959 ein kritischer, um nicht zu sagen epochemachender Wendepunkt in der literarischen Chronologie gewesen war, so haben wir hier, sieben Jahre später in Princeton, eine vergleichbare Erschütterung: eine neue Expedition ins Unartikulierte oder doch ihre Ankündigung. Der Unterschied liegt darin, daß Günter Grass so etwas wie ein literarisches Naturereignis war, das von außen in leidlich zivilisierte Verhältnisse hereinbrach, während der in literarischen Dingen äußerst versierte und überhaupt enorm medienbewußte Handke die eigene literarische Person als ein neues »Modell«, als eine radikale, den bisher dominierenden Mustern diametral entgegengesetzte Alternative in Szene setzte. »Ich

bin ein Bewohner des Elfenbeinturms«, sagte er von sich selbst - und das war natürlich die schiere Provokation und mehr als polemische Geste gemeint denn als sachlich begründete Positionsbestimmung. »Ein engagierter Autor« behauptete er, »kann ich nicht sein«. Deshalb ist - beispielsweise - Brecht für ihn ein alter Hut: verglichen mit Figuren wie Beckett und Faulkner ist er »sicherlich ein Trivialautor«. Brechts »Denkmodelle« sind ihm zu simpel, zu widerspruchlos, zu naiv. Seine Stücke sind »Idyllen«, »Weihnachtsmärchen«, nicht ohne »schöne«, nichts ohne »ergreifende« Momente, aber eben doch auch voller Illusionen, »weil sie mir eine Einfachheit und eine Ordnung zeigen, die es nicht gibt.« In diesem Zusammenhang gibt er beiläufig auch eine kleine Sympathieerklärung für den Volksstückschreiber Ödön von Horvath, Autor von »Geschichten aus dem Wiener Wald«, zum besten, für seine »Unordnung«, seine »unstilisierte Sentimentalität«. »Die verwirrten Sätze seiner Personen erschrecken mich«, sagt er, »die Modelle der Bösartigkeit, der Hilflosigkeit, der Verwirrung in einer bestimmten Gesellschaft werden bei Horvath viel deutlicher. Und ich mag diese *irren* Sätze bei ihm, die die Sprünge und Widersprüche des Bewußtseins zeigen, wie man das sonst nur bei Tschekow oder Shakespeare findet... Eine Sterbende schlägt mit der Hand in die Luft: >Na. Da fliegen lauter so schwarze Würmer herum...< Horvath wäre auch bald 70 geworden.«

So 1968 der damals 26jährige Peter Handke in der Pose des Provokateurs und Tabuverletzers - denn Brecht war ja damals bei uns die heiligste von allen heiligen Kühen - und als Initiator eines radikal neuartigen literarischen Programms. Worum war es ihm zu tun? Es war sozusagen ein linguistischer *horror vacui*, der ihm zur Gewissensfrage geworden war, es war eine fanatische Sensibilität in Fragen des Wortgebrauchs, die sich als »Methode« artikulierte, um konventionelle Sprachgewohnheiten kritisch zu zersetzen, etwa im »Realismus« der Engagierten die triviale Sprachregelung zu erkennen, den Jargon als Jargon zu indizieren usw. Seine frühen Stücke sind »Sprechstücke«, sein Protagonist ist die Titelfigur des Kaspar-Stücks von 1967: der aus der Dunkelkammer der Sprachlosigkeit in das Licht der Welt hinausgestoßene Nürnberger Findling Kaspar Hauser, der als das Person gewordene Paradigma jenes linguistischen *horror vacui* bezeichnet werden kann. Ich muß es mir aus Zeitgründen verbieten, Handkes Thematik näher zu untersuchen, seine Entwicklung von diesem Kaspar-Stück bis zu seiner eben abgeschlossenen Tetra-

logie »Langsame Heimkehr« - wohl an die zwanzig Bücher von einem Menschen, der noch nicht 40 Jahre alt ist - nachzuzeichnen, die Wirkungen, die er auf andere ausgeübt hat, zu analysieren. Interessant in unserem Zusammenhang sind vor allem seine Anfänge : als ein exemplarischer Fall von Innovation durch Widerspruch, in der man das Prinzip des literarischen Weiterkommens, des Über-sich-Hinauskommens oder Fortschreitens zu erkennen hat. Die russischen Formalisten der frühen zwanziger Jahre nannten das, was hier zur Debatte steht, die »dialektische Selbsterzeugung neuer Formen«. (Die Formel klingt nicht ganz zufällig nach marxistischer Begrifflichkeit, da ja die Bolschewiki der revolutionären Generation ihre Zeitgenossen, Gegner und zugleich Partner waren, kein Geringerer als Trotzki hat sich in seinem 1925 erschienenen Buch »Literatur und Revolution« mit ihnen auseinandergesetzt.)

Ich kehre jetzt zu Enzensberger, dem Verfasser des eingangs zitierten Nachrufs auf die Siebziger Jahre, zurück, denn er ist mein eigentlicher Kronzeuge in Sachen »Krise der Neuen Aufklärung«. Enzensberger hat als Adept und Propagator der neuesten Formation von Aufklärung in Deutschland Furore gemacht wie kein anderer unter den Wortführern des literarischen Lebens, er hat in jungen Jahren das Denktraining der Frankfurter Schule absolviert und deren dialektische Schreibweise (von der in seiner 1955 abgeschlossenen Dissertation über Brentano noch nichts zu spüren ist) übernommen, er hat, beginnend in den späten fünfziger Jahren, als brillanter Essayist, Polemiker, Literaturkritiker Bedeutendes dazu beigetragen, die Sprache der Neuen Aufklärung in den Medien zum Siege zu führen, ihre Herrschaft in der westdeutschen »Bewußtseins-Industrie« - so nennt er jene Einrichtung, die bei Adorno noch »Kulturindustrie« heißt - ihre in bestimmten Bereichen dieser Industrie (in der Schicht der Zwischenträger, Multiplikatoren bzw. - mit Helmut Schelsky gesprochen - der »Sinnvermittler«) zeitweise nahezu *monopolistische* Herrschaft zu befestigen. Er hat schon 1957 in einer ersten Gedichtsammlung »verteidigung der wölfe« mit faszinierender Wirkung die Trompete der Neuen Aufklärung erschallen lassen. Mit Versen wie diesen:

lab dich an deiner ohnmacht nicht,
sondern vermehre um einen zentner
den zorn der welt,
um ein gran,

ist er ein Stichwortgeber für viele geworden, und aufgrund solcher Prachtstücke wie »utopia« und »sieg der weichseln« verdient er wohl als der wahre *Chorführer* der Neuen Aufklärung (im Bereich der Literatur) bezeichnet zu werden. Mehr als zehn Jahre vor den Pariser Mai-Ereignissen des Jahres 1968 wird hier die Thematik der großen internationalen Studenten-Revolution in ihren wesentlichen Zügen vorweggenommen. Streik und Meuterei als spezifische - politische! - Signale für das Sturm- und Dranggefühl einer neuen Generation: die Idee des Glücks als einer gesellschaftlichen Möglichkeit (wie das 18. Jahrhundert sie gedacht hatte) im frischen Glanz ihrer allerjüngsten Wiedergeburt. Noch lagen im Dunkel der Zukunft die konkret politischen Motive für die Krawalle und Prozessionen der späten sechziger Jahre (Vietnam, Iran usw.). Was in Gedichten wie »utopia« und »sieg der weichseln« zur Sprache kommt, ist nicht eine historisch fällige, eine hier und jetzt praktikable Revolution, es ist das Überhaupt der Revolution, die ideale Blaupause der Revolution. Also nicht die Revolution, sondern die »Kulturrevolution«, genau das, was zehn Jahre später in Berlin, New York usw., vor allem in Paris eine ganze Generation in Hitze bringen sollte.

Es muß an dieser Stelle kurz daran erinnert werden, daß Enzensberger selber an der Genesis der studentischen Protestbewegung, soweit sie sich auf deutschem Boden entwickelt hat, an der Ausbildung ihrer Begriffssprache, der Formulierung ihrer Argumente den allerstärksten Anteil gehabt hat. Im Jahre 1965 hatte er das »Kursbuch« gegründet, eine Zeitschrift neuen Typs - Dossiers statt Gedichte -, mit der er sich auf Antrieb an die Spitze der theoretischen Avantgarde setzen konnte. Denn dies schwindelerregend erfolgreiche Periodikum ist ja sehr bald zum führenden Organ der Bewegung geworden. Es war die Kommandozentrale des Jahres 68, das maßgebende Diskussionsforum der »Kulturrevolution«. Viele seiner Bewunderer haben damals geglaubt, er habe im Jahre 64 buchstäblich »die Produktion eingestellt«, um von nun an »mehr zu tun, als ein Dichter tun kann.« Man muß nur seine Lyrik aus den späten sechziger und frühen siebziger Jahren gelesen haben, um zu wissen, daß das Gegenteil richtig ist. Was sich in diesen Gedichten zeigt, ist eine merkwürdige Zwiespältigkeit des Bewußtseins und oft genug eine Stimmung der ironischen Melancholie, ja einer geradezu diabolischen Skepsis gegen das, was unter seiner eigenen Aufsicht vorn an der Rampe der Kulturrevolution getrieben wird. Dies Bewußtsein -

er nennt es in der Brentano-Arbeit das »poetische Bewußtsein« - ist so wenig naiv, wie es das Bewußtsein der Schlegel, Tieck und Brentano gewesen ist; zur inneren Dialektik seiner Freiheit gehört jene illusionsbrechende, den eigenen Setzungen je und je in den Rücken fallende Ironie, die wir im Hinblick auf die Literatur um 1800 die romantische nennen.

Enzensbergers bisher letzter großer Zyklus erschien unter dem Titel »Der Untergang der Titanic - Eine Komödie« im Herbst 1978, drei Jahre nachdem er seinen Posten als Herausgeber des »Kursbuches« zur Verfügung gestellt hatte. Es handelt sich um ein quasi episches Gedicht in 33 »Gesängen«, und sein Thema ist der Untergang der Welt: eine Vorstellung, die wir als Metapher verstehen müssen für das, was er in Anlehnung an Ernst Blochs »Prinzip Hoffnung« und in Umkehrung von dessen Perspektive - die »negative Utopie« nennt. Es ist die Abschiedselegie auf das Jahr 1968, kombiniert einerseits mit einem epimetheischen Lamento auf die kubanische Revolution, die er im Jahre 1969 zehn Jahre nach ihrem »Sieg«, an Ort und Stelle erlebt hatte, andererseits mit einer brillanten episch-essayistisch instrumentierten Darstellung der Originalkatastrophe von 1912, die hier als Parabel erscheint für die absolute, universale und definitive Katastrophe, das Ende aller Dinge.

Das Werk präsentiert sich als eine nicht unschwierige, außerordentlich komplizierte Partitur, die nach sorgfältiger Auslegung verlangt. Außer den 33 Gesängen umfaßt es auch 16 Zwischentexte, in denen das, was die Gesänge berichten oder reflektieren, durch zusätzliche Kommentare, Spiegelungen, »erkenntnistheoretische« Überlegungen vielseitig angereichert wird. Vier von diesen Zwischentexten könnte man als »Galerie-Gedichte« bezeichnen; es sind Äußerungen über imaginäre Tafelbilder mit altmeisterlichen Titeln, in denen Fragen der Kunst und des Künstlerseins, der gesellschaftlichen, politischen und »existentiellen« Bedingungen des Produzierens erörtert werden. Eines von ihnen, das vierte und letzte, heißt »Die Ruhe auf der Flucht«. Hier ist der Text:

Die Ruhe auf der Flucht.
Flämisch, 1521

Ich sehe das spielende Kind im Korn,
das den Bären nicht sieht
Der Bär umarmt oder schlägt einen Bauern.

Den Bauern sieht er,
aber er sieht das Messer nicht,
das in seinem Rücken steckt,
nämlich im Rücken des Bären.

Auf dem Hügel drüben liegen die Überreste
eines Geräderten; doch der Spielmann,
der vorübergeht, weiß nichts davon.
Auch bemerken die beiden Heere,
die auf der hellerleuchteten Ebene
gegeneinander vorrücken -
ihre Lanzen funkeln und blenden mich -
den kreisenden Sperber nicht,
der sie ins kalte Auge faßt.

Ich sehe deutlich die Schimmelfäden,
die sich durch das Dachgebälk ziehen,
im Vordergrund, und weiter hinten den
vorbeisprengenden Kurier.
Aus einem Hohlweg muß er aufgetaucht sein.
Niemals werde ich wissen,
wie dieser Hohlweg von innen aussieht;
aber ich denke mir,
daß er feucht ist, schattig und feucht.

Die Schwäne auf dem Teich in der Mitte des Bildes
nehmen keine Notiz von mir.
Ich betrachte den Tempel am Abgrund,
den schwarzen Elefanten - seltsam,
ein schwarzer Elefant auf freiem Feld! -
und die Statuen, deren weiße Augen
dem Vogelfänger im Wald zusehen,
dem Fährmann, der Feuersbrunst.
Wie lautlos das alles ist!
Auf sehr entlegenen, sehr hohen Türmen
mit fremdartigen Schießscharten
seh ich die Eulen zwinkern. Ja,
dies alles sehe ich wohl,
doch worauf es ankommt, das weiß ich nicht.
Wie sollte ich es erraten,
da alles das, was ich sehe,

so deutlich ist, so notwendig
und so undurchdringlich?

Nichts ahnend, in meine Geschäfte versunken
wie in die ihrigen jene Stadt,
oder wie weit in der Ferne
jene noch viel blauerer Städte
verschwimmend in anderen Erscheinungen,
andern Wolken, Heeren und Ungeheuern,
lebe ich weiter. Ich gehe fort.
Ich habe dies alles gesehen, nur
das Messer, das mir im Rücken steckt, nicht.

Das Gedicht setzt genaugenommen natürlich alles Vorhergegangene als vom Leser gewußt voraus, so die geisterhaft-imaginäre Anwesenheit eines Mannes namens Gordon Pym an Bord von Enzensbergers »Titanic«. Dieser Gordon Pym »aus Nantucket« ist ein Zitat aus der amerikanischen Literatur; er ist der Icherzähler und Titelheld aus Edgar Allan Poes grauenüberfülltem Roman einer Seereise in die Antarktis, der 1838 erschien. Aus seiner Geschichte stammt das Schreckensbild »Messer im Rücken«: man findet es in einer Episode, die erzählt, wie vier durch Hunger und Durst zum Wahnsinn getriebene Exemplare des genus humanum beschließen, das Los entscheiden zu lassen, wer von ihnen geschlachtet werden soll, um die Oberlebenden mit seinem Blut zu tränken und mit seinem Fleisch zu sättigen. Unter allen »blinden Passagieren« aus Literatur und Geschichte, die der Autor kraft dichterischer Freiheit mitfahren läßt - zwei andere sind Dante und Bakunin -, ist es diese Figur des amerikanischen Matrosen, die als ein geheimnisvoll-archaisches Sinnbild menschlichen Unglücks am stärksten zu Buche schlägt, und die uns erkennen läßt, was es mit dem moralischen Status des Menschen im Zeichen der »negativen Utopie« auf sich hat.

Ein anderes Detail, das ausführlich interpretiert werden müßte, ist der denkwürdige Satz »Die Wahrheit ist stumm«, mit dem im dritten der vier Galeriegedichte eine schwierige »erkenntnistheoretische« Meditation abgeschlossen wird. Dieser Satz, wenn er hier in den Versen eines ehemaligen Chorführers der Neuen Aufklärung erscheint, hat etwas schockierendes: fast sieht es ja so aus, als ob hier alles, was von den Sybillen und Propheten des Weltgeistes, den großdenkenden Sterndeutern der Geschichte und ihrer irreversiblen Einbahn-

straße vom Reich der Notwendigkeit ins Reich der Freiheit gedacht worden ist, in drei knappen Worten desavouiert werden sollte. Unmittelbar zugänglich aber ist der Sinn des Satzes, so scheint es mir, durch die Stimmung, aus der er hervorgegangen ist. Sie ist es, die in sinnfälliger bildhafter Sprache in »Die Ruhe auf der Flucht« zum Ausdruck gebracht wird. Was also ist auf dem imaginären Tafelbild zu sehen?

Vom klassischen Topos »Ruhe auf der Flucht« hat es nur den Namen, nicht das Thema übernommen. Zu sehen ist eine Anzahl von Figuren und Situationen, die als gleichzeitig gegeben, aber als nicht miteinander zusammenhängend beschrieben werden. Ein Kind spielt im Korn, ein Bär »umarmt oder schlägt« einen Bauern, das Kind sieht den Bären nicht, der Bär sieht wohl den Bauern,

aber er sieht das Messer nicht,
das in seinem Rücken steckt,
nämlich im Rücken des Bären.

Auf dem Hügel drüben liegen die Überreste
eines Geräderten; doch der Spielmann,
der vorübergeht, weiß nichts davon.

Das Ganze, wenn man es überhaupt ein »Ganzes« nennen will, ist ein Bilderbogen aus unteilnehmenden Einzelheiten an Stelle von »Welt«, asyntaktisch und schalltot. Die Erscheinungen und Vorkommnisse lassen sich als antiquarisch, altväterlich, vorindustriell, allenfalls als »frühneuzeitlich« vage genug datieren: der vorbisprennende Kurier, die Schwäne auf dem Teich, der Tempel »am Abgrund«, ein schwarzer Elefant und Statuen mit »weißen Augen«, ein Vogelfänger im Wald, ein Fährmann, eine Feuersbrunst.

Das Gedicht erinnert an W. H. Audens »Musée des Beaux Arts«, und zwar mit so unmißverständlicher Deutlichkeit, daß man Zweifel so gut wie ausschließen kann, wenn man hier ein Verhältnis von Vorbild und Nachfolge zu entdecken meint:

About suffering they were never wrong,
The old masters: how well they understood
its human position; how it takes place
While someone else is eating or
opening a window or just
walking dully along...

So der Anfang des berühmten Eröffnungsgedichts von Audens »Collected poetry« von 1945. Da ist also jemand auf den Gedanken gekommen, aus der Simultaneität der dargestellten Dinge auf einer altmeisterlichen Malerei ein spezifisch modernes Motiv herauszulesen - was für ein Motiv? Bei Auden ist es der Kontrast zwischen Wesentlich und Unwesentlich in ein und derselben Situation: zwischen der tragischen Aristie des Leidenden und dem alltäglich-gleichgültigen und durch seine Andersartigkeit und Bezugslosigkeit auch wieder faszinierenden Dasein der »andren«. Ikarus stürzt vom Himmel ins Meer, während nicht weit davon entfernt ein Schiff, das »irgendwohin muß« (had somewhere to get to), ruhig seine Bahn zieht. Ein Märtyrer wird vom Leben zum Tod gebracht - irgendwo an einer schmutzigen Stelle

where the dogs go an with their doggy life
an the torturer's horse
Scratches its innocent behind an a tree.

(Wo die Hunde herumlaufen wie Hunde und des Folterers Pferd sein unschuldiges Hinterteil an einem Baum wetzt.)

Enzensberger hat von Auden das »optische Prinzip« übernommen; auch er findet in dem ironischen Mißverhältnis zwischen den verschiedenen Details eines (altmeisterlich gedachten) Tafelbildes sein Motiv. Daß es sich dennoch um zwei sehr verschiedene Gedichte handelt, das begreift man, wenn man die jeweils beschriebene Situation auf ihre »thematische« Bedeutung, im Englischen würde man sagen: auf ihre »Botschaft« hin, befragt. Das Audensche Gedicht hat eine stark ausgeprägte moralisch-metaphysische Achse: seine Pointe liegt in der emphatischen Würdigung des Leidens als eines Vehikels der Wahrheit. Der zitierte Märtyrer ist der Zeuge, und die bisher nicht zitierte, im 6. Vers genannte »Wunderbare Geburt« (miraculous birth), ist die Epiphanie der Wahrheit; es handelt sich - mit einem Wort - um ein religiöses Gedicht.

In Enzensbergers Text kann von einem solchen »positiven« Sinnzentrum nicht die Rede sein. Die Risse zwischen den einzelnen Figuren seines Bildes haben etwas hoffnungslos Klaffendes. Die »weißen Augen« der Statuen suggerieren die Vorstellung eines (sinn-)blinden Sehens: was zutage liegt, ist ein auf den bloßen Augenschein reduziertes Ensemble von Details, dessen »Bedeutung« nicht zu erkennen ist:

Auf sehr entlegenen, sehr hohen Türmen
 mit fremdartigen Schießscharten
 sehe ich Eulen zwinkern. Ja,
 dies alles sehe ich wohl,
 doch worauf es ankommt, das weiß ich nicht.
 Wie sollte ich es erraten,
 da alles das, was ich sehe,
 so deutlich ist, so notwendig
 und so undurchdringlich?

Das anarchistische Feldgeschrei der frühen Lyrik: hier ist es einer geisterhaften Stille gewichen - »wie lautlos das alles ist!« - die turbulente Beweglichkeit des Utopia-Gedichts von 1957 einer chiricohaften Erstarrung des Welt-Bildes; einzig das Zwinkern der Eulen erinnert von fern an die clownisch-exzentrische Signalsprache von damals. Undurchdringlich das Gesehene, unerratbar verrätselt das Wirklichsein des Wirklichen. Das erweckerische Pathos von einst – der zornige Appell an den schlafenden Zorn der Welt - erscheint hier umgepolt in ein Verhältnis der äußersten Zurückhaltung im Hinblick auf ein mögliches Sich-Erklären der Dinge. So bewahrheitet sich der Satz »Die Wahrheit ist stumm« in der konkreten Situation des Gedichts: in einer prosodisch gebundenen Sprachleistung, deren subjektive Emphase auf dem Nicht-Wissen liegt, und paradoxerweise wird eben dadurch eine neue Dimension des Wahrnehmens zur Sprache gebracht:

Nichts ahnend, in meine Geschäfte versunken
 wie in die ihrigen jene Stadt,
 oder wie weit in der Ferne
 jene noch viel blauerer Städte,
 verschwimmend in andern Erscheinungen,
 andern Wolken, Heeren und Ungeheuern,
 lebe ich weiter.

Was heißt aber »lebe ich weiter«? Es wird hier in drei Worten vorweggenommen, was mehrere Stationen später in dem allerletzten Vers des Werkes als Fazit des Ganzen - nach vollendetem Schiffbruch - zu Wort kommt.

Undeutlich, schwer zu sagen, warum,
 heule und schwimme ich weiter.

»Lebe ich weiter« will sagen, daß das große hegelianisch-marxistische Welttheater eine fromme Sage ist. Daß der Prozeß des Menschen nicht gewonnen werden kann. Daß die Quintessenz unseres Erdenwallens nicht das künftige Millenium im Diesseits und nicht die totale »Sinnlosigkeit« ist, sondern die immer schon »eingebaute« Katastrophe. Daher am Schluß des Gedichts noch einmal das grimme Zitat aus der Leidensgeschichte des amerikanischen Seemanns Gordon Pym:

Ich gehe fort.

Ich habe das alles gesehen, nur das Messer,
das mir im Rücken steckt, nicht.

Das Gedicht hat etwas Telepathisch-Hellsichtiges, es hat die geisterhafte Evidenz eines »zweiten Gesichts«. Gesehen wird, was wir das Verhängnis des Menschen nennen können - des Menschen, der mit seinesgleichen gleichzeitig oder nicht gleichzeitig ist, aber nichts von ihm »weiß« - als eine statische Situation. So erklärt sich die Bildüberschrift »Die Ruhe auf der Flucht«: was (zum Beispiel) in Schillers Gedicht »der Erscheinungen Flucht« heißt, ist hier wie unter dem Blick der Meduse erstarrt und versteinert. In zweiter Linie aber bezieht sich dieser Titel gewiß auch auf die Plazierung des Textes innerhalb des Ganzen: er beschreibt ein letztes kontemplatives Innehalten vor dem Wiederausbrechen der »Handlung«, die uns in vier abschließenden Gesängen auf bekannte Schauplätze zurückführt: nach Berlin, augenblicksweise in die Karibik, schließlich an die Stelle, wo die »Titanic« versank.

Wenige Monate vor der Veröffentlichung dieser seiner »Komödie« im Mai 1978, hatte Enzensberger im »Kursbuch« zwei »Randbemerkungen zum Weltuntergang« erscheinen lassen, um seine Leser auf die neue Thematik vorzubereiten. Jene linken Theoretiker, die bei uns viele Jahre lang die Szene beherrscht haben, werden dort kritisch in Frage gezogen, weil sie »gefesselt an die philosophischen Traditionen des deutschen Idealismus«, bis heute sich weigern, »zuzugeben, was jeder Passant längst verstanden hat: daß es keinen Weltgeist gibt; daß wir die Gesetze der Geschichte nicht kennen; daß auch der Klassenkampf ein >naturwüchsigen Prozeß ist, den keine Avantgarde bewußt planen und leiten kann; daß die gesellschaftliche wie die natürliche Evolution kein Subjekt kennt und daß sie deshalb unvorhersehbar ist; daß wir mithin, wenn wir politisch handeln, nie das

erreichen, was wir uns vorgesetzt haben, sondern etwas ganz anderes, das wir uns nicht einmal vorzustellen vermögen; und daß die Krise aller positiven Utopien hierin ihren Grund hat.«

Die zweite dieser Randbemerkungen, abgefaßt in Form eines Briefes an einen Herrn namens Balthasar, endet mit einer Reverenz vor dem »Unbekannten«: »Ich schreibe dir, weil ich dich nie zu den Planstellendenkern, zu den Fahrkartenzwickern des Weltgeistes gerechnet habe. Ich wünsche dir wie mir selber und uns allen ein bißchen weniger Angst vor der eigenen Angst, ein bißchen mehr Aufmerksamkeit, Respekt und Bescheidenheit vor dem Unbekannten. Dann werden wir weitersehen.«

Damit aber ist, so scheint es, für den Augenblick der bisher gegebene Horizont des Denkens und Wollens, damit ist *jede* Art von Horizont annulliert. Die Stimme klingt wie erloschen: rien ne va plus. Nur noch das Unbekannte kann sich behaupten. Andererseits: trägt nicht ein Gedanke, der »sich selber verschluckt«, immer noch die Signatur der dialektischen Methode? Wir fragen noch einmal: was ist im Kommen?

Nach Handke und Enzensberger soll zum Schluß nun noch ein dritter Name genannt werden, da er uns ganz neuartige Aufschlüsse zu versprechen scheint. Es handelt sich um einen jungen Berliner Autor, der erst seit vier oder fünf Jahren im Gespräch ist, Verfasser einer noch kurzen Reihe von Prosabüchern und Theaterstücken oder besser Szenenfolgen, wie »Triologie des Wiedersehens« oder »Groß und klein«, es handelt sich um Botho Strauß, geboren 1944 in Naumburg an der Saale. Man hat ihn bisher, ohne seiner Sache ganz sicher zu sein, unter die Apostel einer neuen Innerlichkeit und Sensibilität gerechnet, die Ichkult-Adepten der Handke-Familie, die Martin Walser erst ganz kürzlich in seiner Büchnerpreisrede als die »Daumenlutscher« der sozialen Teilnahmslosigkeit beschimpft hat. In seinem jüngsten Buch, erschienen unter dem Titel »Paare Passanten« erst vor wenigen Wochen, hat er auf eine Weise, die etwas großartig Alarmierendes, ja Überwältigendes hat, Klarheit geschaffen: über sich selbst, seinen Weg, seine Thematik, seinen Rang.

Was liegt vor? Eine tagebuchartige Folge von Aufzeichnungen, die uns an Max Frischs berühmte Tagebücher von 1950 und 1972, an ihren stärksten Stellen vielleicht sogar an Kafkas »Oktavhefte« erinnern. Wir stellen fest, daß hier ein Autor, der seinem Alter nach zu den Achtundsechzigern gehört haben muß und der mit ihnen in der

Tat bestimmte grundlegende intellektuelle Erfahrungen geteilt hat - »Heimat kommt auf (die doch keine Bleibe war),« sagt er, »wenn ich in den *Minima Moralia* wieder lese« - daß dieser Autor den totalitär-dialektischen Anspruch der Aufklärung - »Aufklärung ist totalitär«, so heißt es bei Adorno und Horkheimer gleich im ersten Kapitel ihrer »Dialektik der Aufklärung«, des kanonischen Grundbuchs der Schule - diesen Anspruch also zurückweist, niederringt, um außerhalb des Bannkreises der Schule den archimedischen Punkt zu suchen, von wo aus er sich neu orientieren wird. »Ohne Dialektik«, so heißt es da, gleich anschließend an die zitierte »gebrochene« Huldigung an Adorno, den Verfasser der »*Minima Moralia*«, »denken wir auf Anhieb dümmer; aber es muß sein: ohne sie.« Und an anderer Stelle: »Die unfruchtbare dialektische Versöhnlichkeit des Sowohl-als-auch, die schulmarxistische Rechtfertigung etwa des Stendhalschen Subjektivismus im Vorwort zu einer DDR-Ausgabe seiner Tagebücher (> ... hat sich analysiert, nur um dann die Umwelt analysieren zu können...()) - das ist inzwischen jener Schleim und Leim auch im Denken unserer aufgeklärten Bildungsstätten, der nichts Neues mehr erkennen und entstehen läßt, der alles mit allem verklebt, das ist die einullende Reflexion, die den Begriff wichtiger nimmt als den geistesgegenwärtigen Griff nach dem Unvermuteten.«

Das Buch ist randvoll mit Unvermutetem und Unerhörtem; ihm mit einem kurzgefaßten Resumee auch nur andeutungsweise gerecht zu werden, ist nicht möglich. Ich begnüge mich damit, auf drei wesentliche Momente hinzuweisen, wohl wissend, daß ich durch eine so skizzenhafte Verkürzung der kritischen Prozedur die Entleerung des Ganzen zerstören, seine Sinn- und Bilderfülle empfindlich reduzieren muß. Punkt eins ist für mich seine bittere und radikale Kritik der Bewußtseins-Industrie, jener vor zwanzig Jahren von Enzensberger mit einem donnernden Marx-Zitat eingesegeten, auf die Aufklärung als ihre »philosophische«, die Proklamation der Menschenrechte als ihre »politische« Voraussetzung gegründeten, aber auch an klar definierte ökonomische und technologische Bedingungen gebundenen Bewußtseins-Industrie, die zu erobern des Schweißes der Edlen wert zu sein schien; das Ziel war, wie Enzensberger 1968 im Kursbuch 15 mit schneidender Arroganz erklärt hat, »die politische Alphabetisierung des deutschen Volkes«. Was diese Industrie hervorgebracht hat, ist, wenn wir Botho Strauß folgen, ein menschlicher Typus, den er Gegenwartsfreak nennt. Es ist - in Stich-

worten - das »passive Archiv des TV-Menschen«. Es ist das »magazinäre Allerlei«, es ist der folgende Sachverhalt: »Das tatenlose, überinformierte Bewußtsein, das nicht mehr in der Lage ist, Wunsch, Idee, Erinnerung zu produzieren, erlebt stattdessen eine (sonst nur dem Wahnsinn bekannte) Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren und *denkt* einen wahllos aus den Beständen zugespielten Datensalat. Davon bleibt schon jetzt niemand verschont. Wie erschrickt man doch häufig über die bizarren Anstöße des eigenen Archivs.« In der Welt oder vielmehr Un-Welt dieses Bewußtseins ist die Neue Nachricht an die Stelle des Neuen getreten, denken Sie nur an jene Stelle aus Enzensbergers Eingangsgedicht:

Die furchtbare Nachricht lief über den Ticker,
wurde zur Kenntnis genommen und archiviert.

»In der Dromokratie (dem Machtsystem der Beschleunigungen)« - letztes Zitat zu Punkt eins - »in der wir, wenn Paul Virilio recht hat, inzwischen leben bzw. uns die Zeit vertreiben, ist *Bestand* haben etwas Gesetzwidriges.«

Punkt zwei wäre: die Absage an das seit Jahrzehnten landauf landab gepredigte Prinzip der Sozialisierung der Kunst um der gesellschaftlichen Pflicht willen, an die Degradierung der Kunst zum Wurmfortsatz der Soziologie oder gar zum Instrument des Klassenkampfes - und die Wiederentdeckung der Kunst als eines Erkenntnisorgans *sui generis* und einer »Ordnung« eigenen Rechts. Dazu zwei Zitate. Erstens: »Die Unsitte aber, ein Kunstwerk ausschließlich auf seinen kritischen Gebrauchswert hin zu durchmustern, es auf dem Prüfstand entweder einer subjektiven >Betroffenheit< oder eines flachen Sozialkritizismus zu messen, untergräbt gewissermaßen die freiheitlich symbolische Grundordnung der Kunst«. Zweitens: »Man schreibt einzig im Auftrag der Literatur. Man schreibt unter Aufsicht alles bisher Geschriebenen. Man schreibt aber doch auch, um sich nach und nach eine geistige Heimat zu schaffen, wo man eine natürliche nicht mehr besitzt.« Ad zwei noch dies: »Das ihm der Text nicht die einzige Flamme ist, in der alles übrige verlangende Gesträuch auflodernd verginge, wird ihm oft genug zur strengen Qual. Er will Text sein und weiter nichts.« James Joyce, an einer sinnverwandten Stelle seines Briefwechsels, benützt das Wort »scorching« (versehend), wo Strauß »auflodernd« sagt. »Und eine Episode nach der anderen«, so beschreibt er, Joyce, dort die verheerenden Effekte

seiner Arbeit am Ulysses, »läßt hinter sich ein Stück verbrannter Erde zurück.« Welches sind die Vorbilder, welches die Leitsterne, die hier angerufen werden? Sie heißen nicht Brecht oder Neruda oder Sartre oder Bloch. Sie heißen Valéry und Mallarmé, selbst Rilke ist wieder zugelassen. Rilke und die »hymnische Schönheit« der Duineser Elegien. Man sollte es kaum für möglich halten, aber für einen Leser meiner Generation ist das natürlich ein freudiger Schrecken.

Eine dritte Beobachtung betrifft einen sehr spezifischen - oder »persönlichen« - Aspekt dieses Schreibens: sein Vordringen in ein Jenseits der Gesellschaft, in einen völlig unartikulierten, gleichsam jungfräulichen Erfahrungsbereich, wo das Enzensbergersche Unbekannte seinen Ort haben könnte. Ich frage mich, ob ich in den letzten Minuten dieses Vortrags noch darüber reden soll. Worüber reden? Darüber, daß dieser Autor, nachdem er sich erst einmal von dem ruhelos mäandernden Denkstil der Dialektik befreit hat, eine eigentümliche Kraft, das Unvermutete vermutend zur Sprache zu bringen, in sich entdeckt, auf diese Kraft sich angewiesen oder zurückgeworfen findet: eine Art des divinatorischen Begreifens, für die ich im Augenblick kein besseres Wort finde als dies: Fundamentaldiagnose. Ich finde es dort, wo er auf die allmählich fühlbare Nachgeschichtlichkeit unseres Daseins zu sprechen kommt - en passant der Hinweis auf unsere »Retro-Moden«, die »Retro-Faszination« - wir denken an die Preußen-Ausstellung, die Staufer-, die Wittelsbacher-Ausstellungen, die alle gemacht werden, »einfach um die Zeit wiederaufleben zu lassen, in der es *wenigstens* Geschichte gab ...« - oder wo er im Menschen eine Übergangserscheinung in der Geschichte der Natur zu erkennen meint: »Bei tiefstem Stillstand und in einem geistigen Nu werden wir das Formen-All, durch das wir leben, in unser Bewußtsein nehmen und darin ein ungeheures Verlangen der Natur, den Menschen zu überwinden, erkennen.« Schließlich auch dort, wo er die wunderliche Vokabel »Gott« wieder einführt in seinen Text: »Gott ist von allem, was wir sind, wir ewig Anfangenden, der verletzte Schluß, das offene Ende, durch das wir denken und atmen können.«

Joachim Kaiser, ein Kritiker ersten Ranges, hat seiner Besprechung des Buches »Paare Passanten« die Überschrift gegeben: »Botho Strauß geht aufs Ganze.« Er hat diese knapp 200 Seiten ein Ereignis genannt, wie es ein solches in unserer Literatur seit langem nicht gegeben habe. »In diesem Buch«, sagt er, »wird, ohne Verbiesterung und Rechthaberei, die Herrschaft des aufgeklärten, dialek-

tischen, geistsoziologischen Denkens abgetan, beerdigt.« Dieser vielleicht allzu apodiktische Satz wird Widerspruch finden, vielleicht leidenschaftlichen Widerspruch. Eben darum ist er eine brauchbare Einladung, die Diskussion zu eröffnen.

(Colloquium vom 10. November 1981)

Gerard Labuda

Gegenstand und Methoden der/ einer Kulturgeschichte

»*Homo non nascitur, sed fito.*

I.

Die jetzige Lage der Kulturgeschichte charakterisierte vielleicht am besten Friedrich Meinecke, indem er im Jahre 1930 zu folgender Ansicht gelangte: »Aus allem, was wir sagten, ergibt sich, daß Geschichte *nichts anderes ist als Kulturgeschichte*, wobei Kultur bedeutet Erzeugung jeweils eigenartiger geistiger Werte, historischer Individualitäten.«

- Mit dieser Feststellung gehen wir über zum Grundsätzlichen: Wenn alle Geschichte nichts anderes ist als Kulturgeschichte, so stellt sich uns unumgänglich die Frage: Wo liegt denn - bei Berücksichtigung der Tatsache, daß es noch eine ganze Menge von Sachgebieten der Geschichte und eine Zahl der ihnen entsprechenden Geschichtswissenschaften gibt - das spezielle Forschungsfeld der Kulturgeschichte?

Das Dilemma, welchem Sachgebiet die Kulturgeschichte zugeordnet werden soll, kann bestens am Beispiel des namhaften holländischen Kulturhistorikers Jan Huizinga erläutert werden. Er schreibt folgendes:

»Das Objekt der Kulturgeschichte ist die Kultur, und dieser ausgesprochen moderne Begriff ... wird immer unendlich schwierig zu bestimmen sein ... Man kann, wenn man will, die natürlichen Gaue der Kulturgeschichte sehen in Religions- und Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, Geschichte der Literatur, der Philosophie, der Wissenschaft, der Technik. Doch die Resultate dieser historischen Sonderstudien stellen, auch falls sie Synthese und Sinndeutung bieten, noch keine Kulturgeschichte dar.«

Bevor wir uns auf die Erörterung der Frage nach dem Objekt der hermeneutisch zu deutenden Kulturtatsachen einlassen, müssen wir vorerst das eigentliche Forschungsfeld der Kulturgeschichte klar ein-

grenzen. Wenn wir die von Huizinga soeben aufgezählten »natürlichen Gaue der Kulturgeschichte« durchgehen, merken wir schnell, daß sie sich - vielleicht mit Ausnahme der Technik - mit den »natürlichen Gauen der Geistesgeschichte« decken. Und man braucht dann nur die erste beste Schrift aus dem Bereich der Völkerkunde, der kulturellen Anthropologie oder der angewandten Soziologie zur Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, daß in diesen Werken die geistesgeschichtlichen Kapitel der Kultur einen wichtigen, aber keineswegs außergewöhnlichen Platz einnehmen. Für diese Forschungsdisziplin gilt, einfach gesagt, ein ganz anderer Begriff von Kultur als für die oben genannte historiographische Kulturgeschichte: hier die Geistesgeschichte, dort aber die materielle, soziale und geistige Kultur zusammengezogen.

Ein ebenso großer Unterschied zeichnet sich bei dem induktiven Forschungsverfahren dieser beiden Richtungen der Kulturwissenschaften ab. Nehmen wir wieder Jan Huizinga als Beispiel:

»Kulturgeschichte« - schreibt er - »unterscheidet sich von politischer und Wirtschaftsgeschichte dadurch, daß sie ihren Namen nur insofern verdient, als sie sich ihrer Richtung *auf das Tiefere und All-gemeine* bewußt bleibt. Der Staat und das Wirtschaftsleben bestehen als Ganzes, aber zugleich auch in ihren Einzelheiten. *Kultur besteht nur als Ganzes*. Das kulturhistorische Detail gehört ins Gebiet der Sitten und Gebräuche, der Folklore, der Antiquitäten und wird leicht zum Kuriosum ... Sogar Stilgeschichte und Geistesgeschichte können noch kaum im vollen Sinn des Wortes Kulturgeschichte heißen. Erst wenn sie zum Herausheben von Lebensformen, Schaffensformen und Denkformen zusammen übergehen, kann in Wirklichkeit von Kulturgeschichte die Rede sein. Die Art dieser Formen ist nicht gegeben. Erst unsere Hand gibt ihnen ihre Gestalt.«

Ohne ins Detail zu gehen, heben wir hervor: für Huizinga sind das Ganze, das Typische und die Formen des menschlichen Lebens natürliche Objekte der Kulturgeschichte.

Und man braucht wiederum nur eine Methodik von den verschiedenen empirischen Kulturwissenschaften zum Vergleich heranzuziehen, um sofort den Unterschied zu sehen. Für Wilhelm Schmidt ist die kulturhistorische Ethnologie »eine Wissenschaft, welche die Entwicklung des Geistes und der durch den Geist geleiteten äußeren Tätigkeit des Menschen im Völkerleben zum Gegenstande hat«.

Und zu dieser Definition macht derselbe Verfasser folgende Erläuterung:

»Freilich ist die Gestaltung des Geistes uns nur faßbar in den äußeren Kulturgütern, die er hervorbringt, weil wir in das Innere fremder Seelen eigentlich überhaupt nicht, in die eigene nur mangelhaft hineinschauen können. Unter >äußeren Kulturgütern< sind aber nicht nur die sogenannten materiellen Kultur(güter) zu verstehen, sondern auch die Niederschläge der Kultur in Dichtung, Sitte, Recht, Religion.«

Und noch weiter über den methodologischen Standort der Ethnologie selbst:

»Wenn die Ethnologie eine Geisteswissenschaft ist, so muß auch ihre Methode die der Geisteswissenschaften, nicht die der Naturwissenschaften sein. Sie muß Person, Individuum, freien Willen erfassen und würdigen können, die in der Masse so oft untergegangen zu sein scheinen, während dort in der Wirklichkeit Talente und Genies im Inhaltlichen, Führer im Formalen kräftig wirken. Diese Methode muß die Mittel haben, neben dem Kollektiven auch das *Einzelne*, das *Individuelle* zu erfassen, darf nicht im Typischen oder Durchschnittlichen steckenbleiben; sie muß idiographisch sein, muß darauf bedacht und dafür ausgerüstet sein, das Einzelne zu erfassen und zu würdigen.«

Es ist also schier unmöglich, das Ganze von dem Einzelnen und das Formale von dem Inhaltlichen zu trennen; es gibt auch keine Forschungsdisziplin, die auf die Detailforschung grundsätzlich verzichten kann.

In der Wissenschaft gilt nur ein Grundsatz: es gibt keine Synthese ohne Detailforschung, und umgekehrt, es kann auch keine Detailforschung geben, die nicht ihre Verankerung in dem Tatsachengerüst der entsprechenden fachlichen Synthese findet.

Aus dieser Tatsache ergibt sich jetzt nur eine einzige Frage: Wo liegt das Objekt der kulturgeschichtlichen Analyse, das der kulturgeschichtlichen Synthese das Aufbaumaterial liefert? Und wie muß dieses Tatsachenmaterial methodisch bearbeitet werden, damit die ihr zustehende Aufgabe erfüllt werden kann?

Aus dem oben Gesagten ergibt sich meines Erachtens ganz klar, es kann nicht *nur* in der Geistesgeschichte liegen und kann sich nicht *nur* aus den Tätigkeitsformen und dem Tätigkeitsdenken des Menschen ergeben. Die Zwitterrolle der Kulturgeschichte liegt eben darin, daß sie in alle, d. h. nicht nur geistige, sondern auch materielle und soziale Bereiche hinein greifen soll, die wie Huizinga richtig

gesehen hat, durch andere Sachgeschichten kompetent und fruchtbar beackert werden, die bei der Wirtschaftsgeschichte anfangen und etwa bei der Philosophie ihr Ende nehmen. Wenn aber eine Kulturgeschichte eine Forschungsdisziplin sein soll, dann muß ihr Forschungsgebiet denselben Kriterien der Auswahl wie die der gerade genannten unterliegen. Was als Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte oder der Kunstgeschichte selbstverständlich ist, nämlich die *Wirtschaft* oder die *Kunst*, muß auch für die Kulturgeschichte bindend sein.

Aus dieser Lage ergibt sich nur eine einzige logische Schlußfolgerung, daß das *Forschungsgebiet der Kulturgeschichte*, so banal dies auch klingen mag, *nur die Kultur sein kann*. Ja, im ersten Moment klingt es banal, aber bei näherem Hinsehen ist diese Feststellung weder banal noch simpel. Was wir an Gewicht bei der Kulturgeschichte leicht verloren haben, nimmt sie bei der Beantwortung der Frage: *was die Kultur sei*, hundertmal an Gewicht zu. Wissen wir nämlich, was Kultur ist, wird es vielleicht nicht so schwierig sein, auch ihre Geschichte zu schreiben.

Um den Sinn des Wortes in seinem vollem Umfange zu verstehen, müssen Sie mir einen kleinen Umweg gestatten und mit mir eine kurze semantische Analyse des Wortes machen.

Die Wurzel des lateinischen Wortes »cultura« stammt - und ich folge hier im Nachstehenden den Ausführungen von Niedermann - von: colere, cultus = Pflegen, Schmücken, Verfeinern. Und diese Bedeutung bezieht sich nicht nur auf das Gegenständliche und Körperliche (z. B. agricultura), sondern auch auf das Menschliche, vor allem auch auf das Seelische und Geistige, wie z. B. cultus animi, cultura animi. In dem mittelalterlichen und neuzeitlichen Latein unterliegt das Wort »cultura« einer Wandlung, die auch bei ähnlichen Wortbildungen zu beobachten ist, d.h. die Bezeichnung der Handlung geht über auf die Bezeichnung ihres Resultats (z. B. die Tätigkeit des Frisierens - die Frisur geht über auf die Haare - wobei jedoch die bei der Tätigkeit erfolgte Komposition automatisch in den Begriff miteinbezogen wird).

Durch diesen inneren semantischen Wandel verselbständigt sich das Wort »Cultura« (Kultur, culture) und erhält jetzt die Bedeutung: Lebensart, Lebensbedingungen, Verhaltensweise, Gesellschaftsbildung. Aus dem Tätigkeits- wird ein Substanzbegriff und dieser beinhaltet von jetzt an »einen Besitz an Techniken, Hilfsmitteln, prakti-

schen Kenntnissen«, die auf eine Überwindung der Natur hinauslaufen. Dieser Grundbedeutung schließen sich dann noch andere Inhalte wie Erziehung, Bildung u. a. an. Auf dieser neuen semantischen Grundlage bildet sich auch der Gegensatz zwischen Kultur als etwas von dem Menschen Erschaffenem und Natur als etwas Unberührtem und Unverändertem aus.

Im 19. Jahrhundert unterliegt der Begriff der »Kultur« weiterer Verdinglichung und nimmt in sich die Resultate der Pflege und Bildung, der Handfertigkeit auf. Und noch mehr: »eine von Menschen gedenken und -wirken geschaffene, geschichtliche Ganzheit« beginnt von jetzt an, »das Wesen der objektiven Kultur« zu sein. In diesem Sinne faßte im Jahre 1871 Edward B. Tylor den neuen Begriff der Kultur in seine mit der Zeit klassisch gewordene Formel: Kultur ist »Inbegriff von Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Sitte und allen übrigen Fähigkeiten und Gewohnheiten, welche sich der Mensch als Glied der Gesellschaft angeeignet hat«.

Auf diesem breiteren Konzept der Kultur bauen traditionelle und neu entstandene Forschungsdisziplinen auf, d.h. neben den kulturgeschichtlichen und kulturphilosophischen, die ihre Arbeit fortsetzen, andere aus der Arbeitsteilung hervorgegangene Fächer wie Archäologie mit Prähistorie (Vorgeschichte), Ethnologie und Ethnographie (Völkerkunde) und Soziologie mit kultureller Anthropologie.

Jede von diesen Wissenschaften machte sich ihre eigene Vorstellung von den Kulturen, die sie als eigenes Arbeitsfeld in Anspruch nahmen. Zwischen Soziologie und kultureller Anthropologie einerseits und der Historiographie andererseits bildete sich nicht nur eine Konkurrenz in der theoretischen Auffassung des Forschungszieles, sondern es kam auch zu einer gewissen Spannung bei der Beurteilung der Validität der gewonnenen Resultate. Manchmal wird sogar von einer »Feindschaft (der Historiker) zur Soziologie« (hostility to sociology) - und natürlich auch vice versa - gesprochen.

In der Geschichtsforschung im 19. Jahrhundert trat ein wichtiger methodologischer Wandel ein, der mit dem Einzug der genetischen Methode verbunden ist. Es kam jetzt zu einer gewissen Arbeitsteilung in dem Bereich des bisher einheitlich unter dem Gesichtspunkt der Staatspolitik und der Dynastien gesehenen Forschungsfeldes der Geschichte. In derselben Zeit verselbständigten sich auch einzelne Sachgebiete der Geschichte wie Wirtschaft, Technik, Recht und Ver-

fassung, soziale Organisation der Gesellschaft, u. a. Bereiche des sozial-ökonomischen Lebens. Aus der Arbeitsteilung geht auch die Geistesgeschichte mit ihren verschiedenen »Gauen« (Huizinga) wie Kunst, Literatur, Sprache, Philosophie, *Wissenschaft* als ein besonders starkes Glied der historischen Disziplinen hervor. Die Geistesgeschichte wird bald von der Kulturgeschichte als ihr eigentliches Arbeitsgebiet deklariert und mit der Zeit von einigen Methodologen mit der Kulturgeschichte einfach identifiziert (Jodl, Gothein, Schäfer, Lamprecht).

Wir können sämtliche Definitionen nach dem Kriterium der praktischen Anwendbarkeit in der Ethnographie und Ethnologie (zusammen mit der kulturellen Anthropologie), in der Prähistorie (Vorgeschichte), in der Soziologie und endlich in der Historiographie aufschlüsseln und dann fragen, welche dieser Definitionen dem Historiker zur Lösung seiner Aufgabe beste Hilfe leisten mögen.

Unter diesem Gesichtspunkt müßte die Definition zwei Bedingungen erfüllen: *erstens* verlangen wir von ihr, daß sie in ihrem Begriffsinhalt alle Seiten und Ebenen des Menschlichen als der Kultur zugehörig miterfaßt, und *zweitens*, daß sie auf jene Tatsachen und Vorgänge, an denen die Entwicklung, welche auch immer - positive und negative - zu beobachten ist, hinweist und zur Prüfung empfiehlt.

Die erste Bedingung erfüllen viele Definitionen. Man braucht sich nur an die schon erwähnte von Tylor zu erinnern. Ich kann hier zur Stützung des oben Gesagten noch eine andere von Kunz Dittmer aus dem Jahre 1954 anführen: »Kultur ist die organisch gewachsene und gefügte Verbindung aller Errungenschaften menschlicher Geistes-tätigkeit - d. h. allen Wissens, Könnens und aller Einrichtungen auf den Gebieten der Wirtschaft, Gesellung, Glaubenswelt, Kunst und Wissenschaft -, welche der sie tragenden ethnischen Einheit den Daseinskampf und die Erhaltung des innerethnischen Gleichgewichts ermöglichen«.

Kultur ist nichts Gegebenes, sie ist immer etwas Entstandenes und Gewordenes. Diesem Postulat sind Tylor, Dittmer wie auch viele andere auf die Weise gerecht geworden, daß sie in ihren Definitionen das Moment der *Aneignung*, der *Errungenschaft* unterstreichen. Diese Prozesse dauern Jahre und Jahrhunderte und sollen von der Kulturgeschichte, und zwar in Raum und Zeit, auch so interpretiert werden. Aus dem oben Gesagten geht auch hervor, daß das reduktive

Konzept der Kultur (= nur Geistesgeschichte) laut Definition ausscheidet und hier weiter nicht diskutiert wird.

Auf welche Weise soll man aber die zweite Bedingung erfüllen: die Meßbarkeit und die Einschätzung der Leistung und der Kreativität des Kulturschöpfers?

Diese Problematik ist von der philosophischen Seite her deutlich gemacht und nachher in den immanenten Teil des Kulturbegriffes einbezogen worden. Aus der Fülle der in diesem Zusammenhang formulierten und erörterten Definitionen führe ich nur die von Heinrich Rickert an, weil die Systematiker der Wissenschaft gerade ihm die Unterscheidung zwischen den Kultur- und Naturwissenschaften verdanken. Sie lautet so: Kultur ist die »Gesamtheit der realen Objekte, an denen allgemein anerkannte Werte oder durch sie konstituierte Sinngebilde haften und die mit Rücksicht auf diese Werte gepflegt werden«, infolgedessen können die mit dem Wertprädikat behafteten realen Objekte und Sinngebilde als »Kulturgüter« bezeichnet werden.

Dieselben Begriffe haben auch den Eingang in die materialistische Literatur gefunden:

»Unter dem Begriff von Kultur im breiten Sinne verstehen wir die Gesamtheit von materiellen und geistigen Gütern und Werten, die die Menschheit im Prozeß ihrer sozialen Praxis geschöpft hat und die den Grad ihrer Beherrschung der elementaren Kräfte der Natur und der Gesellschaft ausdrücken« (M. D. Kammari, 1955).

Für die Kulturgeschichte ist es von höchster Wichtigkeit, nicht nur zu erfahren, wie die Prozesse der Kulturschöpfung verlaufen, sondern auch, wie die einzelnen Tatsachen und Vorgänge, an denen die Kulturgüter und Kulturwerte haften, entstehen, sich nachher in ihr soziales Milieu einpflanzen, ausbreiten und mit der Zeit zur Ausbildung von abgegrenzten Kulturkreisen führen.

II.

Nach der theoretischen Vorbereitung der ganzen Kulturproblematik können wir jetzt auf die schon vorher zitierte Lösung von Wilhelm Schmidt zurückkommen, nach der eine gewisse Kulturgeschichte, bei ihm Ethnologie: »die Mittel haben muß, neben dem Kollektiven auch das Einzelne, das Individuelle zu erfassen, nicht im Typischen

oder Durchschnittlichen stecken bleiben darf; sie muß idiographisch sein, muß darauf bedacht und dafür ausgerüstet sein, das Einzelne zu erfassen und zu würdigen«.

Meines Erachtens liegt die Lösung der Frage an die Kulturgeschichte, wie sie das Einzelne erfassen und dabei das Ganze (das Kollektive) nicht aus den Augen verlieren soll, in der Doppeldeutigkeit des Wortes »Kultur« verborgen.

Wir erinnern uns, daß das Wort »cultura« zuerst die Tätigkeit des »Pflagens, des Verfeinerns«, zum Ausdruck brachte und dann auf die objektivierten Resultate dieser Tätigkeit in allen Bereichen des menschlichen Lebens übertragen wurde. Weil aber in der zweiten Bedeutung die Tätigkeit in dem objektivierten Ergebnis dieser Tätigkeit inbegriffen ist, müssen folgerichtig alle Kulturwissenschaften in ihrem Forschungs- und Erkenntnisverfahren *sowohl die Tätigkeit des Pflagens* wie auch die *Resultate der genannten Tätigkeit* zu erfassen und zu würdigen wissen. Wollte man auf die Ciceronianische Formel »cultura animi« zurückgreifen, müßte man diese Entwicklung - so befremdend es auf den ersten Blick aussehen mag - mit den Worten folgender Zusammensetzung ausdrücken: cultura culturae d. h. Kultur (I) der »Kultur« (II), in dem das erste Wort das Pflegen und das zweite die »objektivierte Kultur« deutlich macht.

Erst die Tätigkeit des Pflagens, des Verfeinerns, des Schmückens bringt in die realen Objekte jene Werte und Güter, *die wiederum das Objekt des Interesses einer analytisch vorgehenden Kulturgeschichte wecken muß*. Durch die Anwendung des »Kulturisierens« kommt in dem Gegenstand, in der Pflanze, im Wesen und Verhalten des Menschen der Prozeß der Aufwertung und »Aufgütung«, d. h. der Aufstockung *neuer*, vorher in dem Objekt nicht vorhandenen Elemente zum Vorschein und erst diese *neuen Elemente* bewirken, daß der alte, ruhende Zustand des Gegenstandes und des Individuums einer günstigen, bereichernden Umwandlung unterliegt.

Die Zweiteiligkeit des Objekts, die wir mit der Formel: Kultur (I) der Kultur (II) deutlich gemacht haben, und die infolgedessen unumgänglich zu einer Arbeitsteilung der Kulturgeschichte führt, empfiehlt in unserer Forschungstätigkeit zwei besondere historiographische Verfahren einzuleiten: 1) Das analytische, das sein Augenmerk auf die Kultur (I) richtet und sich mit der Entstehung und Entwicklung der Kulturwerte und Kulturgüter beschäftigt; 2) Das synthetische, das die objektivierte Kultur (II) sichtet und verglei-

chend darstellt. Für die analytische Kulturgeschichte besteht die wichtigste Aufgabe in der Erfassung und Erkenntnis der *neuen Elemente*, die durch die Tätigkeit des Pflagens zum Leben gerufen wurden, die den bisherigen Zustand des Gegenstandes oder der Persönlichkeit um neue Werte und Güter bereichert haben.

Dieses inneren Zusammenhanges des Wortes »cultura« mit dem jeweiligen Gegenstand, der dieser Tätigkeit unterlag, wurde sich noch der Schöpfer des objektivierten Begriffs der Kultur, Samuel von Pufendorf, vollkommen bewußt. In seiner polemischen Schrift »Eris Scandica« aus dem Jahre 1686 schreibt er erläuternd dazu folgendes:

Altero modo statum hominis naturalem consideravimus, prout opponitur illi *culturae*, quae vitae humanae ex auxilio, industria et inventis aliorum hominum propria meditatione et opere, auf divino monitu, accessit, d. h.: »Auf eine zweite Weise haben wir den Naturzustand des Menschen betrachtet, insofern er jener Kultur gegenübergestellt wird, die zu dem menschlichen Leben aus dem Beistand, der Vorsorge und den Erfindungen der anderen Menschen durch eigenes Nachdenken und Vermögen oder durch göttliche Anweisung hinzugekommen ist.«

Laut Pufendorf wird also der Mensch von seinem naturalen Zustand (*status naturalis*) auf die Stufe des kulturellen Zustands gehoben. Es geschieht nach ihm durch:

1. Hilfsbereitschaft des einen dem anderen Menschen gegenüber (*auxilio*) (heute würde man wohl sagen: durch die Arbeitsteilung);
2. Vorsorglichkeit und Geschäftigkeit (*industria*);
3. Erfindergeist und -tauglichkeit der Anderen (*inventio aliorum hominum*);
4. eigene Findigkeit und operative Werkätigkeit (*propria meditatio et opus*);
5. göttliche Anweisungen, d.h. eigenes Pflichtgefühl, das durch die göttliche, bzw. selbsterzieherische Besinnung (*divina monitio*) zustandekommt.

Wenn wir nach dem *heuristischen Prinzip* suchen, nach dem sich die analytische Kulturgeschichte in ihren Forschungsaufgaben und -zielen orientieren soll, so haben wir in den von Pufendorf oben genannten *Eigenschaften* den ersten Katalog jener kreativen Betätigungen gefunden, die den Menschen auf die höheren Stufen der objektivierten Kultur führten.

Durch diesen Wegweiser ließen sich auch die ersten Historiker der Aufklärungszeit leiten, die die ersten Versuche zur Darstellung einer Kulturgeschichte der Menschheit unternommen haben; ich denke hier vor allem an Gatterer, Schloezer und Lessing.

Joh. Chr. Adelung, der Verfasser des »Versuchs einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts« (1782), maß den Fortschritt der Menschheit und sogleich den Unterschied zwischen den einzelnen Perioden an der zunehmenden Aufklärung, an dem Wachstum der intellektuellen Bildung, an der Verfeinerung und Milderung der Sitten. Denselben Gedanken finden wir auch bei den anderen Historikern der Aufklärungszeit. Er bleibt auch weiterhin lebendig in den soziologischen Werken des 19. Jahrhunderts (Comte, Proudhon, Buckle, Marx und Engels). Wir begegnen ihm auch in sämtlichen Arbeiten, die sich mit dem Problem des sozialen Wandels (Social Change) beschäftigen (z. B. Ogburn, Childe).

Ich glaube, er ist auch für eine analytische Kulturgeschichte noch immer gültig.

Wenn wir nach einem Wort suchen, das sämtliche Betätigungen umschreibt, durch die alle Gegenstände und Zustände mit neuen Werten und Gütern bereichert und dadurch zu Neubildungen geführt werden, so würde ich hier gerne die Anwendung des Begriffes »Innovation« vorschlagen wollen.

In den Werken der rationalistisch eingestellten Denker, die sich mit dem Problem des Fortschritts der Menschheit auseinandergesetzt haben (man darf hier mit Roger Bacon im 13. Jahrhundert beginnen und dann die Linie weiter ziehen über Francis Bacon aus dem 16./17. Jahrhundert bis zu Condorcet und Turgot in der Aufklärungszeit) wird eher mit dem Wort »Invention« gearbeitet. Der Sammelbegriff »Innovation« empfiehlt sich jedoch hier am besten, weil er erstens nicht die technische Einseitigkeit unterstreicht, die an dem Wort »Invention« = Erfindung, Entdeckung haftet, und zweitens gerade jetzt von vielen Vertretern der Sozialwissenschaften, besonders in der Volkswirtschaft und in der Wirtschaftstheorie, und hier vor allem zur Charakterisierung von verschiedenen Neuerungsprozessen der Gesellschaft angewandt wird.

Dem Akt der Neubildung begegnen wir vor allem im Bereich der Technik und Produktion, der Verteilung und der Konsumption. Die Technikgeschichte liefert dazu so viele Beispiele, daß man diese These nicht weiter zu beweisen braucht. Der ganze Prozeß der sozialen Arbeitsteilung beruht auf Neuerungen teils technischer, teils sozialpolitischer und geistiger Natur. Nach Schumpeter ist die wirtschaftliche Entwicklung durch zwei Faktoren entscheidend beeinflußt worden: durch Neuorganisation der bestehenden Instrumente sozialer und wirtschaftlicher Art (Wettbewerb, Markt, Unternehmertypus usw.) sowie durch Einführung neuer Instrumente technologischer Art. Schumpeter unterscheidet auch zwischen Erfindung und Innovation. Und obwohl die Beobachtung von Schumpeter später beanstandet wurde, scheint auch mir richtig, daß die Erfindung erst durch die Innovation, die sich auf verschiedenen Ebenen des Produktions- und Konsumptionsprozesses durchsetzt, ihren Einfluß auf die effektiven Änderungen im Verhalten und in der Lebensweise des Menschen ausübt.

Neuerungen prägen überall den Verlauf der *sozialen Organisation* - nicht nur in bezug auf die Produktionsverhältnisse (z. B. Zunft, Gilde, Gewerkschaft), sondern auch, was nicht genügend hervorgehoben wird, im ganzen Bereich der sich im Laufe der Jahrhunderte bildenden Gemeinschaften (wie z. B. Familie, Sippe, Stamm, Nation und weiterhin Genossenschaften, Gesellschaften, wissenschaftliche und wohltätige Organisationen usw.). Hierher gehört auch die *institutionelle* Infrastruktur des politischen und ideologischen Überbaus (Kirche, Schule, Erziehungs- und Strafanstalten, Museen, Archive, Bibliotheken usw.).

Von hier aus gehen wir sogleich über zur rechtlichen und politischen Organisation der Gesellschaft, die in der Verfassung und Rechtsprechung sowie in der Machtausübung in inner- und außerstaatlichen Grenzen, in Militär- und Polizeieinrichtungen zum Ausdruck kommt.

Viele bedeutende moderne Kulturhistoriker haben die Geistesgeschichte zum eigentlichen Arbeitsgebiet der Kulturgeschichte reduziert. Wahrscheinlich aus diesem Anlaß, weil jede kreative Tätigkeit sich nicht nur im Geistigen am deutlichsten offenbart, sondern weil auch alle anderen kulturellen Leistungen des Menschen ohne Hilfe des geistigen Mediums überhaupt nicht realisierbar wären. Wir sollten nur nicht immer das geistige Medium mit dem kulturellen

Objekt identifizieren, oder sogar die Existenz des Objekts von dem Medium abhängig machen.

Alles, was wir hier an Beispielen aus dem Bereich der Religion, Literatur, Kunst und Wissenschaft - um nur bei den bedeutendsten Sammelfächern zu bleiben - anführen können, atmet, wenn man so sagen darf, den Geist der Kreativität und Innovation. Nicht ohne Ursache bildet das Wort Innovation einen festen Bestandteil der Definition von Wissenschaft, soweit diese als Forschungstätigkeit gemeint wird.

Es gibt auch kein anderes Gebiet, in welchem der Prozeß der Kreation nicht nur an seinen Ursachen, sondern auch an seinen Folgen besser zu beobachten wäre und in welchem der Einfluß von *Meisterwerken* auf die geistige und soziale sowie technologische Umformung der Menschheit deutlicher zu sehen ist, wobei wir jedoch stets die Leistungen im schöpferischen Sinn (*creationes*) von den Nachahmungen und Reproduktionen (*imitamenta*), wie es Francis Bacon richtig ausdrückte, möglichst genau zu trennen haben, weil sie, wie wir noch sehen werden, zwei ganz anderen Ebenen der menschlichen Tätigkeit zugehören.

Jede wichtige Innovation, Invention und Entdeckung ist, wenn Sie mir diese Metapher erlauben, »ein Ding an sich«, das seine eigene Geschichte hat und das durch seine Existenz die Frage nach ihrer Genese, ihrer Kreation und auch ihres Nachlebens und ihrer Nachwirkung vollauf berechtigt.

Und im Ausfüllen dieser Lücke durch unsere bisherige Geschichtsforschung sehe ich *das eigentliche*, ziemlich genau umrissene *Forschungsgebiet der analytischen Kulturgeschichte*. Ich erlaube mir, dies zu wiederholen: die Genese und die Kreation jeder Neuerung, ihrer Wichtigkeit (und die Entscheidung über das Maß der Wichtigkeit muß natürlich dem Forscher überlassen werden) und ihrer Nachwirkung gemäß bedürfen einer kulturgeschichtlichen Analyse, die um der Innovation willen durchgeführt werden soll.

Wenn wir die obigen Beobachtungen von einem Arbeitsfeld auf das ganze Gebiet der objektivierten Kultur übertragen, sieht man sich einem anderen, ebenso großen, Problem gegenüber, das man kurz das *Problem der Diffusion und Auswirkung der gewonnenen Kulturgüter und -werte* benennen darf. Dieser Vorgang wird von verschiedenen Forschern mit verschiedenartigen Namen bezeichnet wie Aneignung, Akkulturation, Adhäsion, Anpassung usw. Schöne

Beispiele der Diffusion der Kulturgüter haben vor allem Vertreter der kulturhistorischen Methode in der Ethnologie, der kulturanalytischen und funktionellen wie auch der kulturellen Anthropologie geliefert. Alle von diesen Forschern angewandten Methoden und Tatsachen, die aus Rücksicht auf die Zeitknappheit hier nicht weiter erörtert werden können, belehren uns, daß dem *Akt der Kreation eines Kulturgutes oder Kulturwertes noch mehrere Akte der Diffusion folgen* und, daß die aus dieser Diffusion und Aufnahme entstehenden Umwandlungen in der Substanz und in der Form der objektivierten Kultur zur Ausbildung ganzer »Kulturkreise« führen (ein ganz verschwommener, aber doch nicht so leichter ersetzender Begriff).

Diesen Prozeß der Umbildung einmaliger Schöpfungen zu einer Menge neuer vervielfältigter und nachgeahmter Güter, Werte und Verhaltensweisen würde ich als den Prozeß der Zivilisation »*des menschlichen Geschlechts*« (nach dem Ausdruck von Joh. Chr. Adeling) bezeichnen.

Wie dieser Prozeß im konkreten Raum und in genau festgelegter Zeitperiode vor sich geht, hat uns Norbert Elias in seinem muster-gültigen Werk »Über den Prozeß der Zivilisation - Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes« vor Augen geführt.

Das Wort »Zivilisation« bezeichnet in seiner ursprünglichen etymologischen wie auch historischen Entwicklung »einen Prozeß oder mindestens das Resultat eines Prozesses« und »bezieht sich auf etwas, das ständig in Bewegung ist, das ständig vorwärts geht« und zwar von oben nach unten, von der Stadt (*urbanitas*) in das Dorf (*rusticitas*) und zieht infolgedessen die Verbreiterung der höheren Werte nach sich, und - was man hier besonders unterstreichen soll *und* was von Elias nicht gebührend unterstrichen wurde - auch von »unten« (Anteil der Werktätigen und Bauern an der Entwicklung der Produktion und Produktionsverhältnisse) nach »oben« (Reformen im Bereich der sozialen Organisation, der geistigen Bedürfnisse der Masse usw.).

Aus diesem Grunde ist es zulässig, die zwei Prozesse - die ständige »Kulturisierung« des Menschen mit dem ständigen Prozeß seiner »Zivilisierung« in Zusammenhang zu bringen und den Prozeß parallel zu behandeln, vielleicht mit dem Vorbehalt, daß man dem Fortschritt der Kultur immer das Recht gewisser Primogenitur einräumen sollte; Kultur gehtjeweils vor Zivilisation. Jede Zivilisation trägt aber immer alle Keime einer weiteren Entwicklung, wie auch des

Rückfalls der Kultur. Dieses Verhältnis wirkt sich aber nicht nur einseitig aus. Der vollzogene Zivilisationsprozeß beeinflußt wiederum, sei es günstig, sei es unvorteilhaft, die nächste Stufe des Kulturprozesses. Ich fühle mich deshalb berechtigt, den gerade in letzter Zeit mit viel Lärm und Nachhall aufgebauten Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation aufzuheben, der bei den einen dazu führt, daß sie den Gesamtkomplex in die höhere, geistige Kultur und niedrigere, materielle Zivilisation aufteilen; bei den anderen dazu, daß sie der selbstzerstörenden, absterbenden Kultur eine Stufe der niedergehenden Zivilisation folgen lassen.

Kultur und Zivilisation gehören immer zusammen; sie sind, bildlich gesprochen, die zwei Seiten derselben Medaille oder noch anders: sie sind Zwillinge, die sich gegenseitig unterstützen. Die auf dieser Struktur aufgebaute gemeinsame analytische Kulturgeschichte setzt sich deshalb aus zwei Forschungsverfahren zusammen: zuerst vertiefen wir uns in die Kulturgeschichte im engeren Sinne, die sich die Aufdeckung und Untersuchung aller kulturellen Innovation zur Aufgabe macht, und sogleich gehen wir über zur Zivilisationsgeschichte, die sich dem Nachleben und der Aufnahme der kulturellen Errungenschaften durch die Gesellschaft forschend widmet.

Auf der Grundlage von Ergebnissen, die durch die analytische Kulturgeschichte erzielt worden sind, kann erst die synthetische Kulturgeschichte mit ihrer Arbeit einsetzen. Gegenstand ihrer Beurteilung und Betrachtung sind vor allem die objektivierten Kulturobjekte, die aber aus dem Gesichtspunkt ihrer Genese, Entwicklung und Zustandekommen von der analytischen Kulturgeschichte vorher erforscht und interpretiert worden sind. Die synthetische Kulturgeschichte hat zwei Aufgaben zu erfüllen: sie muß, *erstens*, bei Anwendung der vergleichenden und synchronischen Methode die ganze Kultur und Zivilisation jedes »Kulturkreises« zusammenfassen und für jede Periode darstellen und, *zweitens*, bei Anwendung der genetischen und strukturellen Methode den »Gang der Kultur durch die Erde« in großen und leitenden Linien diachronisch zeigen. Diese Aufgabe kann von ihr nur unter der Bedingung gelöst werden, daß die synthetische Kulturgeschichte sich an die Aufgaben, vor welche die großen Denker der Aufklärungszeit - mehr Philosophen als Historiker - sie gestellt haben, zurückerinnert. Sie muß verstehen, die Kräfte des historischen Prozesses aufzudecken, die unter dem Sammelbegriff von *Fortschritt* und *Rückfall* der Kultur und Zivilisation der Menschheit verborgen sind.

Anmerkungen

Aus dem Vortrag, der am 3.3.1982 im Wissenschaftskolleg gehalten wurde und lebendige Diskussion hervorgerufen hat, können hier nur die wesentlichen Teile publiziert werden; entfallen sind: die historiographische Einführung, die nähere Auseinandersetzung mit den sich im Umlauf befindlichen Definitionen des Begriffs »Kultur« und »Zivilisation«, und der nachher beigesteuerte Anmerkungsapparat. Im Folgenden führe ich nur die Werke der Verfasser, die in dem Vortrag namentlich genannt wurden, an.

Zur Geschichte der Kulturgeschichte:

Ernst Schaumkell, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Romantik im Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Entwicklung, Leipzig 1905; Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, München-Berlin 1925; siehe auch Friedrich Jodl, Die Kulturgeschichtsschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem, Halle 1878.

Zum Begriff und Definition:

Alfred Louis Kroeber/Clyde Kluckhohn, Culture - A critical Review of Concepts and Definitions, New York 1952; Civilisation - Le mot et l'idée, in: Premiere Semaine Internationale de Synthèse, fasc. 2, Paris 1930; Josph Niedermann, Kultur - Werden und Wandlungen des Begriffes und seiner Ersatzbegriffe von Cicero bis Herder, Firenze 1941; Kultur und Zivilisation, in: Europäische Schlüsselworte, Wortvergleichende und wortgeschichtliche Studien, hrsg. vom Sprachwissenschaftlichen Colloquium, B. III, München 1967 [hier weitere Literatur].

Zum Gegenstand der Kulturgeschichte:

Edward B. Tylor, Primitive Culture, Boston 1871; deutsche Übersetzung: Edward B. Tylor, Die Anfänge der Kultur, Leipzig 1873; Wilhelm Schmidt, Handbuch der Methode der kulturhistorischen Ethnologie, Münster/W. 1937; Kunz Dittmer, Allgemeine Völkerkunde - Formen und Entwicklung der Kultur, Braunschweig 1975; Heinrich Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, 7. Ausg.; Bronislaw Malinowski, Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur, Zürich 1949; Frankfurt/M. 1975; Dietrich Schäfer, Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte, Jena 1888; Eberhard Gothein, Die Aufgabe der Kulturgeschichte, Leipzig 1889; Dietrich Schäfer, Geschichte und Kulturgeschichte, Jena 1891; Karl Lamprecht, Die kulturhistorische Methode, Leipzig 1900; Michail Davidov Kammart, Materializm historyczny, Warszawa 1955; William Fielding Ogburn, Social Change, with Respect to Culture and Original Nature, 2. Ausg., New York 1950.

Zur Literatur:

Friedrich Meinecke, *Geschichte und Gegenwart*, Berlin-München 1930; Jan Huizinga, *Wege der Kulturgeschichte – Studien*, München 1930; Joseph Alois Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* 1912; Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation - Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, B. I.: *Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*, Basel 1939; Reinhard Zintl, *Organisation und Innovation*, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 11/1970, 5.219-235; Ernst Hans Gombrich, *In Search of Cultural History*, Oxford 1969; Günter Scholtz, *Kulturgeschichte*, in: *Histor.-Philosoph. Wörterbuch*, hrsg. von Joachim Ritter, B. 3, Kol. 380-398; G. M. Mojse, *Kulturgeschichte*, in: *Hist. Philosoph. Wörterbuch*, B. 4, Kol. 1333-1342; Wilhelm Perpeet, *Kulturphilosophie*, in: *Archiv f. Begriffsgeschichte*, 20/1976, S. 42-99.

Rudolf zur Lippe

Hof und Schloß – Bühne des Absolutismus

Nach einem langjährigen Austausch über verwandte Fragen hat Martin Spärllich, der Direktor der staatlichen Schlösser und Gärten in Berlin, angeregt, daß ich mich mit den Funktionen eines Hofes und eines Schlosses zur Zeit des Absolutismus einmal in Charlottenburg selbst befassen sollte. Ich bin nicht Kunsthistoriker. Erst recht ist mir die Baugeschichte dieses besonderen Ortes nicht vertraut. Beschäftigt habe ich mich allerdings mit der politischen, ökonomischen, der Ideengeschichte in ihrem besonderen Zusammenhang mit der Geschichte ästhetischer Formen seit dem Beginn der europäischen Neuzeit, seit der sogenannten italienischen Frührenaissance.*

So will ich Überlegungen anstellen zu den Funktionen eines Hofes, eines Schlosses zwischen Stadt- und Gartenanlagen, wie wir sie typischerweise aus der französischen Geschichte kennen und aus den Anlagen, besonders in Versaille, abzulesen versuchen, in denen sie sich baulich niedergeschlagen und für unsere Zeit anschaulich erhalten haben. Ich spreche also von politischen Funktionen. Ich spreche von solchen politischen Funktionen so verallgemeinert, daß ich bestimmte Prinzipien herauszustellen vermag. Selbstverständlich haben diese Prinzipien sich in verschiedenen Ländern, ja an verschiedenen Orten, unterschiedlich und mit ganz ungleicher Deutlichkeit durchgesetzt. Dies gilt genauso für das Prinzip des sogenannten Absolutismus selbst.

Einen wirklich durchgeführten Absolutismus hat es in der Geschichte nie gegeben. Eine starke absolutistische Tendenz in der Organisation des politischen Lebens europäischer Nationen muß gerade als eine Strategie begriffen werden, die deshalb so stark und so wichtig war, weil sie sich und bestimmte Ziele gegen andere Tendenzen, gegen Traditionen und Widerstände durchzusetzen hatte.

Nur, wenn wir uns in die Spannungen und Gegensätze eines solchen historischen Ringens hineinzusetzen versuchen, wird uns

die absolutistische Tendenz als ein Vorgang, ihre Durchsetzung als ein Ensemble von Strategien und Taktiken, ihr Ringen mit starken Gegenkräften lebendig genug vor Augen treten. Dabei müssen wir bereit dazu sein, von dem bekannten historischen Ausgang des Ringens für die Dauer dieser Überlegungen im wesentlichen abzu-
sehen. An ihrem Ende werden wir freilich um so entschiedener uns noch einmal klarzumachen haben, daß die herauszuarbeitenden Prinzipien erst aus dem Rückblick von heute in solcher Deutlichkeit überhaupt gesehen werden können und daß ihre historische Konzeption und Durchsetzung eine ganz besondere Bedeutung für die gegenwärtige Organisation des Lebens in den europäischen Ländern, bzw. in den von ihnen geprägten Teilen der Welt einnimmt

Den besonderen Formen und Ergebnissen dieses Ringens in verschiedenen Ländern, zu verschiedenen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten im einzelnen nachzugehen, kann hier nicht unter-
nommen werden. Vergleiche zwischen verschiedenen Verläufen der Durchsetzung einer absolutistischen Tendenz und Vergleiche zwischen deren Ergebnissen und den hier zu benennenden Prinzipien bleiben an anderer Stelle und in der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen auszutragen. Hier geht es darum, die uns bekannten Formen von Gesamtanlagen, Bauten und Details aus ihren grundsätzlichen politischen Funktionen zu erschließen, soweit dies historisch und sozialpsychologisch unternommen werden kann. Wir bewegen uns damit auf dem Wege zu der spezifischen Ästhetik einer Epoche, zu den sinnlichen Aspekten einer politischen Konstitution wie zu der politischen Konstitution der menschlichen Sinne in der Zeit der Entstehung absolutistischer Höfe und ihrer Schlösser.

Mit dem Begriff Entstehungsgeschichte ist nicht allein die Baugeschichte einzelner Anlagen gemeint. Im Gegenteil, diese tritt hinter der Vorgeschichte zurück, in der sich die politischen Tendenzen und die ästhetischen Formen bildeten und wechselseitig beeinflussten, bevor sie ihren strengsten Niederschlag während des 17. Jahrhunderts fanden. Aus diesem Grunde mag es auch angehen, daß die Bühne des Absolutismus viel mehr aus der Beschäftigung mit ihren frühen Formen, kunsthistorisch gesprochen noch in der späten Renaissance, als aus der Analyse ihrer späteren Geltungs- und Erscheinungsformen entwickelt wird.

Ein Wort des Soziologen und Ökonomen Daniel Bell behauptet, aus einem Wechsel im Maßstab folge ein Wechsel der Formen. Hier

kann dessen Umkehrung eine wichtige Anregung geben. Ein Wechsel in den Formen der politischen Organisation und der Architektur der Höfe zur Zeit des Absolutismus ist offensichtlich. Die Frage auf welchen Maßstabwechsel dieser Wechsel der Form zurückgegangen sein möge, führt auf einer wesentlichen Ebene der Beschreibung in historische Zusammenhänge des Absolutismus ein.

Der Lebenskreis und der Gesichtskreis des Erlebens war nicht weiter als das Dorf, in dem man lebte. Politische Einheiten darüber hinaus bildeten die feudalen Territorien, deren Traditionen und Herren ebenso eigenwillig waren, wie sie politisch wirksamen übergreifenden Ordnungen sich widersetzten.

In Frankreich erklärte Jean Bodin, und zwar erst im späten 16. Jahrhundert, die Nation nach dem Prinzip des Flächenstaates zum wesentlichen Begriff staatlicher Ordnung. Dies war die Verkündung des Maßstabwechsels von seiten einer neuen Staatslehre. Einen Absolutismus hat es damals nicht und in Wirklichkeit auch nie später gegeben. Um so stärker freilich wurde im gemeinsamen Interesse von König und Bürgertum die Tendenz zu einem Absolutismus als einer historischen Kraft zur Zentralisierung der Nation gemacht. Als ihr Träger und Führer kam praktisch nur der Inhaber der monarchischen Macht in Frage, die lange genug daran gearbeitet hatte, möglichst viele Rechte und Gewalten, möglichst viele Territorien und Titel in ihre Hand zu bekommen.

Selbstverständlich war der Monarch daran interessiert, eine von ihm abhängige Verwaltung einzuführen, das Heer allein seinem Befehl zu unterstellen und von ihm abhängig zu machen, die Münze, das Rechtswesen, Verkehr und Erziehung seinem Worte zu unterwerfen.

Hatte er also ein Interesse an der Zentralisierung als formaler Organisation, so dienten deren materiale Wirkungen den Interessen der Handel treibenden Bürger. Für sie bedeutete die überall geltende königliche Münze Vereinheitlichung von Geld und Preis; das königliche Recht Vereinheitlichung der juristischen Bedingungen ihrer Handelstätigkeiten; ein Heer des Königs war Garantie gegen feudale Willkür und war ein Instrument gemeinsamer nationaler Politik nach außen und war von den durch die Parlamente zu bewilligenden Steuern abhängig. Nichts von alledem war selbstverständlich. Die Religions- und Bürgerkriege des 16. und 17. Jahrhunderts sind dafür nur das offensichtlichste Zeichen. Selbst im 18. Jahrhundert hat die

am stärksten absolutistische Monarchie, in Frankreich, diese Ziele nur begrenzt gegenüber den traditionellen Privilegien und damit gegen regional starke Verschiedenheiten durchsetzen können. »Une et indivisible« ist Frankreich erst als Republik geworden. Die Konstitution von 1792 enthält endlich als Feststellung, was der Absolutismus nur als Tendenz sein konnte.

Ebenso deutlich ist andererseits auch, daß die zentralistische Macht zur Herrschaftszeit Ludwigs XIV. wesentlich fester gesichert war als unter den späten Valois. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts wechselten die Mittel der Durchsetzung für die absolutistische Tendenz in wichtigen Bereichen. Die Formen des Hoflebens hatten immer weniger den Charakter von Kampf für die zentralistische Ordnung und immer mehr den ihrer demonstrativen Darstellung, bis sie schließlich den Herrschern und ihrer Umgebung als Hintergrund für eine angenehme, kultivierte Lebensweise zu dienen begannen.

Die neuen zentralistischen Zielsetzungen und die zentralisierenden Mittel waren zweifellos in der frühen Phase der Durchsetzung am heftigsten umstritten und am deutlichsten aus dem Widerstreit der Kräfte zu erkennen. Das Grundproblem freilich bleibt für Jahrhunderte geltend: Wie konnte für den neuen Maßstab der zentralisierten Nation eine Form gefunden werden, die vor Volksschule, Zeitung, Eisenbahn usw. die vereinheitlichende Ordnung und die ordnende Einheit national sichtbar darstellte? Die mittelalterlichen Herrscher hatten durch ständige Reisen versucht, den Regionen, den Dörfern ihre Anwesenheit aufzuzwingen. Diese war freilich immer wieder auch von der Geschichte der Dörfer und Regionen aufgesogen worden.

In der Tendenz zum Absolutismus wurde dem Herumziehen von Pfalz zu Pfalz das Residieren des Königs in der einen Hauptstadt, vielleicht in einem Wechsel zwischen zwei oder drei nahe beieinandergelegenen Schlössern, entgegengesetzt.

In Kriegen begab sich der Herrscher nicht mehr in die Schlacht, er war anwesend durch seinen Befehl und symbolisch; und um so notwendiger war es dann, eine Form zu finden, die es dem König, der doch auch nur in einem »Dorf« leben konnte, erlaubte, nicht nur dort sondern zugleich wahrnehmbar für die ganze Nation anwesend zu sein.

Die natürliche, gewissermaßen die naive Anwesenheit des Königs wurde durch eine besondere Form des Ortes, der seiner Präsenz

diente, in eine repräsentative umgeformt. Die Effekte dieser Präsenz mußten auf ihre Fernwirkung hin orientiert werden.

Leben wurde zur Darstellung von Leben; Präsenz zur Repräsentanz; der Ort der Residenz zur Szene, die die Welt bedeutet.

So konnte der König, ohne sich durch Reisen in der Fläche seines Staates zu verlieren, seiner Wirkung in die historische Welt und in die geographische Vielfalt hinein versichern.

Naturrechtlich wurde der König als Hausvater der Nation begriffen. Nach Bodin entsprach er dem Vater, der sein Haus, seine Familie, sein Eigentum auf dem Markt repräsentiert, in dem er als König anderen Königen gegenübertrat, jeder von ihnen konnte mit seinem Wort und seiner Tat für seine gesamte Nation verbindlich auftreten.

Die Zentralisierung von Nationen im Innern bewirkte zugleich, daß die Nationen, daß ihre Herrscher einer gegenüber den anderen auftraten und nicht länger einer neben dem andern, eine neben der anderen Teile der Christenheit bildeten.

Der Maßstabwechsel von den Territorien zur Nation, von den Itinera zur Residenz, vom Herrn einer Feudalgemeinschaft in wechselseitiger Bindung zum Souverain, von dem mit seinem Volk lebenden König zu einem vor der Nation politische Ordnung darstellenden Selbstherrscher, dieser Wechsel erfordert eine Inszenierung repräsentativer Präsenz: Nur von einer Bühne aus kann Absolutismus eine politische Wirkung erfüllen.

Am Ende dürften hier sehr einfache Feststellungen auftreten, auch einige sehr naheliegende Vermutungen. Das darf nicht dazu verleiten, sie als weniger grundlegend zu begreifen und sich über ihre komplizierte Entwicklung wie ihre komplexen Folgen zu täuschen. Hier muß eine historische Evidenz demonstriert werden, die so erst aus dem schrittweisen Vergleich verschiedenster Studien rekonstruiert werden konnte.

Geschichte und Ökonomie, Hofzeremoniell und Kunstgeschichte, Soziologie und Geschichte der anthropologischen Prägung von Sinnen und Haltungen und Bewegungen der Menschen haben ihr Teil beizutragen. Jeweilige Bilder der Disziplinen von einer solchen Epoche müssen übereinandergelegt werden, um in ihrer gemeinsamen dritten Dimension einfachste Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge hervortreten zu lassen.

Wenden wir uns nach der Beschäftigung mit dem Absolutismus Überlegungen zu dem anderen Hauptbegriff des Themas zu: Der

Bühne. In den vorausgegangenen Jahrhunderten wurde ein Darstellungsprinzip in der Kunst entwickelt, die Perspektive, insbesondere als Zentralperspektive, deren Bedeutung nach und nach von der künstlerischen Darstellung immer weiter in die Auffassung und schließlich die Erfassung der gesamten Wirklichkeit übergriff. Sie fand ihre erste reine Anwendung auf der Bühne der späten Renaissance-theater. Das heißt, dort entstand eine, von ihren Prinzipien beherrschte absolute Darstellungswirklichkeit im Arrangement von Bühne und Zuschauerraum der Theater an den Höfen, als deren Herrscher dem Absolutismus sich verschrieben. Das Arrangement wird von zwei Punkten bestimmt, dem Fluchtpunkt - punto del concorso, point de convergence - und dem Punkt der Betrachtung - punto della distanza, point de la distance - sowie der Achse, die beide extremen Punkte miteinander verbindet. Im Vergleich verschiedener Arrangements von Szenen vor und nach 1600 wird die Bedeutung des einen möglichen Betrachtungspunktes genauer zu konstruieren sein. Daß er, auf der genannten Achse liegend und in einem ganz bestimmten Abstand, der einzige Punkt ist, von dem aus eine perspektivische Darstellung richtig wahrgenommen werden kann, wird an der Illustration des Verfahrens beim perspektivischen Zeichnen deutlich, wie sie Albrecht.Dürer in einer Reihe von Stichen zum Zeichnen mit Hilfe eines Quadratnetzes hinterlassen hat. Ein einfacher Apparat stellt sicher, daß der Zeichner seinen Blick immer nur von ein und demselben Punkte aus auf seinen Gegenstand richtet. Ein kleiner Ring zum Hindurchschauen ist an einem Stab in Augenhöhe befestigt und wird so vor dem Zeichner aufgebaut. Der Betrachter der Zeichnung erblickt den Gegenstand in immer nur der Perspektive, aus eben dieser Entfernung. Ein Bühnenraum, dessen Elemente nicht nur in der normalen, mit ihrem Abstand vom Betrachter zunehmenden Verkleinerung erscheinen, sondern zusätzlich noch so bemalt sind, daß die Malereien eine weitere tiefenperspektivische Verkürzung auf den Bühnenelementen darstellen, kann nur von einem Punkt im Zuschauerraum richtig gesehen werden. Nur in einer Gesellschaft, in der eine Person das richtige Sehen aller für sie und vor ihnen repräsentativ wahrnimmt, nur an einem absolutistischen Hof gibt es einen »idealen Betrachter«, der, im Distanzpunkt sitzend, der perspektivischen Darstellungswirklichkeit politisch die Geltung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit verleihen kann.

Tiefenperspektivische Guckkastenbühne und Absolutismus sind gleichzeitig entstanden, und keineswegs unabhängig voneinander. Zwar ist dieser Zusammenhang wenig bekannt. Nachdem ich ihn logisch historisch rekonstruiert hatte, fand ich aber auch Zeugnisse dafür, daß der Zeit selber dieser wesenhafte Zusammenhang bewußt war. Eine politische Strategie wurde mit ästhetischen Methoden verfolgt. Ein höfisches, prophan der Macht des zentralistischen Herrschers dienendes Ritual fand das ihm entsprechende Medium in den optischen Konstruktionen nach dem Prinzip der Zentralperspektive mit ihrer suggestiven Wahrnehmungslogik.

Bevor an drei Zeichnungen die historische Entwicklung dorthin vergegenwärtigt wird, sollen einige prinzipielle Tendenzen der Epoche skizziert werden.

Beziehungen im Raum - wie zwischen Personen und Dingen - werden optisch, das heißt als abstrakte Verhältnisse aufgefaßt.

Verhältnisse im Raum werden als berechnete Proportionen wiedergegeben.

Zusammenhänge werden geometrisch formalisiert dargestellt. In dieser Geometrie ist ein exemplarischer Ort nicht mehr ein ternulum; es ist das Zentrum, das von überall her gleich sichtbar ist und den kontrollierenden Blick überall hin gleichermaßen zuläßt. Das Herz des griechischen Tempels, die cella, ist fensterlos, gewissermaßen nach innen gerichtet. Die Gläubigen treten mit diesem Inneren in Verbindung, indem sie unter dem darum herumführenden Säulengang die cella umschreiten. Das Zentrum der absolutistischen Hofanlagen gibt durch Fenster nach allen Seiten den Blick frei, ist nach außen gerichtet.

Zur besseren Übersicht ist es in einen ersten Stock über dem Boden erhöht. Das Volk sieht zu ihm auf und weiß sich von dort gesehen. Die Verbindung ist unmittelbar, aber wesentlich einseitig und von Handlungen wie der des prozessualen Umschreitens unabhängig.

Die Geographie der Natur, wie die historische der Städte, wird geometrisiert.

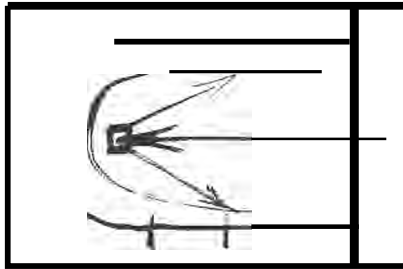
Die Wahrnehmung wird nach geometrischen Mustern simplifiziert, damit nur niemandem die Ordnung im Wahrzunehmenden entgehen könne. In einem Emblem z. B., das einen Strahlenkranz der Sonne darstellt, werden aus der unendlichen Fülle von Strahlen aus dem Mittelpunkt zur Peripherie etwa die acht Hauptstrahlen hervor-

gehoben, die den acht Hauptrichtungen einer Windrose entsprechen und jeder im Winkel von 45 Grad zu dem nächsten stehen.

Räume sind im wesentlichen von ihren Grundflächen her bestimmt und wahrzunehmen. Auf die Fläche bezieht man sich am besten, nicht indem man sich in ihr bewegt, sondern indem man sie aus der genannten leichten Erhöhung über ihr betrachtet.

Die meisten dieser Charakteristika sind der Bühne, der Szene und dem Hof, dem Absolutismus unmittelbar gemeinsam; andere gelten in entsprechender Umsetzung aus dem Optischen in die »Optik« der Hierarchie.

Die Arena des höfischen Rituals - Ballet comique de la roine, Paris 1581



Im 16. Jahrhundert nahmen die Tendenzen zur Zentralisierung und auch zu ihrer Form als Absolutismus in Frankreich die deutlichste Gestalt an. Unter den späten Valois wurde der Hof mit allen möglichen Demonstrationseffekten zur repräsentativen Szene der Nation gemacht, die Hofschauspiele des ballet verdichteten die Prinzipien der Repräsentanz und der Beschwörung von Zentralität zu ganz besonderer Deutlichkeit.

Der Ort solcher Handlungen war ein großer viereckiger Saal, der zum königlichen Schloß gehörte. An den beiden langen und einer kurzen Seite gaben Emporen den geladenen Vertretern der Stände, des Landes, der Nation den Blick frei auf das Geschehen in der Mitte des Raumes, an dem sie als erste Zeugen für die politische Wirklichkeit teilnahmen. Ihre Aufgabe war weiterhin, dieses Zeugnis dann auch bei allen nicht unmittelbar Anwesenden zu verbreiten. Eine

Andeutung dessen, was später sich zu einer Bühne entwickelte, nahm als Dekoration die zweite kurze Seite des Saales ein. Die große mittlere Fläche bildete eine Art Arena. Von der Seite der Dekoration her wurden auf ihr Auftritte vorgetragen, die die Handlung des Stückes bildeten. Von der anderen Seite des Saales her sah der König diesen Auftritten zu und bildete deren eigentlichen Adressaten. Diese beiden Momente zusammen bildeten die Handlung des prophanen Rituals, das den König, wie äußerlich unbewegt auch immer, als den eigentlichen Ausgangs- und Endpunkt der politischen Handlung darstellte. Neben und hinter ihm saßen die wichtigsten Mitglieder des Hofes, sofern diese nicht selber in der Auführung als Handelnde beteiligt waren und sich von der anderen Seite her an den König wandten.

Zu beiden Seiten daneben, aber ebenfalls in der gemeinsamen ebenen Fläche, wurden die auswärtigen Botschafter, die Repräsentanten anderer Nationen, zu Zeugen dessen, was der König, durch die Aufführung Ordnung schaffend, über sein Reich vermochte. Zugleich waren sie Teil der Handlung, der ihr Zeugnis eine wichtige weitere Form der Geltung hinzufügte.

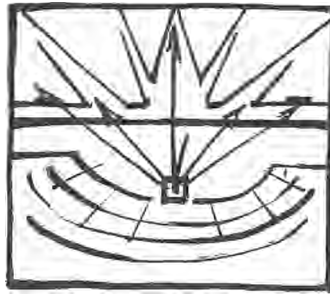
Die Aufführung vollzog sich vor allem deshalb als ballet, weil damit auch ihre äußere Gestalt in Raum und Zeit besondere Fähigkeiten zu Ordnungen demonstrierte. So wurden die Schritte im Zeitmaß von musikalisch akzentuierten Takten vollzogen. Die Anordnung im Raum realisierte einfachste geometrische Figuren wie Quadrat, Dreieck usw. Während die Musik sich über Texte auf den König und sein politisches Wirken gegen die Unordnung im Lande, insbesondere gegen die immer noch der Zentralgewalt widerstrebenden feudalen Kräfte, bezog, wiesen die Dreiecke, in denen Nymphen, Tritonen oder Ritter sich gegenüber dem König aufstellten, mit ihrer Spitze auf diesen hin.

In diesem Arrangement wurden die alten feudalen Gewalten, die Herzöge und andere hohe Lehensträger, doppelt in die Szene des so sich durchsetzenden Absolutismus gebannt. Schon ihre Anwesenheit am Hofe des Königs, erst recht ihre Mitwirkung in Aufführungen nach seinen Angaben und zur repräsentativen Demonstration seiner Macht und Bedeutung waren ein Stück politischer Handlung ersten Ranges. Die Auseinandersetzung war aber noch in keiner Weise entschieden - wie die Religionskriege und noch die Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert mit der Fronde gezeigt haben. Solange blieb

die höfische Szene Ort gemeinsamen Auftretens in der Arena. Allerdings wurde diese Arena bereits beherrscht von der Zentralachse, über die sich Auftretende und zuschauender König aufeinander bezogen.

Das zentralperspektivische Panorama - Paladios teatro olympico, Vicenza (1580-83)

Neben dem Modell der Arena spielt ein älteres Modell eine Rolle, das aus vitruvischer Tradition an den italienischen Höfen des 15. Jahrhunderts entwickelt wurde. Nachdem das Prinzip der Zentralperspektive etwa in der »idealen Stadt« (Urbino) oder in Massaccios Florentiner Triptichon (1425) die Zentralperspektive zum durchgehenden Darstellungsprinzip erhoben hatten, realisierte das teatro olympico ein besonderes Modell der Verbindung zentralperspektivischer Darstellungsprinzipien mit dem Prinzip des Panoramas.



Eine Bühne ist von einem Zuschauerraum getrennt, auch durch die Erhöhung des Bühnenbodens über den des Saales. Entsprechend werden für die Zuschauer nach hinten sich erhöhende Ränge geschaffen. Diese bilden nach antikem Vorbild einen Kreisabschnitt. Der Herrscher nimmt in dieser Art von Amphitheater den Platz ein, der schon den römischen Cäsaren zugekommen war. Die Bühne ihm gegenüber wird aber nicht mehr von drei Portalen gebildet, wie in der griechischen und römischen Tradition. An ihrer Stelle befinden sich im teatro olympico vielmehr drei torartige Öffnungen, durch die man jeweils in die Tiefe einer Stadtlandschaft blickt. Diese Ausblicke sind in der Bühnentiefe mit Mitteln der zentralperspekti-

vischen Darstellung jeweils übertief dargestellt und führen gewissermaßen auf den Horizont zu. Da von der mittleren Gasse rechts und links zwei Seitengassen sich in gleicher Weise in die Tiefe der Bühne öffnen, wird der Blick auf den Horizont in fünf Richtungen frei.

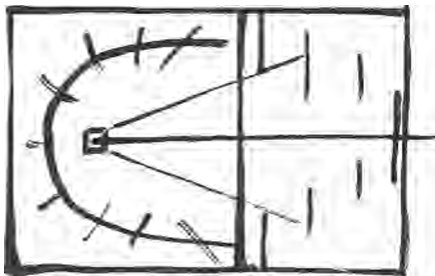
Zwei weitere solche Ausblicke werden in dem Relief der Seitenwände der Bühne mit den Mitteln der Tiefensuggestion durch zentralperspektivische Darstellung im Zweidimensionalen angedeutet. Alle sieben Richtungen des Blickes, alle nebeneinander angeordneten zentralperspektivischen Teilsysteme, sind auf den einen Betrachtungspunkt ausgerichtet, den der Herrscher im Zuschauerraum einnimmt.

Ihm öffnet sich damit der Blick auf den gesamten Horizont, er befindet sich im Mittelpunkt eines Panoramas. Dessen Begrenzung auf fünf überdeutliche Ausblicke ist wohl schon als repräsentative Verdeutlichung zu begreifen. Die wirklich vom Horizont sichtbar werdenden Ausschnitte sollen dessen Gesamt deutlicher dem Blick zuführen, als die bloß geographische Offenheit des Rundblicks dies vermöchte. Einerseits verbinden die zentralperspektivisch verkürzt und damit übertief dargestellten Gassen den Blick demonstrativer mit einem fernsten Horizont. Andererseits soll der Blick sich nicht in der Fülle möglicher Richtungen verlieren können, wo ausgewählte Verbindungen zum Horizont als Repräsentanten des Panoramas besser verdeutlichen, daß keine Weltrichtung diesem Blick sich entziehen kann. Damit wird übrigens der Blick gleichzeitig in einer Weise verstanden und in Szene gesetzt, durch die uns Optik in die Nähe von Ballistik gerückt wird; die Schußbahnen von Kanonen in den Festungsanlagen der Zeit und bis hin zur Enzyklopädie von Diderot ergeben ein vergleichbares Modell.

Es hat wohl nie wieder eine Szenenkonzeption gegeben, die derart demonstrativ jedem anderen Zuschauer neben oder hinter dem Herrscher die Totalität der Ausblicke verwehrt. Nur von dem einen Punkt läßt das Panorama sich überblicken.

Die zentralperspektivische Konzeption von Bühne und Zuschauerraum am absolutistischen Hof - Sabbattini (Ravenna 1638-39)

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde ein zentralperspektivisches Arrangement für die Darstellung von Städten und Landschaften auf einer Bühne von Sabbattini publiziert, das ältere Tendenzen und Entwürfe zu einfachen Anweisungen zusammenfaßte und in weiten Teilen Europas neben anderen, ähnlichen Veröffentlichungen besonderen Erfolg hatte. Vorweg sei erwähnt, daß keineswegs jede absolutistische Schloßanlage ein solches Theater aufweisen mußte und daß ebensowenig jede Art dramatischer Aufführung an einem absolutistischen Hofe dem Schema von Sabbattini oder einem ähnlichen unmittelbar folgte. Eine der berühmtesten Aufführungen des 17. Jahrhunderts, die »Indes galantes« fanden im Park von Versailles und nicht in einem Theater statt. Auch nach der Teilung von Bühne und Zuschauerraum spielten gelegentlich Schauspieler vor dem König in einem Saal ohne Estrade. Seinem Wesen nach ist das zentralperspektivische Arrangement der später als Guckkasten bezeichneten Bühne dennoch an den absolutistischen Herrscher gebunden. Nur er konnte jener ideale Betrachter sein, der im einzigen Punkte richtiger perspektivischer Wahrnehmung, die repräsentative Wirklichkeit der Darstellung auf der Bühne politisch in die historisch geographische Wirklichkeit gültig vermitteln konnte.



Die Zentralachse des ersten Schemas beherrscht nun vollständig die Konzeption. Der Gesamttraum des Theaters wird aber durch eine Querteilung in einen Raum der Handlung, die Bühne, und einen Zuschauerraum aufgeteilt. Alle Flächen und Gegenstände, die

zusammen die Bühnendekoration ausmachen, sind bemalt und Teile einer zentralperspektivisch verkürzten Darstellung eines möglichst tief wirkenden Raumes. Bäume und Statuen einer Allee oder Säulen und Bögen einer Kollonade z. B. folgen in dichtem Abstand einander von den Bühnenportalen rechts und links bis an den hinteren Rand der Bühne, wo ein gemalter Prospekt sie fortsetzt. Beherrscht wird die Realität solcher repräsentativer Darstellung von dem Fluchtpunkt der perspektivischen Linien, dem *punto del concorso*. Die Zentralachse verbindet diesen Fluchtpunkt mit dem Punkt des idealen Betrachters auf der anderen Seite der, die beiden Räume teilenden Bühnenvorderkante. Er heißt bei Sabbattini *punto della distanza*. Nur in diesem Punkt hat man die rechte Distanz zur Bühne und zum Fluchtpunkt, um die Verkürzungen der Linien als eine in sich stimmige Darstellung auffassen zu können. Dieser Punkt entspricht dem Ring für das Auge des Zeichners in der Anordnung des Dürerschen Quadratnetztes.

Wie im *teatro olympico* ist die Bühne erhöht und ebenso der Sitz des Herrschers. An drei Seiten steigen Tribünen oder Logen für die Zuschauer an. Doch wird der Horizont im Fluchtpunkt zusammengedrängt. Nur noch die Mittelachse zählt. Das perspektivische Prinzip wird totalitär. Die Wirklichkeit der Darstellung im Bühnenraum, durch die die Welt repräsentiert wird, ist derart auf den Fluchtpunkt bezogen, daß ihre Räumlichkeit, damit aber auch ihre Wirklichkeit Gefahr läuft, sich über das Prinzip ihrer Darstellung zu verflüchtigen. Aus jedem anderen Zuschauerpunkte neben dem des idealen Betrachters zerfällt die Illusion, die repräsentative Realität, und kann nur dadurch wieder hergestellt werden, daß alle anderen Zuschauer sich fortwährend an den Platz des idealen Zuschauers versetzt denken. Sie nehmen also die Darstellung vermittelt über ihn in sich auf. Im wesentlichen besteht das Schauspiel darin, daß sie den König in seiner Rolle als idealer Betrachter sehen und verfolgen. Die Rolle des Hofes ist es, Zeugen dieser idealen Betrachterrolle zu sein und von ihr über den Hof hinaus zu berichten. Über dies wird, sozialpsychologisch gesprochen, allen immer wieder demonstriert, daß ihre eigene Identität mangelhaft und abhängig von der perfekten Identität des Königs sich ausbildet, über die allein sie Zugang zu der politisch geltenden, der repräsentativen Wirklichkeit haben.

Ein Phänomen soll bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, das als ein historisches Paradox erscheinen könnte. Die zentral-

perspektivische Darstellung von Raum auf der Bühne, die der Suggestion übermäßiger Tiefe dient, birgt eine Tendenz zu völlig ins Zweidimensionale verflachender Wahrnehmung in sich. Je mehr die Raumentiefe nicht die Tiefe des Raumes, sondern die Kunst der Darstellung ist, desto mehr wird die Wirklichkeit von bloßer Darstellung, Präsenz von Repräsentanz aufgesogen.

In der Konstruktion der Zentralperspektive wird dies geometrisch deutlich. Alle Elemente der Bühne sind so dargestellt, daß ihre Projektion auf die Ebene der Bühnenvorderkante ein in sich stimmiges Bild ergibt. Insofern ist diese dem Quadratnetzschirm in der Anordnung von Dürer vergleichbar. Alle Wahrnehmungen aus dem Distanzpunkt werden so zueinander geordnet, als bildeten sie gemeinsam ein zentralperspektivisch-tiefenscharf gemaltes Bild in der Ebene der Bühnenvorderkante.

Diese Tendenz der Bühnenwirklichkeit zu einem Bildschirm bietet selbstverständlich auch reizvolle Möglichkeiten. Wenn Raumwirklichkeit schon durch Darstellung ersetzt zu werden tendiert, dann kann perspektivische Malerei auch als Fortsetzung der repräsentativen Realität gelten. Dem *trompe l'oeil* sind Tor und Tür und Himmel geöffnet.

Die Bühne des Absolutismus

Eine Überlagerung der hier aufgezeigten Prinzipien ergibt die Szene des Absolutismus, die aus Schloß und Hof und Garten, aus Nebengebäuden und Achsen in die Stadt hinein und in die Landschaft hinaus gebildet wird.

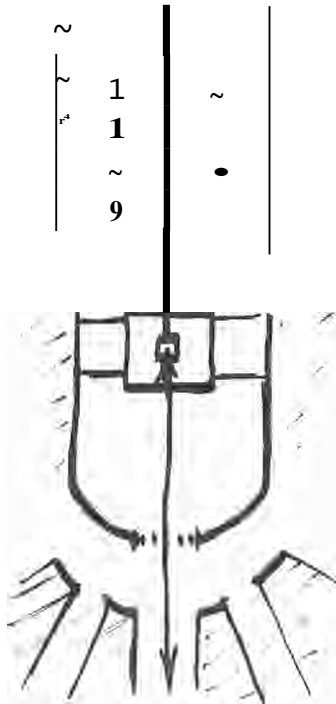
Der höfische Raum soll den Mittelpunkt des Reiches, der Nation bilden, wie die Nation - für Frankreich hat dies Jean Bodin geographisch und ethnographisch zu entwerfen versucht - den Mittelpunkt der Welt und der Geschichte bilden soll. Im geometrischen Raum des »reinen Nebeneinander«, wie Kant sich in der »transzendentalen Ästhetik« ausdrückt, bildet sich das Kraftfeld nicht länger um Orte, an denen durch die Geschichte sich eine besondere Anziehungskraft oder eine besondere Ausstrahlung gebildet hatte, etwa durch die Wirkung von Heiligen oder Königen oder durch eine bedeutende Verbindung von Völkern.

Geometrisch ist der Mittelpunkt als Nullpunkt eines Koordinatenkreuzes bestimmt.

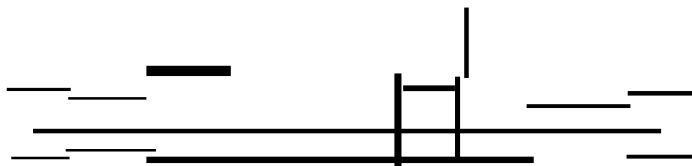
In diesem Kreuz herrscht eine Längsachse als zentralisierendes Prinzip vor. Von dem architektonisch deutlich hervorgehobenen Mittelbau des Schlosses folgt sie auf der einen Seite dem Blick zurück in die Stadt, aus der der König historisch und bei jeder Rückkehr erneut herkommt Sie erneuert die alte Tradition der via triumphales. Die Seitenflügel des Ehrenhofes begleiten diese Achse in Richtung auf die Stadt zu und betonen damit die Öffnung der Schloßanlage im Sinne dieser Achse.

Das Gitter zwischen ihnen schließt gleichzeitig aber auch die Szene des Hofes gegen ihre Verlängerung in die Stadt hinein ab.

Nach der anderen Seite setzt sich diese Achse als Blick vom Schloß in die Gärten, durch die Gärten bis in eine scheinbar endlose Natur hin fort. So gibt die Anlage zu erkennen, daß in dieser Richtung der Blick sich als nach vorn gewandt verstehen soll.



Vom Hauptbau des Schlosses gehen auch nach beiden Seiten, selbstverständlich im rechten Winkel zur Hauptachse, Koordinaten wie Arme nach beiden Seiten aus. Der Architekt setzte sie um in die Flucht der Empfangsräume. Diese sind durch Türen miteinander so verbunden, daß die Öffnungen vom Mittelbau her den Blick durch alle Räume nach beiden Seiten frei geben. An den Endpunkten der Architektur wird der Blick durch Glastüren in die Natur entlassen. Diese doppelte Zimmerflucht bildet die sogenannte Enfilade. Diese Querachse wird über die Glastüren hinaus oft noch durch Laubengänge und andere Gartenarchitekturen klar gebunden fortgesetzt.



Beide Achsen zusammen ergeben ein erstes Grundscheema der höfischen Szene: Eine beherrschende Längsachse und eine Querachse von geringerer Bedeutung und **Betonung**; eine entschiedener Ausrichtung der Längsachse nach vorn in die Gärten. Die Zukunft liegt offenbar in der Unterwerfung der weniger den geometrischen Ordnungsprinzipien sich widersetzenden Natur. Die absolutistische Szene setzt sich von den historischen Orten ab, um bedingungsloser die abstrakte Ordnung realisieren zu können. Sie hat kolonisatorischen Charakter.

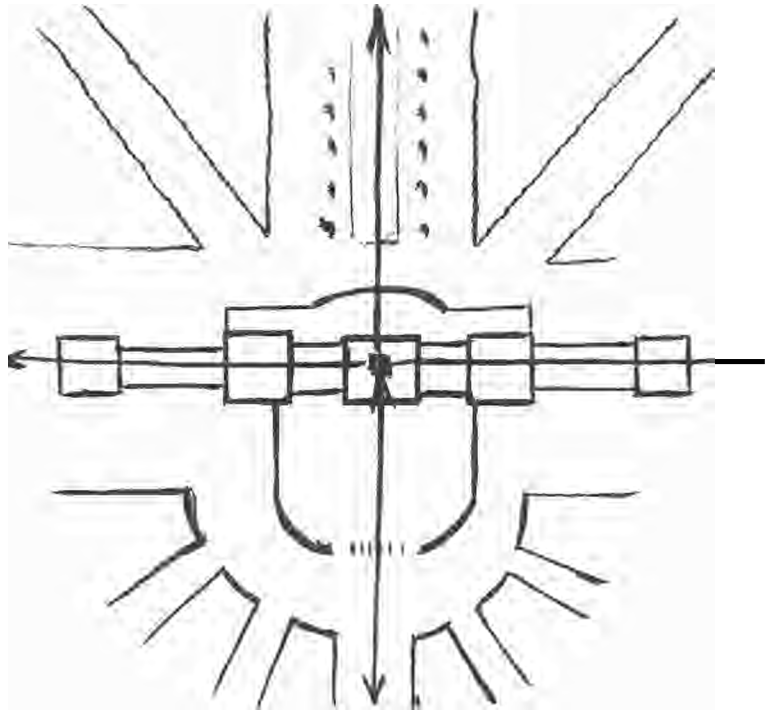
Einöden und trockengelegte Sümpfe bilden offenbar den besten Exerzierplatz der Geometer im Dienste der zentralistischen Macht. Er findet sich in Versailles und nicht in Paris, nicht in Heidelberg sondern in Mannheim, Schwetzingen, Karlsruhe; Moskau wird aufgegeben und Sankt Petersburg gegründet. Einige Städte werden, wie in Mannheim oder Potsdam, dem geometrischen Raster mit unterworfen. Besonderheiten der Geschichte und der Geographie müssen eher als Störfaktoren beseitigt oder umgangen werden. Geduldet werden können sie nur dort, wo sie in das System der perspektivischen Linien einbezogen und damit als dessen bereichernde Variationen erscheinen können.

Indessen besteht das perspektivische System nicht allein aus dem Achsenkreuz von Längs- und Querachse. Wie im teatro olympico liegt, vom Mittelstück des Palastes gesehen, das ganze Panorama der Welt vor dem alles durchdringenden Auge des Herrschers. Die ideale Residenz weist entsprechende Schneisen zum Horizont sowohl nach der Seite der Gärten, wie nach der Seite der Stadt hin auf. Dann überschneiden zwei Systeme einander. Das eine wird von den beiden Hauptachsen gebildet und von den vielen Wiederholungen, die sie in Parallelen zu ihnen rechts und links von sich finden, gewissermaßen zur Unterstützung ihrer Richtung. Dieser rechtwinklige Raster wird von Linien durchschnitten, die vom Mittelpunkt zu der Peripherie eines Kreises zu verlaufen scheinen.

Die Gestaltung von Natur nach geometrischen Mustern geht, mit solcher Absicht, in die Gärten der Renaissancezeit zurück. Sie bildeten jedoch ein Kuriosum von eigener Bedeutung und lagen neben den Schlössern an einem besonderen Ort. So wurde etwa der hortus palatinus auf der großen, rechtwinklig zum Schloß angelegten Terrasse neben dem Heidelberger Kastell angelegt. Eine Stadt nach geometrischem Grundriß galt schon im italienischen 15. Jahrhundert als »die Ideale«. Doch sie tauchte nur in der Wirklichkeit von Bildern und Bühnen auf. Erst im vorrückenden und sich durchsetzenden Absolutismus wurde das Schloß in die Mitte einer solchen geometrischen Anlage der Welt gesetzt. Erst zu dieser Zeit wurde die Fiktion entworfen, Geometrisierung sei ein Ordnungsprinzip, dem die Welt überhaupt unterworfen zu werden habe. Eine repräsentative Realität, nach den Prinzipien der Zentralperspektive dargestellt, wurde erst in dieser Zeit zur Gesamtkonzeption für die Szene des Absolutismus erhoben, nachdem sie zuvor allenfalls die Szenen von eigens zu diesem Zwecke errichteten Theatern hatte völlig beherrschen können.

Die Schloßanlagen mit den Nebengebäuden, den Gärten und den Fortsetzungen von Achsen in die Gärten und in die Natur hinein bilden also eine Szene, die so konzipiert ist, daß sie als Mittelstück eines Landes, einer Nation wirkt.

Unabhängig von ihrer geographischen und historischen Beziehung zu den übrigen Teilen des Flächenstaates hat sie in doppelter Weise den Charakter einer Mitte. Von ihr aus, genauer gesagt, von ihrem Zentrum in der Mitte des Hauptbaues, erfaßt der Blick beherrschend das Land und das Leben nach allen Seiten. Idealtypisch wird



dieser Ort im Hauptbau des Schlosses von der chambre du roi eingenommen. Der König sieht fern in sein Land hinein, nach allen Seiten wie in einem Panorama. Dieser Blick hat bereits durchaus etwas von dem panoramatischen Kontrollblick des Aufsehers im Mittelpunkt jener Gefängnisanlage von Jeremy Bentham, die um 1800 aus bürgerlicher Vorstellung das absolutistische Prinzip für die geschlossenste aller öffentlichen Anstalten zu einem bestimmten Extrem steigern sollte.** Sicherlich hatte schon der, durch geometrische Anlage der Szene des profanen Rituals repräsentativ verlängerte Blick aus dem Zentrum zu allen Teilen der Peripherie kontrollierende Funktion.

Unter vielen anderen möglichen Beispielen veranschaulicht dies vielleicht besonders deutlich das Münzwesen. Die Münzen des Königs verdrängten die Vielzahl territorialer Prägungen. Der König garantierte überall die Geltung eines Wertes nach gleichem Maß. Während es mehr und mehr diese Geltung war, die zählte, selbst

wenn durch schlechtere Legierungen der Metallpreis nicht mehr der aufgedruckten Zahl entsprach, setzte der Herrscher sie mit Hilfe seines aufgeprägten Porträts grundsätzlich durch. Die optische Präsenz des Königs durch das ihn repräsentierende Bild verlängerte die Wirkung des Machtzentrums bis an die fernsten Orte der Nation.

Von dort her wurde das Zentrum in der äußerst virulenten Ambivalenz von Kontrolle und Garantie allgegenwärtiger Ordnung wahrgenommen

Von welcher Stelle immer man das Schloß im Mittelpunkt der höfischen Szene zu sehen bekam, es zwang immer dazu, sich selber vom Umkreis her darauf ins Verhältnis gesetzt zu sehen. Diese Anlage war so sehr auf einen Mittelpunkt bezogen und der Herrscher setzte sich so stark durch sie als ihr Urheber und ihr Zweck ins Bewußtsein der Nation, daß die Aufmerksamkeit für das Zentrum ihm galt, auch wenn er sich gerade nicht in der *chambre du roi* befand oder wenn die *chambre du roi* aus irgendwelchen historischen Gründen gerade nicht im architektonischen Mittelpunkt eingerichtet worden war. Nur für und durch einen idealen Betrachter hatte die Anlage einen Sinn Und wer anders als der absolutistische Herrscher hätte dieser ideale Betrachter sein können!

Das Prinzip allein konnte nicht leben und wirken. Ohne die natürliche Person des Königs, ohne seine lebendige Anwesenheit und ohne seine geschichtliche Macht und Weihe wäre der Mittelpunkt der höfischen Anlage nur der Nullpunkt eines Koordinatenkreuzes gewesen. Wie der Absolutismus nur eine Tendenz war, so konnte die absolutistische Szene nur scheinbar konsequent dem geometrisch rationalen Prinzip der Zentralperspektive und der Perspektiven auf das Zentrum folgen. Ein äußerst wirklichkeitsmächtiger Schein, aber auch nur denkbar im Bunde mit einer geschichtlichen Vergangenheit aus feudaler Tradition und alltäglicher Vielfalt in dem Leben der »Dörfer«, die wohl in den Blick, nicht aber in den Zugriff des Zentrums gerückt waren.

Damit ist noch einmal die Spannung zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen Absolutismus und ihm widerstrebender Wirklichkeit geöffnet. Die Wirklichkeit mit der lebendigen Fülle solcher Spannungen wurde nun auf verschiedene Weise in die repräsentative Realität der höfischen Szene einbezogen.

Hier endlich wird nun der Begriff des Hofes genauer bestimmt und inhaltlich gefüllt. Die engere und weitere Familie des Königs, Träger

von Titeln und Funktionen aus feudaler Tradition, Chargen der neuen absolutistischen Macht und Funktionäre ihrer zentralistischen Verwaltungen bildeten zusammen mit auswärtigen Botschaftern und vorübergehend Anwesenden von Rang und Stand der eigenen Nation und fremder Länder den Personenbestand. Sie alle übernahmen in verschiedener Weise die Aufgabe, die Präsenz des Königs zu vervielfältigen, zu verlängern, zu bezeugen und wiederzuspiegeln. Diese Aufgabe übernahmen sie keineswegs freiwillig oder auch nur bewußt; vielmehr führte die Anordnung der höfischen Szene dazu, daß ihre bloße Anwesenheit auf dem geometrischen Muster dieses Raumes im Sinne einer solchen Aufgabe wirkte. Mitglieder der königlichen Familie bildeten neben dem König untergeordnete Zentren, die auf ihn hinwiesen und auch seine Präsenz da repräsentieren konnten, wohin seine leibliche Anwesenheit nicht reichte. Gruppen um den König machten ihn auch fair fernstehende sichtbar und hoben ihn als Mittelfigur erst recht hervor. Die Anwesenheit von Feudalherren aus alter Tradition bewies, daß der König ihre Macht seiner neuen Ordnung einzufügen verstand. Am sinnfälligsten wurde dergleichen wohl dann, wenn die höfischen Aufführungen zur Beschwörung der zentralisierenden Macht des Herrschers über die Nation von den Lehensträgern jener Territorien selbst vor dem Könige aufgeführt wurden, um deren Einordnung und Unterordnung es ging. Ausführende Chargen und auswärtige Bewunderer, Unterhändler und Besucher spiegelten durch ihre Anwesenheit die Anziehungskraft dieser Krone wieder.

Der geometrische, der repräsentative Raum ist notwendig, um dies alles als Exempel zu statuieren. Nur die hervorgehobene Szene wird von außen, von der eigenen Nation wie von den anderen Nationen und auch der kolonialen Welt, als ein sie treffendes Ereignis wahrgenommen. In der zentralen Perspektive auf diesen Mittelpunkt müssen auch sie sich getroffen fühlen.

Diese Ordnung ist eine optische und die optische Ordnung ist perspektivisch - auch die soziale. Am Hofe *entre cours et jardins, la ville et le monde* begreift jeder sich und das Ganze durch seinen Platz oder durch Bewegung in dem Koordinatenkreuz der Gesamtanlage bzw. auf den Linien, die auf den König zulaufen und von ihm ausgehen. Nicht durch ein demokratisches *shake hands*, nicht durch mystische Ausstrahlung oder Berührung eines Geweihten wird die Anwesenheit des Königs gegenüber dem Hofe, des Hofes gegenüber

dem König besiegelt. Der König behält das Heilen durch Handauflegen bei, das traditionell das Zeichen dafür gewesen war, daß ihm mit dem Sakrament der Krone auch besondere Wirkungskräfte verliehen waren. Aber es wurde nur nach der Krönung ausgeübt und es hatte vor allem keine prinzipielle Bedeutung mehr sondern unterstützende. Alle Legenden der Kirche und alle Mythen der Antike wurden eben als Hilfskonstruktionen einbezogen. Das höflich zierlich aufgeführte, aber sehr simple Prinzip von Sinn und Geltung höfischer Anwesenheit lag in dem Schema von Sehen und Gesehen-Werden. Wer wird von wem gesehen, während wessen Auge auf ihm ruht? In welchem Verhältnis zum Zentrum, heute vielleicht näher, morgen vielleicht entfernter, kann man bei den Auftritten des Hofes sich darstellen? Wen darf man übersehen, von wem muß man sich übersehen lassen? All diese Szenen stellen immer wieder neu und doch immer nach dem selben Prinzip unter auftretenden Menschen die konzentrische Konstruktion her, deren höchst abstrakte und statische Choreographie sich in gefugtem Stein und geschnittenen Bäumen erhalten hat.

Texte der Zeit, als einer der ersten vielleicht die politische Erläuterung des ballet de la roine von 1581 durch seinen Autor Balthasar de Beaujoyeux für das staunende Frankreich, das bei dem Ereignis nicht selber hatte anwesend sein können, stellten selber die Prinzipien der höfischen Konstruktion und die Absicht der Inszenierung heraus. Gegenüber den schweren religiösen, politischen, ökonomischen, sozialen Auseinandersetzungen und Unruhen wirkte das höfische Ritual freilich mehr wie eine Beschwörung, die erst langsam an ernsthafter Aussicht auf Erfolg gewann. Um ihr im Innern wie nach außen Glaubwürdigkeit zu verleihen, wurden im 16., im 17. und noch im 18. Jahrhundert, gerade in Zeiten größter Schwierigkeiten für den zentralistischen Staat Schlösser gebaut; um weithin sichtbare Zeichen der Kraft des ordnenden Prinzips zu setzen. Dieses wurde von den Zeitgenossen vielleicht bewundert, vielleicht gefürchtet; jedenfalls wurde seine reine Durchsetzung gewiß nie für möglich gehalten oder auch nur gedacht.

Dennoch hat die zentralperspektivische Konstruktion der höfischen Szene eine so starke Tendenz, alles geographisch und historisch Besondere zu tilgen, daß möglicherweise auch ein horror vacui dazu beitrug, das Gerippe der Linien und Raster mit den Inhalten der verdrängten Welt garnierend und variierend wieder auffüllen zu wol-

len. Der Herrscher beruft sich auf sie, um zu demonstrieren, welche Fülle ihm zu Gebote steht. Zugleich wirken sie derart mäßigend auf die Durchsetzung der geometrischen Prinzipien ein, daß für uns Heutige leicht der Eindruck überspielender Grazie vorwiegen kann. Die von dem Koordinatenkreuz zurückgedrängten Himmelsrichtungen von Morgen, Abend, Mittag und Nacht schmücken die Plafonds der Säle. Die Winde und die Jahreszeiten treten als Statuen und Gemälde schmückend in den Reihen der Enfilade und der Alleen auf. Die täglichen Arbeiten und Beschäftigungen, deren eigene Bedeutung aus der höfischen Szene verbannt ist, werden in der dekorativen Form herkulischer Arbeiten in der Erinnerung aufbewahrt. Die Temperamente und Hautfarben der Völker und Rassen, die eine politische Geographie nach ihren Unterschieden zu dem eigenen europäischen Zentrum aufgeteilt, die eine Ökonomie zu Ressourcen und Absatzmärkten erklärte, bevölkerten lebhaft Gartenfeste, Tapisserien und Pavillons.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts ging der Wille zu einer machtvollen Selbstdarstellung bei den absolutistischen Herrschern in dem gleichen Maße zurück, wie die feudalen Kräfte dem zentralistischen Prinzip der neuen Nationen eingeordnet und die eroberten Weltteile der kolonialen Herrschaft unterworfen wurden. Die unerhörten Anstrengungen der Selbstdarstellung der Herrscher, die in der frühen Zeit absolutistischer Tendenz die höfische Szene geschaffen hatten, wurden immer mehr als lästig und offenbar immer weniger als notwendig befunden. Die Herrscher verließen immer häufiger und lieber das Zentrum der höfischen Anlagen, um sogenannte Lustschlösser und andere weniger repräsentative Bauten neben den Hauptachsen der Gärten zu beziehen. Man denke etwa an das Versailler Trianon oder an das Potsdamer Sanssouci. Ludwig XVI. und Marie Antoinette zogen sich sogar zeitweise in ein künstliches kleines Dorf am Rande des Schloßparkes zurück.

Die auffallende Beliebtheit von Schäferspielen in dieser Zeit weist, wie viele andere Motive bis hin zur höfischen Vorromantik, darauf hin, daß in der repräsentativen Realität auf der höfischen Szene mehr und mehr ein Mangel gefühlt wurde an jener aus ihr verdrängten Lebenswirklichkeit des Dorfes. Gleichzeitig mischte sich in das Gefühl von europäischer Überlegenheit in den Chinoiserien ein Zug nostalgischer Bewunderung für das ferne Leben. Wer in der Hierarchie des Sehens und Gesehenwerdens sich als *homme de qualité* qualifiziert

hatte, beanspruchte seine Privilegien, um die Funktionen der repräsentativen Bühne des Hofes nach außen nicht allzu ernst nehmen zu müssen. Bis hin zu den Königen wurden die Höfe des Exerzierens nach zentralperspektivischen Prinzipien müde. Während in den Nationen wirtschaftliche, rechtliche, soziale, politische Zentralisierung und Einheitlichkeit zunehmend zu bürgerlichen Einrichtungen wurden, erwiesen sich Monarchie und Aristokratie als allzu persönliche Träger der objektiven Prinzipien, ihre Rolle als allzu geschichtlich bedingt.

Aktueller Rückblick

Ungebunden gegenüber den geschichtlichen Quellen absolutistischer Macht, konnte in Frankreich erst die Republik Schluß machen mit traditionellen Unterschieden von Recht und Gesetz nach Ständen und Territorien des Reiches: Erst durch die Revolution wird Frankreich »une et indivisible«. Die Monarchie hat ihre Schuldigkeit für den Zentralismus getan; was sie mehr zu geben und zu nehmen verstanden hat, sind seit 1789 überhohe Nebenkosten eines inzwischen anders besser zu realisierenden Prinzips. Recht und Münze, Straßen-, ja Eisenbahnnetze verbinden Peripherien und Zentren tatsächlich. Das Geld gilt auch ohne Porträt und Metall. Das Gewaltmonopol liegt beim Staat oder schon bei überstaatlichen Institutionen, entsprechend der Realität von Weltmärkten usw.

Ein Zentralismus ist keine Tendenz mehr sondern Realität. Ein neuer Maßstabwechsel hat stattgefunden. Die absolutistische Szene war die Form der Durchsetzungstendenzen und hat ihre politische Bedeutung verloren.

Die Vorherrschaft des optischen Prinzips und des Prinzips der Zentralperspektive hat sich allerdings nur noch weiter befestigt und immer neue Schichten des öffentlichen Lebens erfaßt. In dieser sinnlich politischen Dimension ist in den hochindustrialisierten Demokratien eine Art von Absolutismus ohne Monarch, von Zentralismus ohne Perspektiven zu beobachten. Sinnfällig in der Omnipräsenz von Bildern des Lebens im Fernsehen und der geschrumpften Wahrnehmung in der zweidimensionalen repräsentativen Realität des Bildschirms macht sich eine totalitäre Tendenz breit. Totale Sichtbarkeit selbst ohne Perspektive und Bühne, Zentralismus ohne Zen-

trum, ohne Zentren. Der geschichtlich geographische Raum war bereits vom Sog des Fluchtpunktes in der zentralperspektivischen Darstellung bedroht. Ein realer Zentralismus führt seine Auflösung herbei.

Im Augenblick einer solchen geschichtlichen Gefahr können die Schneisen entlang der Achsen französischer Gärten noch einmal als ein Abenteuer des Durchblicks durch die Vielfalt und Fülle der Natur wirken. Kann die Geometrisierung hinter der sie mäßigenden Zierde der Architektur zurücktreten, kann das seltsame historische Gleichgewicht zwischen Raster und Widerstand, Form und Spiel, Übersicht und Verweilen der Vorstellungskraft einen beruhigenden Reiz entfalten.

Verstehen die Republikaner so ihre Schlösser und Gärten, wenn sie dorthin so gern ihre Ausflüge machen?

*Rudolf zur Lippe, Naturbeherrschung am Menschen, 2 Bände, Frankfurt am Main 1974

**Ich stimme hier mit einer Bemerkung von Richard Löwenthal zu diesen Thesen ausdrücklich und für seine Bestätigung dankbar zu.

Mazzino Montinari

Nietzsche lesen: Die Götzen-Dämmerung

I.

Am 3. September 1888, an einem sehr merkwürdigen, dem schönsten Tag, den Nietzsche im Engadin gesehen hatte, - »eine Leuchtkraft aller Farben, ein Blau auf See und Himmel, eine Klarheit der Luft, vollkommen unerhört«, - in Sils-Maria, schrieb er die Vorrede zu seiner »Umwerthung aller Werthe«. Sein Leben war in den Wochen davor in einige Unordnung geraten, er stand mehrere Male nachts um zwei auf, vom Geist getrieben und schrieb nieder, was ihm vorher durch den Kopf gegangen war: er hörte dabei, wie sein Hauswirt vorsichtig die Tür öffnete und zur Gamsenjagd davonschlich. Er war vielleicht auch auf der Gamsenjagd ... Er stand am Anfang eines neuen Unternehmens und glaubte, die Form der Mitteilung dafür gefunden zu haben, um das unabhängigste Werk, die »Umwerthung aller Werthe«, deren erstes Buch *Der Antichrist* hieß, zu veröffentlichen. Aus dem bis dahin gesammelten Material entstand aber auch noch eine andere Schrift, zunächst unter dem Titel »Müßiggang eines Psychologen«, dann *Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt*. Diese war die Zusammenfassung seiner wesentlichsten philosophischen Heterodoxien, das mitteilungsreife Ergebnis seines Philosophierens im letzten Jahr. Beides, das Projekt der »Umwerthung aller Werthe« in vier Büchern und die *Götzen-Dämmerung*, entstanden aus dem Stoff zu dem bis gegen Ende August 1888 anvisierten Werk »Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe«.

II.

Daß die editorische, philologische Arbeit eine präliminäre ist, daß sie *allein* nicht zum Verständnis Nietzsches reicht, sehr wohl aber den Weg dazu frei machen kann, möchte ich gegen jedes Mißverständnis

meinen Betrachtungen zur *Götzen-Dämmerung* vorausschicken. Die Philologie, d. h. die Historie, kann den Weg zum Verständnis der *Götzen-Dämmerung* in dreifacher Hinsicht frei machen:

- a) indem sie dieses Werk Nietzsches als die philosophische und künstlerische (literarische) Ausformung seiner Gedankengänge im Frühjahr-Sommer 1888 hinstellt;
- b) indem sie die *Götzen-Dämmerung* in eine innere Beziehung zum Nachlaß und somit zu Nietzsches eigener Entwicklung im Ganzen setzt;
- c) indem sie durch Erschließung von Quellen die *Götzen-Dämmerung* in einen fruchtbaren Zusammenhang mit Nietzsches Vor-, Mit- und Nachwelt bringt.

Der Nachlaß im weitesten Sinne dieses Wortes bildet hier den Hintergrund, auf dem sich diese von uns getrennten doch ineinandergreifenden Momente abzeichnen. Die Entstehungsgeschichte der *Götzen-Dämmerung* ist zugleich die Geschichte der literarischen Intentionen Nietzsches in bezug auf das ganze Material, das er bis dahin mit Blick auf den »Willen zur Macht« gesammelt hatte; diese Tatsache besagt, daß sich die *Götzen-Dämmerung* in einen früheren Zusammenhang, allerdings einen Zusammenhang *sui generis*, auflösen läßt, während schließlich die Hinweise auf die Quellen Nietzsches vornehmlich auch in eben diesem Nachlaß zu finden sind. Die Unterscheidung der drei Gesichtspunkte, so wie ich sie oben aufgezählt und begründet habe, möchte ich beibehalten, und zwar aus folgenden Gründen: Der erste Punkt betrifft die *Götzen Dämmerung*, sofern sie in einer ganz bestimmten Form veröffentlicht, mitgeteilt wurde; der zweite, sofern sie bis zur Publikation Teil eines ebenfalls ganz bestimmten Nachlasses war; der dritte, sofern sie die Quellen, die Lektüre, die Gesprächspartner Nietzsches aufdeckt.

Über die Funktion dieses Werks, zwischen dem kurz vorher erschienenen *Fall Wagner* und den letzten Schriften Nietzsches - *Der Antichrist*, *Ecce homo* - schreibt er in seinem Vorwort: »Diese kleine Schrift ist eine große Kriegserklärung«. Nietzsche versteht sich im Krieg zur Erholung von der »Umwerthung aller Werthe«, zur Ausforschung von Götzen. Es sind allerdings keine Zeitgötzen, die aus-

gehört werden, sondern ewige Götzen, an die hier mit dem Hammer, wie mit einer Stimmgabel gerührt wird. Der Hammer, mit dem Nietzsche in seinem Buch philosophiert, ist eher schon der Hammer eines Mineralogen als ein grobes Werkzeug der Gewalttätigkeit, ja eine Stimmgabel, wodurch man als Antwort »jenen berühmten bohlen Ton« zu hören bekommt, »der von geblähten Eingeweiden redet«.

Die *Götzen Dämmerung* umfaßt zehn Abschnitte von ungleichem Umfang. Die »Sprüche und Pfeile«, eine Sammlung von 44 Sentenzen, entsprechen einer alten Tradition seiner Schriften, und auch einer literarischen Übung in dieser Gattung, der wir immer wieder in seinem Nachlaß von 1882 an begegnen. Sie sind eine Art Vor-Spiel zum Ernst der darauffolgenden philosophischen Abhandlungen.

Der erste Spruch der Sammlung: »Müßiggang ist aller Psychologie Anfang. Wie? wäre Psychologie ein - Laster?« existierte seit sieben Jahren in Nietzsches Manuskripten, er war ursprünglich - außerdem - als eine Reprise des ersten Titels der *Götzen-Dämmerung* gedacht (»Müßiggang eines Psychologen«). Ein genuener Notizbuch aus der Zeit unmittelbar vor der Abfassung der *Fröhlichen Wissenschaft* enthält tatsächlich folgendes Fragment: »Zarathustras Müßiggang ist aller Laster Anfang«, und am Schluß noch als Titel: »Zarathustras Müßiggang. Von FN«. Sieben Jahre später kommt Nietzsche auf die Sentenz, aber auch auf den Titel zurück. Die Sentenz hatte er inzwischen in ein Heft vom Frühjahr 1888 geschrieben, und zwar in leicht veränderter Form: »Müßiggang ist aller Philosophie Anfang. - Folglich - ist Philosophie ein Laster ...« Philosophie im Manuskript, Psychologie im gedruckten Buch: das läßt uns vielleicht besser verstehen, was sich Nietzsche unter dem Wort Psychologie (und Philosophie) dachte. Aber auch Zarathustra - Philosophie - Psychologie. Das philosophische *otium* ist aller Laster Anfang.

Zarathustras Müßiggang wurde in der ersten Fassung des Titels der *Götzen-Dämmerung* zu: »Müßiggang eines Psychologen«. Beim Empfang der ersten Korrekturbogen aus der Leipziger Druckerei hatte Peter Gast (*alias* Heinrich Köselitz), Nietzsches Gehilfe und Jünger, am 20. September 1888 geschrieben: »Der Titel)Müßiggang eines Psychologen< klingt mir, wenn ich mir vergegenwärtige, wie er auf Nebenmenschen wirken könne, zu anspruchslos: Sie haben Ihre Artillerie auf die höchsten Berge gefahren, haben Geschütze wie es noch keine gegeben, und brauchen nur blind zu schießen, um die

Umgehend in Schrecken zu versetzen. Eines Riesen Gang, bei dem die Berge in den Urgründen erzittern, ist schon kein Müßiggang mehr. In unserer Zeit kommt außerdem der Müßiggang gewöhnlich erst *nach* der Arbeit, und das kommt auch in Müdigkeit vor. Ach ich bitte, wenn ein unfähiger Mensch bitten darf: einen prangenderen, glanzvolleren Titel!« Die Kanonierhetorik dieses Peter Gast fand allzuwillige Ohren, und sogar ihren Niederschlag in einigen Stellen des *Ecce homo*. Nietzsche antwortete sieben Tage später: »Was den Titel angeht, so kam Ihrem *sehr humanen* Einwande mein eignes Bedenken zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der *Vorrede* die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genughut. Was Sie mir von der >großen Artillerie< schreiben, muß ich, mitten im Fertigmachen des ersten Buchs der Umwerthung einfach annehmen. Es läuft auf horrible Detonationen hinaus«. Der neue Titel - »Götzen-Dämmerung« - war auch noch eine Bosheit gegen Wagner, wie Nietzsche im selben Brief bemerkte: hatte doch Wagner eine *Götterdämmerung* komponiert. Die Detonationen der Umwerthung hätten dann ihren maßlosen Abschluß in jenem »Gesetz wider das Christenthum« gefunden, das Nietzsche am »ersten Tag des Jahres Eins (- am 30. September der falschen Zeitrechnung)« am Ende des *Antichrist* verkündet. 30. September 1888 war auch das Vorwort zur *Götzen-Dämmerung* datiert, »am Tage, da das erste Buch der *Umwerthung aller Werthe* [d. h. *Der Antichrist*] zu Ende kam«.

Der Druck der *Götzen-Dämmerung* war Anfang November beendet. Inzwischen - nach der Vollendung des Manuskripts zum *Antichrist* - war eine andere Schrift entstanden: *Ecce homo*. An dieser arbeitete Nietzsche bis Ende Dezember und fertigte gleichzeitig *Nietzsche contra Wagner* und die *Dionysos-Dithyramben* an. *Ecce homo* war zunächst als Anhang der *Götzen-Dämmerung* gedacht worden; es verselbständigte sich aber in ein Werk für sich, während die *Götzen-Dämmerung* ihr letztes Kapitel »Was ich den Alten verdanke« erhielt.

Die *Götzen Dämmerung* stellt eine Art Zwillingswerk des *Antichrist* dar, vor allem auch vom Gesichtspunkt ihrer Entstehungsgeschichte aus gesehen. Sie nimmt ihren Ursprung aus einem und demselben Material wie der *Antichrist*, sie koexistierte sogar eine Zeit lang in einem Manuskript zusammen mit einem guten Drittel, d.h. den ersten 24 Abschnitten des *Antichrist*. Dies geschah zwischen Nietzsches Verzicht auf den Plan des »Willen zur Macht« und der

Entstehung der neuen Konzeption, der »Umwertung aller Werthe« in vier gesonderten Büchern, d. h. zwischen dem 26. August und dem 3. September 1888.

IV.

Die *Götzen-Dämmerung* macht auf den Leser den Eindruck einer disparaten Sammlung von kleineren Abhandlungen, die an sich keine Aphorismen mehr sind; vor allem durch die sechs Kapitel: Das Problem des Sokrates, Die »Vernunft« in der Philosophie, Wie die wahre Welt endlich zur Fabel wurde, Moral als Widematur, Die vier großen Irrthümer, Die Verbesserer der Menschheit. Fair jedes einzelne dieser Kapitel läßt sich dessen Platz in verschiedenen Plänen zum »Willen zur Macht« genau erkennen, die Frühjahr/Sommer 1888 zu datieren sind. Diesen unterschiedlichen Plänen gemeinsam ist die Herворkehrung des Nihilismus (und Pessimismus) als Symptom, als Ausdruck der *décadence*.

So war »Das Problem des Sokrates« der Anfang eines Kapitels »Philosophie als *décadence*«; »Moral als Widernatur« stammte aus einem Text unter dem Titel »Moral als Typus der *décadence*«. »Die vier großen Irrthümer« (die übrigens ursprünglich drei waren) waren Teil des ersten Buches in einem Plan zum »Willen zur Macht«, dessen vier Bücher folgende Titel hatten: I. Psychologie des Irrthums; II. Die falschen Werthe; III. Das Kriterium der Wahrheit; IV. Kampf der falschen und der wahren Werthe. »Die Verbesserer der Menschheit« hätte den Inhalt vom dritten Kapitel (Die Guten und die Verbesserer) im zweiten Buch (Herkunft der Werthe) des letzten Plans zum Willen zur Macht (26. August 1888) bilden sollen. »Die Vernunft in der Philosophie« tritt unter der Rubrik »Philosophie als Idiosynkrasie« und, in einem anderen Plan, »Die wahre und die scheinbare Welt« auf. Endlich: die philosophische Parabel »Wie die wahre Welt endlich zur Fabel wurde« sollte - nach einem Plan vom Frühjahr 1888 - das erste Kapitel des »Willens zur Macht« werden; die Vorstufe dieses Abschnittes der *Götzen-Dämmerung* ist tatsächlich im Manuskript »Erstes Kapitel« überschrieben.

Die Rückführung der Texte der *Götzen-Dämmerung* auf ihre ursprüngliche Stelle in den Manuskripten führt nicht zu einem Ganzen, das in eben diesen Manuskripten enthalten wäre, sondern vielmehr zu einzelnen Abhandlungen, welche ihre Entstehung einer

bestimmten, jeweils anderen Gesamtkonzeption des »Willens zur Macht« verdanken. Keine von diesen Gesamtkonzeptionen wurde von Nietzsche je ausgeführt. Dazu noch ein Beispiel. Das kurze Kapitel »Wie die wahre Welt endlich zur Fabel wurde« gehört, wie schon erwähnt, zu einem Plan aus dem Frühjahr 1888, in dem der Fehlgriff der Entgegensetzung einer wahren Welt gegen eine bloß scheinbare als die Prämisse eines Mißverstehenwollens des Lebens seitens der Philosophen (als Typen der *décadence*) dargestellt wird. Dem folgt ein Kapitel über die Moral als Ausdruck der *décadence*, kritisiert als Altruismus, Mitleid, Christentum, Entsinnlichung. Das vierte Kapitel untersucht die Möglichkeit einer gegenteiligen Stellung zur *décadence* in der Philosophie und Moral. Das fünfte soll die Kritik der Gegenwart, als nihilistisch, enthalten, wobei ein jasagendes Element der Gegenwart das gute Gewissen der Wissenschaft ist. Im sechsten Kapitel soll der Wille zur Macht als Leben behandelt werden. Das siebte und letzte endlich, unter dem suggestiven Titel »Wir Hyperboreer« lautet in diesem eindrucksvollen, aber wie alle anderen nicht realisierten Plan: »Lauter absolute Stellungen z. B. Glück! z. B. Geschichte / ungeheurer Genuß und Triumph am Schluß, lauter klare Ja's und Nein's zu haben ... Erlösung von der Ungewißheit!«

Das frühere Material - wir schließen unsere Analyse - wird rubriziert; neue Texte entstehen, bis - ein neuer Plan auftaucht, zunächst mit kleineren Abweichungen, und vielleicht ein anderer, der mit beiden noch einige Ähnlichkeit hat. Doch wird im Laufe der weiteren Meditationen an andere Pläne gedacht, die Einteilung in Kapitel wieder zugunsten derjenigen in Bücher aufgegeben, ihre Reihenfolge umgeändert usw.

Aus diesem unterschiedlich fixierten Fluß seiner Gedanken traf Nietzsche seine erste Auswahl; er fertigte eine Reinschrift an, in der die jetzigen Kapitel der *Götzen-Dämmerung* zusammen mit den ersten 24 des *Antichrist* abgeschrieben waren. Dann aber beschloß er, einerseits, das Wesentliche seiner philosophischen Heterodoxien durch den »Müßiggang eines Psychologen« (= *Götzen-Dämmerung*) mitzuteilen und, andererseits, das neue Projekt der »Umwerthung aller Werthe« in vier gesonderten Büchern in Angriff zu nehmen, indem er mit dem *Antichrist* anfang. Aus den Trümmern des »Willens zur Macht«, welcher aber nie ein Gebäude gewesen war, holte er sich den nutzbaren Stoff für die *Götzen-Dämmerung* als Auszug seiner Philosophie und goß die früher erarbeiteten Gedanken über das Christentum in die mächtige, invektivische Prosa des *Antichrist* ein.

V

Zurück zum Text der *Götzen-Dämmerung*, und zwar zu deren drei letzten Kapiteln. »Was den Deutschen abgeht« war ursprünglich, wenn auch in stark von der endgültigen Fassung divergierender Form, das »stolze« Vorwort vom 3. September 1888, an das wir zu Anfang unserer Ausführungen erinnert haben. Dafür schrieb Nietzsche für die »Umwertung aller Werthe«, das jetzige kurze Vorwort, das noch am Anfang des *Antichrist* zu lesen ist. So souverän und bis zum letzten Moment disponiert er über seine Texte, auch wenn er von ihnen in Briefen schon gesprochen hatte (in diesem Fall, Brief an Meta von Salis, 7. September 1888). Ein früheres Entstehungsdatum kommt hingegen den meisten der 51 Stücke zu, welche nach dem Muster der Aphorismenbücher das Kapitel »Streifzüge eines Unzeitgemäßen« bilden. Teils formt er wiederum kleinere, aus zwei bis vier Abschnitten bestehende Abhandlungen, teils reiht er nach Analogie des Inhalts Aphorismen über Schriftsteller und Künstler, über Modernität, Arbeiterfrage, Politik usw. Die Provenienz dieser Abhandlungen und Aphorismen ist - noch einmal - das ungeordnet brachliegende Material zum »Willen zur Macht«. Abhandlungen sind die Nr. 8-11 (GD: Psychologie des Künstlers; im Nachlaß: Zur Physiologie der Kunst); 19-21 (GD: Schön und häßlich; Nachlaß: Aesthetica. Grundeinsicht: was ist schön und häßlich?); 32-35 (GD: Der Immoralist redet. Naturwerth des Egoismus. Christ und Anarchist. Kritik der *décadence-Moral*; im Nachlaß ohne Titel, aber als zusammenhängender Text); der längere Aphorismus 36 »Moral für Ärzte« gehörte im Nachlaß zu einem umfassenderen Text in drei Abschnitten: 1. Die Rehabilitation des Selbstmordes (= GD 36); 2. ein Abschnitt über das Verbot der Fortpflanzung an chronisch Kranke; 3. einer über die Rehabilitation der Prostitution. Die beiden letzteren Texte wurden von Nietzsche nicht in die *Götzen-Dämmerung* aufgenommen: vielleicht hob er sie für das zweite Buch der »Umwertung aller Werthe« (»Der Immoralist«) auf. Im Blick auf dieses Buch waren auch die verstreuten Aufzeichnungen entstanden, aus denen Nietzsche den langen Aphorismus 37 der »Streifzüge« (Ob wir moralischer geworden sind) komponierte. Die Abschnitte 38 (Mein Begriff der Freiheit) und 39 (Kritik der Modernität) bildeten im Nachlaß wiederum eine Abhandlung unter dem Titel: »Die Modernität. Vademecum eines Zukünftigen«. Endlich bildete Abschnitt 45 der

»Streifzüge« (Der Verbrecher und was ihm verwandt ist) eine Fortsetzung des oben erwähnten Nachlaßtextes über Selbstmord, Fortpflanzung der Kranken und Prostitution.

Die *Götzen-Dämmerung* sollte ursprünglich nach den beiden Goethe-Abschnitten (49 und 50) der »Streifzüge« mit folgendem Text abschließen:

Man fragt mich öfter, wozu ich eigentlich *deutsch* schriebe: nirgendwo würde ich schlechter gelesen, als im Vaterlande. Aber wer weiß zuletzt, ob ich auch *wünsche*, heute gelesen zu werden? - Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, *der Substanz nach*, um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein - ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der »Ewigkeit«; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andre in einem Buche sagt, - was jeder Andre in einem Buche *nicht* sagt ... Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen *Zarathustra*: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste.

Mit dieser Ankündigung der »Umwerthung aller Werthe« wollte Nietzsche zunächst abschließen. Das Kapitel »Was ich den Alten verdanke« kam später hinzu, und zwar während der Korrektur; Nietzsche nahm es aus einem umfangreicheren Text, der als die erste Vorstufe des *Ecce homo* anzusehen ist.

Fassen wir die Resultate dieses textkritischen Teils über die *Götzen-Dämmerung* zusammen: Die Reduktion der *Götzen-Dämmerung* auf den Nachlaß ist eine sinnlose Operation, falls man sich dadurch die Rekonstruktion eines Werks - den »Willen zur Macht« - verspricht. Die *Götzen-Dämmerung* liefert im Gegenteil den Beweis dafür, daß Nietzsche auf das Vorhaben verzichtet hatte, das ihn seit September 1885 beschäftigte. Die Gedanken der *Götzen Dämmerung* bekommen ihren genetischen Hintergrund, wenn sie noch einmal in ihrem ursprünglichen Zusammenhang gelesen werden. Der Nachlaß dient hier zur Ergänzung, indem er einerseits das im gedruckten Werk Gesagte einschränkt oder aber selber im gedruckten Werk aufgehoben wird.

VI.

Jedem Leser der *Götzen-Dämmerung* muß auffallen, daß Nietzsche eine Terminologie gebraucht, die bei ihm neu ist. Sokrates als Rächter, Kreuzung und niedergehende Entwicklung, der typische Verbrecher als Monstrum, Depotenzierung, Degenerescenz und Degenerierte, Physiologie, physiologisch degeneriert, physiologischer Notstand, physiologisches Grundgefühl, »wir Physiologen«, Krankhaftigkeit, Niedergang und Erschöpfung - und überall *décadence*: diese Terminologie signalisiert bei Nietzsche die Hinwendung zur zeitgenössischen Physiologie. Unter diesem Zeichen wird einige Wochen später sein Geist besiegt: eine seiner letzten Proklamationen will »die Physiologie zu Ehren bringen«. Eine sonderbare Spitalluft weht uns aus manchen Seiten der *Götzen-Dämmerung* entgegen. Dasselbe gilt für den *Fall Wagner*, dem kurz davor verfaßten Pamphlet. Da heißt es: daß man sich nicht gegen Wagner wehrt, ist selbst schon ein Zeichen der *décadence*, der physiologischen *décadence*, und: »Der Instinkt ist geschwächt. Was man zu scheuen hätte, das zieht an. Man setzt an die Lippen, was noch schneller in den Abgrund treibt. Will man ein Beispiel? Aber man hat nur das régime zu beobachten, das sich Anämische oder Gichtische oder Diabetiker selbst verordnen«. Der Einbruch des Medi-zynischen ist ein Kennzeichen des hindämmernden 19. Jahrhunderts. Verbrecher und Prostituierte, Alkoholiker und Neurotiker, Degenerierte und Irrenhäsler: *Dégénérescence et criminalité*, das ist ein beliebtes Thema der Physiologen, das ist der Titel eines Werks von Charles Féré, das Nietzsche im Frühjahr 1888, kurz nach dessen Veröffentlichung, fleißig gelesen und exzerpiert hat, dem er sein Wissen um das régime der Kranken im *Fall Wagner* und manches andere in der *Götzen-Dämmerung* verdankt. Charles Féré (1852-1907) war Nervenarzt und Internist bei Charcot an der berühmten Salpêtrière in Paris. Sein nüchternes Werk über Degenerescenz und Kriminalität lieferte Nietzsche wichtige Hinweise, z. B. über die falsche Lebens- und Ernährungsweise der Kranken, der Degenerierten im weitesten Sinne, welche aus ihrer Degenerescenz heraus genau die Mittel wählen, die sie zugrunde richten. Der Nachlaß zeigt, ebenso wie der *Fall Wagner* und die *Götzen-Dämmerung*, tiefgehende Spuren von Nietzsches Beschäftigung mit diesem Physiologen. Der sogenannte Aphorismus 52 aus dem sogenannten »Willen zur Macht«, ein besonders grausam dahinphysio-

logisierender Text über die Mitleidslosigkeit der Natur für die Degenerierten ist z. B. kein Nietzsche-Text, sondern eine Übersetzung von ihm aus Férés Buch: das haben allerdings die damaligen Kornpilatoren ihren Lesern nicht verraten: Indem sich Nietzsche gleichsam auf den neuesten Stand der Physiologie zu bringen versuchte, gewann er neue, für sich selber und seine Zeitgenossen einprägsame Begriffe und Metaphern. Das gilt vor allem für die komplexe Erarbeitung einer Physiologie der Kunst, aufgrund der physiologischen Vorbedingung des Rausches. Aus dieser Welt der *morbidezza*, der Krankhaftigkeit, kamen andere Pariser Stimmen, denen Nietzsche mit besonderer Aufmerksamkeit zuhörte, wie man aus dem Nachlaß und aus den Zitatnachweisen zum Werk schließen kann: Paul Bourget und Ernest Renan, die Brüder Goncourt, Baudelaire und viele andere weniger bedeutende Schriftsteller und Wissenschaftler. Nietzsches Einsamkeit war alles andere als Absperrung gegen Zeitgenossen und Bücher von Zeitgenossen. Diese lebendige, historische Umgebung ihm wiederzugewinnen, ist die notwendige Voraussetzung, um ihn korrekt zu lesen.

VII.

Eine Methode der Umkehrung (auf die schon Heidegger aufmerksam machte); die Hervorhebung der *décadence* in der Philosophie, der Religion, der Moral, der Politik, der Kunst; der Versuch, die physiologische Bedingtheit der *décadence* zu zeigen; der Rausch als übergreifendes Moment der künstlerischen Schöpfung (Physiologie der Kunst), endlich die Rückbesinnung auf die »dionysische Weltanschauung«: damit wollen wir den Inhalt der *Götzen-Dämmerung* umschreiben.

Die Umkehrung geschieht zunächst auf erkenntnistheoretischer Ebene: nicht die wahre Welt hat Realität, sondern gerade die als scheinbar von den Philosophen bezeichnete Welt *ist* die Realität; die Welt scheidet in eine »wahre« und eine »scheinbare« ist nur eine Suggestion der *décadence*. Dasselbe gilt für die Moral: nicht nur sind die Leidenschaften, die Sinnlichkeit, nicht auszurotten, sondern sie sollen vergeistigt werden, mehr noch, es hat keinen Sinn zu sagen: so und so sollte der Mensch sein; zu bejahen ist dagegen der entzückende Reichtum der Typen, die Üppigkeit eines verschwenderischen

Formenspiels und -wechsels in der Wirklichkeit. Moral ist eine Degenerierten-Idiosynkrasie. Ein glücklicher, ein wohlgeratener Mensch *muß* gewisse Handlungen tun und scheut sich instinktiv vor anderen Handlungen. Seine Tugend ist die Folge seines Glücks (und nicht das Glück ist die Folge der Tugend). Insofern nun die Moral von Sokrates an, durch die Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück, den Krieg gegen die Instinkte führte, war sie ein Ausdruck der *décadence*; der Moralismus der griechischen Philosophen von Plato ab war pathologisch bedingt; die ganze Besserungs-Moral, auch die christliche war ein Mißverständnis; die Instinkte bekämpfen müssen - das ist die Formel für *décadence*. Sokrates wußte, daß er krank war, Sokrates wollte sterben.

Diese und andere Auseinandersetzungen mit der *décadence* lassen sich verstehen nach dem von Nietzsche im Nachlaß aufgestellten Grundsatz: Pessimismus ist kein Problem, sondern nur Symptom, der richtige Name dafür ist Nihilismus, »der Nihilismus« aber »ist keine Ursache, sondern nur die Logik der *décadence*«. Nihilistische Werte, Niedergangs Werte führen die Herrschaft unter den heiligsten Namen. Wo der Wille zur Macht fehlt, gibt es Niedergang. Alle Werte, in denen jetzt die Menschheit ihre oberste Wünschbarkeit zusammenfaßt, sind *décadence* Werte. So Nietzsche im *Antichrist*. Doch neben diesem Gedankengang, der sich an dem Begriff Wille zur Macht orientiert, gibt es einen anderen in der *Götzen Dämmerung*, den Nietzsche im vierten Buch (»Dionysos philosophos«) der »Umwertung aller Werthe« behandeln wollte. Dazu kam er nicht; so sind wir auf die Ausführungen der *Götzen Dämmerung* angewiesen. Mit Nietzsches Worten: Der Wert des Lebens kann nicht abgeschätzt werden, das Leben gestattet nicht einem einzelnen Lebenden das Urteil, weil er selbst Partei, weil er Teil dieses selben Lebens ist. Der Einzelne ist wiederum ein Stück Fatum, von Vorne und von Hinten, ein Gesetz mehr, eine Notwendigkeit mehr für Alles, was kommt und sein wird. Zu ihm sagen »ändere dich« heißt verlangen, daß alles sich ändert, sogar rückwärts noch ... Man ist notwendig, man ist ein Stück Verhängnis, man gehört zum Ganzen, man *ist* im Ganzen, - es gibt Nichts, was unser Sein richten, messen, vergleichen, verurteilen könnte, denn das hieße das Ganze richten, messen, vergleichen, verurteilen ... Aber es gibt Nichts außer dem Ganzen! Daß Niemand mehr verantwortlich gemacht wird, daß die Art des Seins nicht auf eine *causa prima* zurückgeführt werden darf, daß die Welt weder als

Sensorium, noch als Geist eine Einheit ist, dies erst ist die große Befreiung, - damit erst ist die *Unschuld des Werdens* wieder hergestellt ... Der Begriff »Gott« war bisher der größte *Einwand* gegen das Dasein. Wir leugnen Gott, wir leugnen die Verantwortlichkeit in Gott: *damit* erst erlösen wir die Welt. Die Macht, die keinen Beweis mehr nötig hat; die es verschmäht, zu gefallen; die schwer antwortet; die keinen Zeugen um sich fühlt; die ohne Bewußtsein davon lebt, daß es Widerspruch gegen sie gibt; die in sich ruht, fatalistisch, ein Gesetz unter Gesetzen ... Ein freigewordener Geist, wie Goethe, steht mit einem freudigen und vertrauenden Fatalismus mitten im All, im Glauben, daß nur *das Einzelneverwerflich* ist, daß im Ganzen sich alles *erlöst* und bejaht - er verneint nichtmehr... aber ein solcher Glaube ist der höchste aller möglichen Glauben: Nietzsche hat ihn auf den Namen Dionysos getauft. Das Jasagen zum Leben, selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im Opfer seiner höchsten Typen der eigenen Unerschöpflichkeit frohwerdend - das nannte Nietzsche dionysisch; der tragische Dichter will selbst die ewige Lust des Werdens sein, jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt. »Die *Geburt der Tragödie*« - so schließt Nietzsche die *Götzen Dämmerung* ab - »war meine erste Umwerthung aller Werthe: damit stelle ich mich wieder auf den Boden zurück, aus dem mein Wollen, mein *Können* wächst - ich, der letzte Jünger des Philosophen Dionysos, - ich, der Lehrer der ewigen Wiederkunft«.

Diese End-Position des Gedankens der ewigen Wiederkunft des Gleichen scheint mir nicht zufällig zu sein. Es ist ein Gedanke, der am Schluß einer ganzen Lebens- und Leidensgeschichte steht. Durch seine Bejahung wird das Leben gerechtfertigt, die Welt erlöst, aber erst wenn die ganze, harte Realität des Lebens als eines vielfachen Willens zur Macht durchlaufen wurde. Dieser Gedanke läßt sich nicht formulieren, besser: jede seiner Formulierungen ist provisorisch und aufhebbar, insofern er Leben, Welt und Zeit im Ganzen umschließt, nicht jedoch transzendiert, da er eben die Totalität ausdrückt. Durch ihn geschieht die Besiegelung der Immanenz nach Gottes Tod. Er ist zwar die große Rechtfertigung des Lebens und insofern steht er im Gegensatz zu den Verleumdern des Lebens, da diese aber selbst ein Teil des Lebens sind, sind sie auch gerechtfertigt, nicht aburteilbar. In diesem Sinne dient aber der Gedanke *nicht dem* Leben, das als solches den Perspektivismus des Willens zur Macht

braucht. Die Erkenntnis der ewigen Wiederkehr läßt sich nicht in Kleingeld ausgeben. Es besteht somit zwischen dem Gedanken, als letztem spekulativen Grund, als Unschuld des Werdens, als Erlösung der Welt, als höchster Formel der Bejahung des Lebens einerseits und der Auseinandersetzung mit dem Einzelnen, sei dieses die bisherige Philosophie, oder die Modernität, der Nihilismus und die *décadence*, die Moral oder die Religion, eine Spannung, die nicht aufzuheben ist, ja die im Grunde genommen *nicht* aufgehoben werden soll. Eine durchgängige Systematisierung des Willens zur Macht als Prinzip würde zum einen den zum Austragen des Kampfes notwendigen Perspektivismus beseitigen, zum anderen dem Aufbau einer Metaphysik des Willens zur Macht (analog der Schopenhauerschen Metaphysik des Willens zum Leben) gleichkommen. Aber gerade die Präsenz des Gedankens der ewigen Wiederkehr verhindert jene Systematisierung. Jetzt erst verstehen wir den tieferen Sinn jenes Spruchs aus der *Götzen Dämmerung*: »Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit«.

Nicht eine Systematik des Willens zur Macht, sondern dessen Aufhebung im Gedanken der ewigen Wiederkehr des Gleichen ist der philosophische Sinn der *Götzen-Dämmerung*.

Helga Nowotny

Wie männlich ist die Wissenschaft?

Eine wissenschaftssoziologische Analyse

1. Etablierte und Außenseiter

Zwei Zitate möchte ich an den Anfang meiner Ausführung stellen. Das erste ist bekannt, knappe 100 Jahre alt und trifft die Erwartungen, mit denen Sie hergekommen sind:

»Der Hauptunterschied in den intellektuellen Fähigkeiten der beiden Geschlechter zeigt sich darin, daß der Mann höhere Auszeichnung (eminence) erzielen kann als die Frau, in was immer er anfaßt - ob nun tiefe Gedanken erforderlich sind, Vernunft, Phantasie oder einfach der Gebrauch der Sinne und der Hände. Wenn zwei Listen der besten Männer und Frauen in der Dichtkunst, Wissenschaft und Philosophie angefertigt würden, sie würden den Vergleich nicht ertragen. Wir können auch ... daraus schließen, wenn Männerfähig sind auf so vielen Gebieten entscheidende Auszeichnungen über Frauen zu erreichen, daß ihre durchschnittliche Kraft des Geistes überjener der Frauen liegen muß.«

Das zweite Zitat ist weniger aktuell, 200 Jahre alt und spricht gar nicht von Frauen:

»Milton, Boileau, Pope, Racine, Tasso, Molière, so gut wie alle Poeten von Rang, sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden; Eure Poeten sind meist selbst nur Übersetzer. Nennt mir einen schöpferischen Geist auf Eurem Parnaß, einen deutschen Poeten, der von sich heraus ein Werk mit einiger Reputation geschaffen hätte - Ihr könnt es nicht« Ce vous en défie, Mauvillon).

Aus beiden Zitaten spricht ihre Zeit, beide sind durchaus auf der wissenschaftlichen Höhe, im ersten Fall der Biologie, im zweiten Fall der Literaturwissenschaft, ihrer Zeit. Was sie gemeinsam haben, ist nicht einmal so sehr das Vorurteil. Es ist die Blindheit, die aus den Annahmen der jeweils gesellschaftlich oder politisch mächtigeren Gruppe spricht. Denn zur Zeit, in der Darwin schrieb, daß die Männer mehr Geduld, größere Ausdauer und Mut haben als die Frauen, strafte ihn Millionen von Frauen in ihrem täglichen Leben Lügen.

Die der Arbeiterklasse zugehörigen Bewohner der großen Städte hatten einen Daseinskampf auszukämpfen, der in nichts dem der menschlichen Urahren nachstand, und besonders die Frauen mußten jene Eigenschaften aufbringen - Mut, Geduld und Ausdauer -, die Darwin den Männern zuschrieb. Das vernichtende Urteil über die deutsche Literatur und Sprache im Vergleich zur französischen, das Mauvillon und 40 Jahre später Friedrich der Große abgaben, erfolgte fast zur gleichen Zeit wie die ganze Entfaltung der deutschen Literatur und Philosophie, die wir kennen.

Aufgabe der Wissenschaft ist es jedoch, die unhinterfragten Annahmen, die tradierten Selbstverständlichkeiten, die der soziale Kitt aller Welt- und Gesellschaftsbilder sind, kritisch zu hinterfragen, selbst auf die Gefahr hin, daß einiges dabei aus dem Rahmen fallen könnte. So möchte ich mich heute der Aufgabe stellen, jenen Konflikt näher zu analysieren, der immer dann sichtbar aufflammt, wenn das Thema »Frauen und Wissenschaft« angesprochen wird. Denn aus der Sicht der herrschenden Wissenschaft - die Frauen würden sagen, der von Männern beherrschten Wissenschaft - ist nichts unangebrachter als das Adjektiv »männlich« mit einer Institution zu verbinden, die sich selbst, in ihren Idealen und ihrem Funktionieren gerne als meritokratisch und geschlechtsneutral wähnt. Für sie ist, um einen Augenblick in den Jargon meiner Disziplin zu verfallen, Geschlecht ein funktional irrelevanter Status.

Nicht so für viele Frauen, denen eben dieselbe Institution in ihren täglichen Erscheinungsformen der gelebten sozialen Wirklichkeit als männlich gegenübertritt. Auch mir. Denn was anderes hat es sonst zu bedeuten, und für einen Augenblick lang sind sich wohl alle hier einig, auch wenn Einigkeit heute abend eine Ausnahme bleiben mag - daß mein Thema zu den sogenannten Frauenthemen gehört - mit all den dazugehörigen Assoziationen, die näher auszumalen ich Ihnen überlassen möchte.

Ich möchte den Beweis führen, daß in den sogenannten Frauenthemen immer auch Männerthemen stecken - im Fall der Wissenschaft ganz besonders.

Dazu möchte ich zunächst die offiziell ereignislose, die Nicht-Geschichte der Frauen, in die offizielle Geschichte der Natur- und Menschenwissenschaften verwandeln, denn ihr Programm handelt in hohem Maße von kognitiven Objekten, in denen Frauen als Natur und Natur als Frauen konstituiert werden. Weiter wird zu zeigen sein,

wie hartnäckig die in der bürgerlichen Gesellschaft vorherrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Institution der professionalisierten Wissenschaft fortlebt. Schließlich möchte ich die Versuche der Frauen zu einer Rekonzeptualisierung der Wissenschaft und ihrer Erkenntnismethoden zu gelangen, als Teil eines größeren historischen Prozesses interpretieren, in dem sich das gewandelte Verhältnis zwischen wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung im Verhältnis der Frauen als Außenseiter zur etablierten Wissenschaft widerspiegelt. Genügend Diskussionsstoff wird der letzte Punkt geben, den ich anschneiden werde: Gibt es eine weibliche Wissenschaft?

2. Die männliche Geburt der Wissenschaft

Der erste historische Zeuge der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft, den es aufzurufen gilt, ist Francis Bacon und sein unvollendet gebliebenes Werk mit dem zunächst seltsam anmutenden Titel »Temporis Partus Masculus« - die männliche Geburt der Zeit. Mit der Zeit ist die neue Zeit der neuen Wissenschaft gemeint, zu deren programmatischen Fundierung Bacon selbst einen der entscheidendsten methodischen Grundsteine legte. Bacon verdammt in diesem Werk kurzerhand alle bisherigen Großen, angefangen von Aristoteles über Plato, zu Galen und Hippokrates, Thomas Aquinas, Paracelsus, Cornelius Agrippa und Peter Ramus. Ihnen wird vorgeworfen, moralisch den Nöten der Menschheit gegenüber indifferent geblieben zu sein. Der Logik der bloßen Ideen muß die Tat, die naturwissenschaftliche Methode folgen, die allein geeignet ist, die Herrschaft des Mannes über die Natur herzustellen. In diesem Werk findet sich auch Bacon's berühmter Satz, den er einen imaginären Lehrer zu seinem Schüler sprechen läßt: *»Ich bin in Wahrheit gekommen, um die Natur mit allen ihren Kindern zu Dirzu führen, sie in Deine Dienste zu stellen und sie zu Deiner Sklavin zu machen.«* In unseren Zeugenstand können wir auch Bacon's Nachfolger und andere Berühmtheiten wie Robert Boyle, Joseph Glanville oder Oldenbourg den Sekretär der Royal Society, rufen, die alle die neue Philosophie als männliche bezeichnen. Das männliche Ziel bestand darin, mehr über die Methoden zu erfahren, wie die Natur gefangen werden könnte, um sie den Männern zu unterwerfen.

Ich bin nicht der Meinung, die Brian Easlea (Witch-hunting, magic and the new philosophy bzw. Science and sexual oppression) vertritt, daß die Experimentalphilosophen des 17. Jahrhunderts insgesamt in der neuen Philosophie ein Surrogat für ihre eigene sexuelle Betätigung sahen, in der die männlichen Philosophen in die verdeckten Geheimnisse einer im wesentlichen weiblichen Natur »eindringen«, um solcherart ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen, was ihnen im wirklichen Leben, bei den zu dieser Zeit noch gar nicht passiven Frauen, nicht gelang. Dies mag auf Einzelfälle, mit ziemlicher Sicherheit wissen wir es etwa von Newton, bis zum heutigen Tag zutreffen. Es besteht auch wenig Zweifel an der üb erwiegend frauenfeindlichen Haltung der gelehrten Männer jener Zeit, deren Verachtung für die Frauen immer wieder in den zeitgenössischen Dokumenten durchbricht, einschließlich der regelmäßig wiederkehrenden sexuellen Metaphern, wenn es um das Eindringen in die Natur und die **Beherrschung** der Natur geht.

Ich sehe die Bedeutung des neuen wissenschaftstheoretischen und praktischen Programms vielmehr darin, daß die mechanische Philosophie zunächst den tiefgehenden und von vielen sicher schwer vollziehbaren, weil schmerzlichen Bruch mit einer organischen Naturphilosophie bedeutete, in der die Natur als organische Einheit und anthropomorph als weibliches Wesen, als die große Mutter, begriffen wurde. Unzählige Zitate aus der Literatur der Zeit und bildliche Illustrationen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der hermeneutische Philosoph, der Alchemist, der noch der gelehrige Schüler, der Gehilfe und Jünger einer all-weisen, gütigen und nährenden Natur als Mutter war, in der neuen Lehre zu ihrem distanziert operierenden Manipulator wurde, der angetreten war, um der Natur aggressiv ihre Geheimnisse zu entwinden und sich zu ihrem Besitzer und Herrn zu machen.

Dies bedeutet jedoch, daß die Frauen, anders als die Männer, in einem zweifachen Sinn von der neuen Wissenschaft ausgeschlossen wurden: als Frauen ihrer Zeit, die überwiegend in ihren geistigen Fähigkeiten als den Männern inferior angesehen wurden (ein Schicksal, das sie mit einem Teil der Männer, die jetzt ausdrücklich als »ungebildete Handwerker« bezeichnet werden, teilten - insofern stellt der Siegeszug der mechanischen Philosophie tatsächlich den Sieg der sich der neuen Philosophie verschreibenden Männer über die ungebildeten Männer und alle Frauen dar), UND als Frauen, die

zumindest im anthropomorphen Denkstil der Zeit mit einer weiblich gedachten Natur assoziiert wurden. Obwohl das Bild der nährenden Mutter Erde (Natur) noch längere Zeit besonders die populäre Imagination prägte, wurde es doch durch das Bild einer zu kontrollierenden Natur überlagert. Von einer aktiven Lehrerin, einer Mutter, verwandelt sie sich in einen geistlosen, unterworfenen, materiellen, d. h. leblosen Körper. Der neue begriffliche Rahmen der wissenschaftlichen Revolution, die mechanische Philosophie, baute auf gänzlich anderen methodischen Voraussetzungen auf, als die alten organischen naturphilosophischen Vorstellungen. Mit der mechanischen Ordnung gewann die Gleichsetzung von Macht und Wissen als Kontrolle der Natur einen operationalisierbaren Vorteil, den sie nicht mehr aufgegeben hat. Frauen aber waren von dieser Art der Macht, aufgrund ihrer a-symmetrischen gesellschaftlichen Stellung, per definitionem zweifach ausgeschlossen.

Die Zähmung der gesellschaftlichen Natur

Ähnliche, doppelt wirksame Distanzierungen von Frauen als Ergebnis der a-symmetrisch geschlechtsgetrennten Lebenswelt des 18. Jahrhunderts, sind in den Schriften der Aufklärer zu finden, den Vorläufern der späteren Sozialwissenschaften. Rousseau wäre hier als einer der Kronzeugen aufzurufen, doch aus Zeitmangel müssen wir darauf verzichten.

Der Naturbegriff der Aufklärung war ein überaus schillernder und wechselte seine Bedeutung, je nach dem komplementären Feld, dem er entgegengesetzt wurde. Rousseau fügte die Vorstellung der Natur als Vorbild und Lehrer für die Gesellschaft hinzu, die es zu reformieren galt, und setzte Natur mit den Gefühlen der Frauen und ihrer Häuslichkeit gleich. Die Reformideen über soziale und politische Rechte des 18. Jahrhunderts erstreckten sich bekanntlich nicht auf Frauen. Natur war sowohl jener Bereich, der den Männern noch nicht zugänglich und von ihnen noch nicht beherrschbar gemacht war, wie auch jener, den die Männer bereits verstanden und sich zueigen gemacht hatten. Frauen wurden als Teil der Natur definiert durch ihre größere Nähe zu den Reproduktionsvorgängen, d.h. also durch die Bedeutung ihrer Sexualität für häusliche Aufgaben und die Aufzucht der Kinder. Sie hatten weniger Vernunft als die Männer, da

sie für ihre sozialen Aufgaben auch weniger benötigten, waren aber mit einem Übermaß an Gefühlen ausgestattet. Sie blieben aber gefährlich durch ihre Leidenschaften, durch die Unvorhersehbarkeit ihrer Gefühle, die gesellschaftlich erst unter Kontrolle gebracht werden mußten. Auch das Argument, daß sie aufgrund ihrer Rückständigkeit zum Fortschritt der Menschheit wenig beitragen konnten, kehrt immer wieder. So wurde es die Aufgabe der Wissenschaften - vor allem der bio-medizinischen -, die Frauen wissenschaftlich zu entschleiern (zu entkleiden), um so einen gefährlichen, weil hautnah in der Gesellschaft wirkenden Teil der Natur zu erklären, zu verstehen, vorhersehbar und kontrollierbar zu machen.

Den frühen Menschenwissenschaften (Sozialwissenschaften und Bio-Medizin) kam daher in der Konstituierung der Frauen als Objekte, die wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglich waren, eine wichtige Kontrollfunktion zu. Die Erfassung ihrer Anatomie und Physiologie, Psychologie und ihres sozialen Verhaltens, wurde analog zur Untersuchung der exotischen Wilden betrieben, denen die Frauen aufgrund ihrer größeren Naturnähe ohnedies ähnelten. Frauen, die einen Teil der Natur innerhalb der Gesellschaft verkörperten, bildeten ein strategisches Forschungsfeld, um jenen unverstandenen, gefährlichen, weil noch unkontrollierten Teil der Natur innerhalb der Gesellschaft zu domestizieren, für den sie standen. Die Geschichte der medizinisch-wissenschaftlichen Konstruktion der Sexualität, die fast deckungsgleich mit der weiblichen war, und der praktische Umgang mit den Reproduktionsvorgängen in der Geschichte der Medizin ist nicht nur Ausdruck von Sadismus oder Resultat der »starken Leidenschaften«, die das Urteil des Fachmanns zu trüben drohen und ihn zum Stümper werden lassen, wie Bertrand Russell meint. Sie sind vielmehr auch im Kontext des kognitiven Programms der Entwicklung der Wissenschaften zu sehen, in der die vernunftbegabten Männer angetreten waren, sich die Natur »draußen« und die Natur »drinnen«, im Schoße der Gesellschaft, zu unterwerfen. Wo immer Frauen mit dieser Natur assoziiert wurden, galt es auch, sie sich wissenschaftlich untertänig zu machen.

3. Vater oder geschlechtsblinde Institution

Den Männern wurde dies um so leichter möglich, als sie sich mit der voll einsetzenden Institutionalisierung der Wissenschaften an den Universitäten und dem Ausbau des Bildungssystems, der Autorität einer Wissenschaftlichkeit bedienen konnten, von der die Frauen doppelt ausgeschlossen waren: aufgrund der gesetzlich verankerten Verweigerung der Zulassung zum Studium und aufgrund der Arbeitsteilung innerhalb der bürgerlichen Familie. War es in der künstlerisch-handwerklichen Phase der Wissenschaftsproduktion immerhin noch möglich gewesen, daß Frauen als Schwestern, Ehegattinnen oder Töchter im wissenschaftlichen Familienbetrieb mitarbeiteten, so wurde selbst diese Form der Mitarbeit mit der bürgerlichen Polarisierung von Heim und Welt gänzlich hinter die Kulissen verlegt.

Der lange Kampf, den zunächst die Töchter der gebildeten Väter um die Zulassung zum Studium führen mußten, hat sich nun in eine Auseinandersetzung mit der Wissenschaft als geschlechtsblinde Institution verwandelt. Erstmals in der Geschichte können Frauen als reale Menschen im Wissenschaftsbetrieb, als Beteiligte und Betroffene auch eine mit wissenschaftlicher Autorität versehene Stimme erheben.

Doch selbst hier wird ihnen täglich immer wieder vor Augen geführt, daß ihre wissenschaftliche Autorität jener der Männer unterlegen ist.

Es ist bemerkenswert, daß sich der Anteil der Frauen in der Wissenschaft in den ersten sechs Jahrzehnten wenig verändert hat. Im Jahr 1980 zählte die American Academy of Science in einem Land, das einen der höchsten Frauenanteile hat, nicht mehr als 2,6%, und von den bisher vergebenen Nobel-Preisen gingen ganze fünf (1,4%) an Frauen. Die jüngsten Zahlen für die BRD sind in einem Bericht enthalten, den Ulla Bock und Mitarbeiterinnen demnächst herausbringen werden: der Anteil der Frauen im Lehrkörper an wissenschaftlichen Hochschulen im Wintersemester 1979/80 betrug unter den Professoren ganze 3% und übersteigt unter Einbeziehung des gesamten Mittelbaus einschließlich Lehrbeauftragte nicht 10%

Was diese und ähnliche Statistiken in quälender Monotonie beschreiben, hat zunächst die Frauen außerhalb der Wissenschaft, wie Virginia Woolf, zu ihrem Aufschrei veranlaßt: Science is a man,

a father, and infested, too. Frauen innerhalb der Wissenschaft hatten es zunächst schwerer. Denn wie alle Außenseiter, die - wie Norbert Elias zeigt - von den Ausbreitungswellen des Zivilisationsstandards erfaßt werden, in diesem Fall von den Standards der Wissenschaftlichkeit, müssen sie zunächst eine Phase der Kolonialisierung oder Assimilation durchmachen, in der sie der herrschenden Schicht noch deutlich unterlegen und spürbar an deren Vorbild orientiert sind. Die herrschende Gruppe durchsetzt die nachdrängende mit ihren Verhaltensweisen, und den Frauen der ersten Wissenschaftsgeneration blieb nicht viel anderes übrig, als sich am starken wissenschaftlichen Über-Ich der Überlegenen zu orientieren. In einer zweiten Phase erfolgt jedoch die Abstoßung und Differenzierung, die aufsteigende Gruppe nimmt an Selbstvertrauen zu, und sie kehrt das Unterscheidende hervor. Damit nehmen auch die Spannungen zu. Langfristig ist jedoch eine klare Tendenz zur Angleichung der Verhaltenstandards und Lebensweisen zu erwarten.

Was die heutige Generation der Frauen der Wissenschaft vorwirft, ist nicht mehr ihre wie noch bei Virginia Woolf spürbare, anthropomorphe Männlichkeit, der Bart, in den auch Robert Musil die Wissenschaft lächeln läßt, sondern ihre institutionalisierte Geschlechtsblindheit. Sie erleben ihr Schicksal als ein kollektives und erkennen sich in den dürftigen Statistiken, in der Irregularität ihrer Lebensläufe, in ihrer noch immer weitgehend die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung widerspiegelnden Zuordnung zu den unteren, dienenden und pflegenden Aufgaben wieder.

Als Institution und professionalisiertes Produktionssystem hat die Wissenschaft den in der Gesellschaft existierenden segregierten Arbeitsmarkt und die sonst geltende Arbeitsteilung voll übernommen. Dazu spricht die Verteilung über die Disziplinen hinweg und die Verteilung innerhalb der wissenschaftsinternen Hierarchien eine allzu deutliche Sprache. Frauen, insbesondere in den naturwissenschaftlichen Fächern, berichten von den Widersprüchen, mit denen sie in ihrer täglichen Arbeit konfrontiert sind. Denn einerseits werden sie qua Wissenschaftler von ihren männlichen Kollegen als abstrakte Kopfarbeiter definiert, andererseits wird von ihnen erwartet, daß sie für die Arbeit mit dem Gefühl zuständig sind, für das Weiche an der harten Wissenschaft. Der schonungslose Bericht, den Anne Sayre über Rosalin Franklin, die an der Entdeckung der Double Helix mitbeteiligt war, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß

Frauen letzten Endes immer in einem männlichen Labor arbeiten. Die biographischen Untersuchungen der jüngsten Zeit über erfolgreiche Frauen lassen wiederum deutlich erkennen, daß sie es dem persönlichen Einfluß von Männern verdanken - den Vätern, Ehemännern oder Liebhabern -, daß ihre Karrieren ihren Fähigkeiten entsprechend verlaufen sind. Während das Patronanzsystem in der Wissenschaft, das Lehrer-Schüler-Verhältnis, sowie die informellen Netzwerke der persönlichen Kontakte, integraler Bestandteil des Funktionierens von Aufstieg und Erfolg innerhalb der scientific community sind, ist für Frauen der Spielraum innerhalb dieses Patronanzsystems meist viel enger definiert, indem sie durch ihre Sexualität ein- oder ausgeschlossen werden.

An Jonathan Cole, einem amerikanischen Soziologen, der mit der bisher detailliertesten empirisch-quantitativen Untersuchung zur Ehrenrettung des meritokratischen Selbstverständnisses der Wissenschaft angetreten ist, lassen sich die Grenzen einer liberal-benevolent, dem herrschenden Methodenkanon verschriebenen Wissenschaftlichkeit aufdecken. Er kann zwar die bei scheinbar gleichen Startbedingungen und gleichwertigen Leistungen verzögerten Aufstiegschancen der Frauen quantitativ exakt erfassen, steht aber ratlos vor den außer-institutionellen Faktoren, die Ungleichheit, wenn auch nicht bewußt praktizierte Diskriminierung erzeugen: denn den Frauen gelingt es nicht, das sich in der Wissenschaft ansonsten akkumulierende Reputationskapital in reale, einlösbare Opportunitäten zu verwandeln. Ihr Handicap liegt darin, daß sie noch immer asymmetrisch in zwei Welten leben; die Männer der Wissenschaft weitgehend in einer. Am Wissenschaftskolleg zu Berlin habe ich die Vorzüge einer institutionalisierten Ehefrau kennengelernt.

Können Sie erraten, wer die hier abgebildeten Frauen sind? Es sind die Ehefrauen von vier Nobel-Preisträgern, die 1970 mit der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung bedacht wurden. Sie gaben an, daß sie es als ihre höchste Lebensaufgabe betrachten, ihren Männern die Sorgen des Lebens, die Alltagsseiten fernzuhalten. Ihre höchste Fähigkeit, so sagen sie, liegt darin, daß sie es verstehen, den Stimmungen ihrer Männer zu folgen; enthusiastisch zu sein, wenn er es ist, ihn aufzuheitern, wenn er deprimiert ist. »Was ich wirklich verstehe«, sagt Margaret Gell-Mann, »(sind nicht seine Ideen), sondern was mit ihm los ist.«



Die zweigeteilte Welt des Genus, von der Virginia Woolf sagte, die **Bedeutung**, die sowohl Priester wie auch Diktatoren der Notwendigkeit ihrer Aufrechterhaltung beimessen, beweisen zur Genüge, daß sie für ihre Herrschaft wesentlich ist - diese zweigeteilte Welt ist eine geschlechtsspezifisch a-symmetrische. Als gesellschaftliche Institution ist die Wissenschaft auf ihre Aufrechterhaltung zwar nicht angewiesen, aber die in ihr tätigen Männer profitieren kräftig davon.

4. Die Selbstverwissenschaftlichung der Frauen

In ihrem erstarkenden Selbstbewußtsein als wissenschaftliche Außenseiter haben Frauen zunehmend kritisch auf das reagiert, was sie als die patriarchalische Stimme einer Wissenschaft bezeichnen, die nicht die ihre ist. Im Versuch, das Fremde, Aufgezwungene, Falsche abzuwerfen, ihrer eigenen Geschichte und Erfahrung auch wissenschaftliche Wirklichkeit zu verleihen, stehen den Frauen, wie anderen Außenseitergruppen, im wesentlichen zwei Strategien zur Verfügung: sie können einen Teil der offiziellen wissenschaftlichen Vergangenheit und Gegenwart uminterpretieren und sie können neue, originäre Beiträge einbringen.

Allerdings erheben Frauen dabei den Anspruch, die Spielregeln zu verändern, unter denen dies geschieht: das partizipierende ICH, das kollektive WIR, sollen bewußt einbezogen werden, subjektive und objektive Erfahrungsgrundlagen sollen neu zusammengeführt werden, denn nur so kann ein Prozeß der Theoriebildung entstehen, der bei der gelebten Erfahrung ansetzt: das Sein der Frauen soll auch wissenschaftlich zu neuem Bewußtsein erwachen.

Die erste Phase dieses erwachenden Bewußtseins war dem Sichtbarmachen des unsichtbaren Anteils der Frauen in der von Männern geschriebenen Geschichte der Wissenschaft gewidmet, der Entdeckung des »Problems, das keinen Namen hatte«. Die Frau als Sammlerin trat nicht nur in der Anthropologie dem Mann als Jäger gegenüber. Viele Arbeiten der frühen Frauenforschung tragen die Projektion von Hoffungen in sich, die Unterdrückte oft hegen, - daß sich nämlich die früher Unterdrückten letzten Endes als die besseren, die moralisch höher zu bewertenden Wesen erweisen werden. Dabei war es wahrscheinlich unvermeidlich, spiegelbildlich verkehrt in jene alte Stereotypen der Geschlechtspolarisierung zu verfallen, deren Entstehen im 19. Jahrhundert Karin Hausen so trefflich beschrieben hat.

Der Re-interpretation folgte die Rekonzeptualisierung, der Kampf darum, die Sprache des wissenschaftlichen Diskurses mitzubestimmen. Das sind jene Arbeiten, die sich der Theoriebildung verschrieben haben; die nicht nur um Aufarbeitung, sondern um begriffliche Umarbeitung von Zentralbegriffen ringen. Es wäre kurzsichtig, wollte man die Wahl von Themen, die Archäologie der verschütteten Begrifflichkeiten, die von Männern als trivial abgetan wurden, wie

die Alltäglichkeit und Privatheit der Frauen, ihre Hausarbeit und deren Geschichte, den Umgang mit ihren Kindern und ihren Körpern ausschließlich als Kampf um die wissenschaftliche Definitionsmacht sehen, indem es den Frauen darum geht, diese Felder mit Exklusivitätsansprüchen zu besetzen und um- bzw. aufzuwerten. Dies ist Teil der Machtkämpfe, die in jedem wissenschaftlichen Feld ausgetragen werden. Doch der Erfolg von methodischen und begriffsbildenden Innovationsstrategien muß sich immer an einem realen Hintergrund messen, an dem in einem Machtzusammenhang bestimmt wird, was als wirklich, was als wahr akzeptiert wird. Daher läßt sich die Frage nach der Bedeutung der feministischen Theoriebildung, die besonders in der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, Anthropologie und Linguistik, der Biologie und im Gesundheitsbereich erfolgt, nur beantworten, wenn wir sie in einen systematischen, empirischen Zusammenhang mit den Veränderungen bringen, die im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft vor sich gehen.

Hier fällt zunächst auf, daß die Versuche zu einer neuen, epistemologisch anders fundierten Naturwissenschaft und Technik spärlich und schwierig sind. Ich glaube nicht, daß sich dies mit der Tatsache erklären läßt, daß schon die proto-wissenschaftlichen Vorformen, die Theologie und das Kriegswesen als Vorläufer von Logik und Technik, den Frauen seit jeher verschlossen waren. Noch glaube ich, daß wir dafür die größere ideologische Durchlässigkeit der Sozialwissenschaften verantwortlich machen können, die für soziale Bewegungen offener sind und mit-validieren, was innerhalb der Disziplinen nach wissenschaftsinternen Kriterien als akzeptables Wissen gilt. Auch hier, so möchte ich behaupten, können wir die Frage nach den Chancen der Rekonzeptualisierung durch die Frauen nicht unabhängig von der Entwicklung sehen, denen Naturwissenschaften und Technik unterliegen.

Dies ist ein Prozeß, den Jerry Ravetz scharfsinnig als die fortgesetzte Industrialisierung der Wissenschaft und ihrer Erkenntnismethoden beschrieben hat, ein Prozeß, in dem steigender Kapitalbedarf und wissenschaftsindustrielle Führungs- und Managementmethoden Bedingungen sine qua non wissenschaftlicher Produktivitätszuwächse geworden sind.

Die Frage, die Dona Haraway für die Biologie stellt, scheint allgemein berechtigt: haben nicht die beiden menschlichen Produktivfaktoren der industriellen Revolution, die Frau als Mutter und als

»das Geschlecht« und der Mann als Arbeiter, angesichts des heutigen wissenschaftlich-technischen Produktivitätspotentials aufgehört, in mehr als einem marginalen Sinne produktiv zu sein? Sind sie nicht längst angesichts der in die biologischen Erkenntnisgegenstände eingebauten Kontrollpläne natürlicher Fruchtbarkeit, angesichts des Potentials, das selbst-regulierenden, selbst-generierenden Kontrollsystemen wissenschaftlich und wirtschaftlich zukommt, längst zu obsoleten Objekten wissenschaftlicher Erkenntnis geworden - aufgelöst in Systembestandteile?

Es ist kein Zufall, daß das erstmals in der Geschichte auftretende Phänomen, daß sich Frauen sichtbar nicht nur als die praktischen Gehilfinnen der Männer, sondern theoretisch eigenständig mit der Aufarbeitung ihrer trivialisierten und vernachlässigten Lebenswelt befassen, gerade jetzt auftritt. Wenn sie dabei auf die ihnen eigenen Erfahrungsbereiche zurückgreifen - auf ihren Alltag und die von ihnen erbrachte Gefühlsarbeit als eine spezifische Form von Arbeit, wenn sie die Erfahrungen mit ihrem Körper einbeziehen, mit ihren Kindern und deren Pflege, mit der Geschichte und der Geschichtsschreibung von Hausarbeit und ihrer Sexualität. So tun sie dies mit Erkenntnismethoden und Werkzeugen, die ihnen zugänglich sind, also unter den spezifischen historischen Produktionsbedingungen, die ihnen offenstehen, denn vom kapitalintensiven Wissenschaftsbetrieb sind sie im allgemeinen weit entfernt. Sie sind angetreten, um erstmals ihre eigene Wissenschaftsgeschichte zu machen - und dies auch unter Bedingungen, die sie nicht frei wählen können. Denn die erträumte Selbst-Verwirklichung, das Heraustreten aus dem historischen Schattendasein in die blendende Wirklichkeit einer verwissenschaftlichten Gesellschaft muß bezeichnenderweise verwissenschaftlichte Formen annehmen. Die Theoriearbeit, die Frauen über ihre Lebenswelt augenblicklich leisten, ist daher nichts anderes als eine Form von Selbstverwissenschaftlichung. In dem Maße, als auch die letzten Bereiche von Privatheit und Alltag, von Gefühlsleben und Beziehungen, dem nächsten Schub von Technisierung und Verwissenschaftlichung unterliegen, wirken Frauen als erkennende Subjekte daran mit. Sie nehmen dabei allerdings einen strategischen Platz ein.

Denn: die bevorstehende Technisierung der Alltagswelt, die in den männlichen Phantasien von der Befreiung der Frau durch die Technik längst vorweggenommen wurde, wird sich nicht allein auf

die voll-informatisierte Ehefrau beschränken, sondern vor den Männern nicht Halt machen. Die Frage, wie und wodurch sich Menschen von selbst-referentiellen künstlichen Intelligenzsystemen unterscheiden, wird auch die Frage nach den Unterschieden zwischen weiblicher und männlicher Intelligenz und andere Kontroversen neu und heftig aufleben lassen.

Es ist anzunehmen, daß die Technisierung nicht so sehr den von Ivan Illich prognostizierten Genus-Schwund beschleunigt, sondern zu einer konfliktreichen Neuordnung der Genus-Beziehungen führen wird.

5. Le paradis des femmes: gibt es eine weibliche Wissenschaft?

Doch bevor der Genus gänzlich verschwunden ist, bevor die Zukunftsvision, die H. G. Wells bereits 1914 von Männern und Frauen in der Wissenschaft entwarf, auch tatsächlich eintrifft, - eine Vision, in der er vehement die »Ent-spezialisierung der Frauen als Frauen« fordert und sie auffordert, endlich zu lernen, daß sie aufhören müssen, von sich in Beziehung zu den Männern zu denken und statt dessen sich in Beziehung zur Sonne und zu den Sternen zu denken, um zum gemeinsamen Abenteuer in den Weltraum aufzubrechen - bevor diese und andere Langzeitperspektiven über uns hereinbrechen, wird die Welt, auch die der Wissenschaft, noch für einige Zeit von Menschen als Männern und Frauen belebt sein.

Und in dieser Szenerie regt sich der weibliche Widerstand. Er nimmt verschiedene Formen an, und die Widerstandsgruppen verkleiden sich entsprechend: die eine kämpft den mühsamen und undankbaren Kampf um Stellenquoten auf dem ausdörrenden Hochschulboden, während eine andere die Frage, ob es sich überhaupt lohnt, längst beantwortet hat und die Wissenschaft fröhlich von den Rändern her zerfranst. Drinnen aber, im epistemologischen Heiligtum, sind die Frevlerinnen am Werk und stellen die tabuisierte Frage: gibt es eine weibliche Wissenschaft?

Das Thema ist kontroversiell, auch innerhalb der Bewegung. Gemeint ist, wie bei jedem Tabu, das bisher Undenkbare: daß Frauen etwas radikal anderes über die Naturwissenschaften zu sagen haben; daß es eine spezifisch weibliche Erkenntnistheorie geben könnte,

eine die sich nicht in die gängigen Spielarten des philosophischen Realismus einordnet, sondern die Möglichkeit des Zugangs zur realen Welt, ja einer Objektivierung radikal verleugnet; daß es dem weiblichen Denken gelingen müßte, die Trennung zwischen Objekt und Subjekt aufzuheben; zwischen Wissen, das nicht zu beherrschen und kontrollieren sucht, und der gängigen Wissenschaft, die diese Prinzipien verkörpert; daß Frauen mit wachsender Definitionsmacht innerhalb der Wissenschaften auch andere, spezifisch weibliche Begriffe schöpfen können und beginnen werden, die Wissenschaftsgeschichte neu zu beschreiben.

Ich muß es von vornherein bekennen: eindeutige Antworten auf diese Fragen gibt es nicht. Doch wenn das Udenkbare einmal gedacht ist, läßt sich auch darüber weiterdenken. Ich möchte drei Gedankenmodelle dafür zur Diskussion stellen:

Das erste Modell schließt paradoxerweise an die duale Logik des vermaledeiten Patriarchats an. Weibliche Wissenschaft wird als radikale Rückkehr zur Subjektivität gefeiert, und nur Frauen wird die Fähigkeit zuerkannt, Ambivalenz zu tolerieren, das Konkurrenzdenken im Wissenschaftsbetrieb zu unterwandern, kurzum, das Bild der männlichen Rationalität, der Objektivitätsanspruch einer Wissenschaft, die alles Subjektive zu eliminieren trachtet und Gefühle durch Jahrhunderte erfolgreich unterdrückt hat, wird spiegelbildlich umgekehrt. Eingerahmt ist es durch die Annahmen, daß es Unterschiede im weiblichen Denkstil gibt, im Weltbild und im Tun: Frauen sind anders und denken anders. Doch selbst wenn es so wäre, wäre dieses spezifisch andere nicht auch nur ein Ergebnis der kulturellen Einflüsse, der Erziehung und der Lebensumstände? Können wir hier überhaupt von »weiblich« anders als von einer historischen Kategorie sprechen? Ich glaube, hier spricht die Stimme der romantischen Reaktion, und das Udenkbare erweist sich bei näherer Betrachtung als das längst Gedachte.

Das zweite Modell lehrt uns, im weiblichen Denken den wahren Humanismus zu sehen, die Suche nach der neuen Synthese, die nur durch Aufspüren des längst Vergessenen, des verschütteten »Wärmestromes« gelingen kann, der durch den »Kältestrom«, der die Wissenschaftsgeschichte sukzessive seit dem 17. Jahrhundert erfaßt hat, verdeckt wurde. Hören wir dazu Ruth Hubbard, eine der beeindruckendsten Feministinnen in der Biologie:

»Die Antithese Mensch - Natur wurde von den Männern erfunden. Unsere Aufgabe ist es eine Beziehung zu enden, die die Einheit der Menschheit mit der Natur verwirklicht (im Sinn von wirklich machen) und die ihr Funktionieren von innen her verständlich macht... Wissenschaft ist ein menschliches Konstrukt, das unter bestimmten historischen Bedingungen entstanden ist, als die Beherrschung der Natur durch die Männer ein positives und anstrebenswertes Ziel schien. Diese Bedingungen haben sich verändert und wir wissen jetzt, daß der Pfad, auf dem wir uns bewegen, viel eher zur Zerstörung der Natur führt, als zu ihrer Erklärung oder Verbesserung. Frauen haben öfters als Männer erkannt, daß wir Teil der Natur sind und daß das Schicksal der Natur in menschlichen Händen liegt, die sich nicht gut um sie gesorgt haben. Wir müssen jetzt mit dem Wissen handeln.«

Das Undenkbare nimmt hier eine sehr klare weibliche Stimme an, indem die weibliche Wissenschaft die sorgende, pflegende Wissenschaft wird, die einzig menschliche...

Doch welche Chancen hat eine solche Wissenschaft wirklich zu werden und die Wirklichkeit zu verändern?

Dies bringt mich zum dritten Modell: zur Neubestimmung der Einheit und Vielfalt der Wissenschaft. Gemessen am fiktiven Einheitsstandard »DIE WISSENSCHAFT« kann es keine anderen Götter neben ihr geben: keine marxistische Wissenschaft, keine feministische, keine chinesische und auch keine islamische. Aber diese Einheit ist fromme Fiktion, der Glaube, der uns freilich alle zusammenhält. Darunter nämlich ist die Wissenschaft ständigem und wachsendem Druck an Differenzierung ausgesetzt: Differenzierung der Disziplinen und Differenzierung ihrer Orientierungsansprüche, wie Wolf Lepenies gezeigt hat.

Differenzierung auch im Hinblick auf die Wissenschaftskonzeptionen, deren fröhlicher Pluralismus längst den logischen Positivismus ad absurdum geführt hat. Differenzierung durch Entkoppelung einer sich fast automatisch fortschreibenden Wissensproduktion, abgesetzt vom industriellen Wissenschaftsbetrieb und dem noch handwerklich betriebenen; schließlich Differenzierungen in geschlechtsspezifischen Tätigkeiten und Denkweisen. Doch diese ständigen Arbeits- und Denkteilungen folgen keinen vorgezogenen Linien, sondern bilden sich in ständigen Auseinandersetzungen und Konflikten neu heraus.

Der Konflikt, in dem sich Männer und Frauen zur Zeit in der Wis-

senschaft gegenüberstehen, wird um kognitive Ansprüche mit realen Folgen für eine Veränderung der Machtbalancen geführt. Doch wir müssen auch sehen, daß die Frauen in ihrer insistierten Hinterfragung der Grundannahmen der herrschenden Orientierungsmittel nicht allein sind, noch daß sie darauf einen Monopolanspruch haben. Schon 1907 hat William James die »philosophische Atmosphäre« einer Zeit - heute wäre wohl der **Begriff** des Paradigmas geläufiger - auf die unterschiedlichen Machtkonstellationen zwischen zwei



Gruppen in der Wissenschaft zurückgeführt: den Sanft-Gesinnten, die für die Vielfalt kämpfen, und den Hart-Gesinnten, die »das Eine« verteidigen. Die sogenannte männliche Wissenschaft ist, wie ich gezeigt habe, kein von den Frauen erfundenes Thema, sondern war Entstehungsbedingung der modernen Wissenschaft. Inzwischen ist sie längst an ihren Grenzen angelangt und hat flexibel darauf reagiert: die Einheit löst sich in der Vielfalt auf. Die Stimmen der Frauen sind eine mächtige Stimme in dieser Vielfalt. Im bevorstehenden Perspektivenwechsel, der das Udenkbare symbolisch so zusammenfaßt, daß daraus das allgemein Gedachte wird, werden sie nicht zu überhören sein.

Uwe Pörksen
Die Metaphorik Darwins
und Überlegungen
zu ihrer möglichen Wirkung

I.

Der Biologe Oscar Hertwig schrieb 1916, also während des Ersten Weltkriegs, im Nachwort zu seinem Buch ›Das Werden der Organismen‹: »Die Auslegung der Lehre Darwins, die mit ihren Unbestimmtheiten so vieldeutig ist, gestattete auch eine sehr vielseitige Verwendung auf anderen Gebieten des wirtschaftlichen, des sozialen und des politischen Lebens. Aus ihr konnte jeder, wie aus einem delphischen Orakelspruch, je nachdem es ihm erwünscht war, seine Nutzenanwendungen auf soziale, politische, hygienische, medizinische und andere Fragen ziehen und sich zur Bekräftigung seiner Behauptungen auf die Wissenschaft der darwinistisch umgeprägten Biologie mit ihren unabänderlichen Naturgesetzen berufen.«¹

Hertwig spricht davon, daß bei dieser Nutzenanwendung der Biologie »soziale Gefahren« entstehen könnten. »Man glaube doch nicht, daß die menschliche Gesellschaft ein halbes Jahrhundert lang Redewendungen, wie unerbittlicher Kampf ums Dasein, Auslese des Passenden, des Nützlichen, des Zweckmäßigen, Vervollkommnung durch Zuchtwahl usw. in ihrer Übertragung auf die verschiedensten Gebiete wie tägliches Brot gebrauchen kann, ohne in der ganzen Richtung ihrer Ideenbildung tiefer und nachhaltiger beeinflusst zu werden.«²

Oscar Hertwig, zu der Zeit Direktor des anatomisch-biologischen Instituts der Universität Berlin und Anhänger der Sozialdemokraten, war ein Schüler Ernst Haeckels, aber ein Abtrünniger, der sich zu einem Gegner des Darwinismus entwickelt hatte. In seinem Buch ›Das Werden der Organismen‹ versucht er - dies der Untertitel - »Eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie«.

Er beschränkt sich darin auf eine Auseinandersetzung innerhalb der Grenzen seines Fachs. Im unmittelbaren Anschluß daran aber

schreibt er eine Streitschrift gegen die Nutzenanwendung des Darwinismus, die noch während des Krieges erschien: >Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus<. - In dieser hell-sichtigen Schrift, die heute kennt, wer sich mit dem Sozialdarwinismus beschäftigt, wird dieses Schrifttum wohl zum ersten Mal aus-gebreitet, in Zitaten von Nietzsche, Tille, Schallmayer, Ploetz, Ammon, Wagner, Schriften mit dem Titel >Grundlinien einer Ras-senhygiene< (Ploetz) oder >Der Krieg als schaffendes Weltprinzip< (Wagner).

Die wissenschaftliche Basis des Angriffs ist Hertwigs Kritik an der Evolutionslehre Darwins und - an seiner Sprache. Die Kritik an dem Naturbild Darwins erscheint ihm deshalb als so wichtig, weil es, Aus-löser und Legitimationsgrund einer sozialpolitischen Bewegung, Zü-ge einer neuen »Naturreligion« hat. Hertwig zieht in diesem Zusam-menhang einen Vergleich mit Rousseau. »Auch hier wurden aus dem dogmatisch erschlossenen und poetisch ausgeschmückten Natur-zustand der Menschen die >unvergänglichen Menschenrechte< her-geleitet.«³ - Der Vergleich ist interessant, weil im Fall Rousseaus ja in der Tat eine anthropomorphe Naturutopie das Denkmodell für eine Sozialtheorie liefert. Ganz Ähnliches hatte Friedrich Engels an einer bekannten Stelle von Darwin und seinen Nutzenanwendern gesagt: »Die ganze Darwinsche Lehre vom Kampf ums Dasein ist einfach die Übertragung der Hobbesschen Lehre vom bellum omnium contra omnes und der bürgerlich-ökonomischen von der Konkurrenz, nebst der Malthusschen Bevölkerungstheorie in die belebte Natur. Hat man dieses Kunststück fertiggebracht (...), so rücküberträgt man dieselbe Theorie aus der organischen Natur wieder in die Geschichte und behauptet nun, man habe ihre Gültigkeit als ewige Gesetze der menschlichen Gesellschaft nachgewiesen.« (Brief an Lawrow, 15. Nov. 1875) 4

Hertwig kritisiert nicht nur, daß »die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein« als »Naturgesetz« ausgegeben wird, sondern auch die Art der Begriffsbildung Darwins, seine Aus-drucksweise, und zwar im einzelnen:

1. ihre vieldeutige Unbestimmtheit - der Ausdruck >Kampf ums Dasein< werde derartig weit gebraucht, daß sein Inhalt ganz unbestimmt werde;
2. ihren bildlichen, metaphorischen Charakter - er sei die Ursache der Unbestimmtheit. Das gelte auch für die Begriffe der >Kon-

kurrenz< und den anthropomorphen Ausdruck >natürliche Auslese<. In die nüchterne sachliche Sprache der Wissenschaft werde eine >dichterische Lizenz< hineingetragen;

3. enthalten die Begriffe Darwins nach Hertwig wissenschaftlich nicht vertretbare Werturteile, so in den >Schlagworten< >Überleben des Passenden, des Nützlichen, des Tüchtigen, des Zweckmäßigen<. Hertwig kritisiert also die terminologische Unschärfe der Begriffe Darwins und das Vorhandensein eines >emotiven Konnotats<. Die Unbestimmtheit sei die Ursache dafür, daß diese Begriffe so vielseitig verwendbar seien und als >Mädchen für alles< dienten.⁵

Bei ihrer Übertragung in andere Bereiche - außerhalb des Zusammenhangs, wie ihn die Theorie verlange - verlören sie noch mehr an Bestimmtheit und würden zu abgegriffenen Scheidemünzen, die zu häufigen Irrtümern Anlaß gäben.

Ist die Sprache Darwins tatsächlich an seiner Wirkung beteiligt?

II.

Darwin selbst hat seine Evolutionslehre nicht in eine Sozialtheorie umgemünzt oder doch nur in kleinen Ansätzen.

Als ein deutscher Autor, Hugo Thiel, ihm eine Abhandlung über landwirtschaftliches Genossenschaftswesen sandte, in der er das Konkurrenzprinzip allgemein auf die Beziehungen der Menschen zueinander anwandte, schrieb ihm Darwin: »Es ist mir früher nicht beigefallen, daß meine Ansichten auf so weit abweichende und höchst wichtige Gegenstände ausgedehnt werden könnten.«⁶ - Das klingt ein bißchen nach understatement; soviel ist richtig, daß Darwin in diesem Punkt sehr spröde war. Seine Formeln wurden aber sehr bald von anderen wissenschaftlichen Disziplinen aufgenommen, u. a. von A. Schleicher in der Sprachwissenschaft und von Carl du Prel auf dem Gebiet der Astronomie. Vor allem wurden Darwins Begriffe schlagartig in den Bereich der Politik und Sozialtheorie übertragen, zunächst in England. Schon im Jahr des Erscheinens von Darwins Hauptwerk veröffentlichte Walter Bagehot eine Schrift über Natur und Politik, in der er das Prinzip der natürlichen Auslese auf die Beziehungen der Nationen untereinander anwandte und in Krieg und Unterdrückung ein Vehikel des Fortschritts sah. Spencer über-

trug das Prinzip der >natürlichen Auslese< und >Erhaltung begünstigter Rassen< auf die menschliche Gesellschaft - unter der wirksamen Formel >survival of the fittest< - deutsch >Überleben der Tüchtigsten.

Es gibt Übertragungen von Darwin, die halbbewußt oder unbewußt vor sich zu gehen scheinen; in einer Art von schleichendem Übergang schließt sich da an die Rede von der Pflanzen- und Tierwelt die vom Menschen an. Die Autoren springen zwischen den Sphären der Naturgeschichte und der Menschengeschichte hin und her, ohne es zu merken; ihre Brücke ist die verklammernde Sprache. Und dann gibt es die Form ausdrücklicher Übertragung, die bewußtvorgenommen wird. Auch das ist häufig der Fall, z.B. in der >Natürlichen Schöpfungsgeschichte< von Ernst Haeckel, dem Lehrer Hertwigs:

»Wenn die natürliche Züchtung, wie wir behaupten, die große bewirkende Ursache ist, welche die ganze wundervolle Mannichfaltigkeit des organischen Lebens auf der Erde hervorgebracht hat, so müssen auch alle die interessanten Erscheinungen des Menschenlebens aus derselben Ursache erklärbar sein. Denn der Mensch ist ja nur ein höher entwickeltes Wirbelthier, und alle Seiten des Menschenlebens finden ihre Parallelen, oder richtiger ihre niederen Entwicklungszustände, im Thierreiche vorgebildet. Die ganze Völkergeschichte oder die sogenannte >Weltgeschichte< muß dann durch >natürliche Züchtung< erklärbar sein, muß ein physikalisch-chemischer Prozeß sein, der auf der Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung in dem Kampfe des Menschen um's Dasein beruht.«⁷

Die Rezeption Darwins durch Haeckel bezeichnet nur einen, wenn auch einen starken Strang. Darwins Wirkung war diffus. Die Evolutionslehre war ja nicht eigentlich neu, sie ist seit dem 18. Jahrhundert, seit Kant und Goethe, in einer Reihe von Stufen greifbar. Sie stand, darauf hat Wolf Lepenies im Wissenschaftskolleg besonders hingewiesen⁸, in einem intellektuellen Feld, wo Aktivitäten und Disziplinen sich auszeichneten durch eine eigentümliche Kommunikationsdichte, Unschärfe und Durchlässigkeit: auf der einen Seite der Privatgelehrte, Taubenzüchter, Schriftsteller Darwin, auf der anderen eine Sozialphilosophie und Sozialwissenschaften, die bis heute in England kaum institutionalisiert sind.

Und dann hatte Darwins Ausprägung der Evolutionslehre - ich nehme noch einmal Lepenies' Akzentsetzung auf- eine >große Deutungsbreite. Die Wirkung weist ein beträchtliches Spektrum auf, in den USA z. B., in England, Frankreich, Deutschland - sie reicht von der Beanspruchung Darwins für eine energische Sozialpolitik oder

das *laissez-faire* bis zu Imperialismus und Eugenik. In den Übertragungen wird also ein beträchtlicher Interpretationsspielraum der Metaphern erkennbar. Das erledigt unsere Fragestellung aber nicht, es erschwert und verschärft sie.

Wie erklärt sich die Wirkung der Begriffe Darwins? Jost Trier spricht gelegentlich von Wortfeldern »mit bewährter Kraft der Welt-aufschließung«, die sich in bestimmten Zeiten über andere Sachbereiche analogisch ausbreiten, sich »als Mittel anbieten, auch andere Bereiche analogisch zu klären«. »Sie haben Tore zur Welt geöffnet, sie werden andere Tore öffnen«. ⁹ - In der Tat: erfolgreiche wissenschaftliche Konzepte haben die Tendenz, überzugehen in Nachbarfächer und in die Umgangssprache. Ein Begriffsapparat, der sich in einem Fach bewährt hat, neigt dazu, von anderen Bereichen entliehen zu werden. Newton, Darwin, Freud sind dafür Beispiele. Etwas Sozial-psychologisches ist im Spiel. Es ist ein Vorgang der Entlehnung, innerhalb der Schichten und Gruppen einer Sprachgemeinschaft, eine Form des > social borrowing < : »Bei Entlehnungen kommt es vor allem aufs Prestige an«, meint Ullmann in seiner Semantik.¹ Übernommene Wörter evozieren das Prestige ihres ursprünglichen Milieus. Es ist eine Form der Prestigeanleihe.

Wenn also suggestive Vorstellungsbezirke zur Expansion ihrer Sprache neigen, so gibt es umgekehrt eine Sogwirkung, die von bestimmten Zielbereichen ausgeht. Die Attraktionskraft der Zielbereiche war vermutlich in diesem Fall entscheidend. Das von Darwin Geschilderte, Konkurrenzkampf und Selektion im Reich der Pflanzen und Tiere, konnte gerade in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Spiegel der sozialen und politischen Realität erscheinen. Die Eignung der Hauptbegriffe Darwins, in einer Epoche wirtschaftlicher Konkurrenzkämpfe und des westlichen kolonisatorischen Imperialismus als politische und Sozialtheorie instrumentalisiert zu werden, liegt auf der Hand. Noch einmal: hatte die Sprache Darwins daran Anteil? War die Kritik Hertwigs in diesem Punkt berechtigt? Kritik an der Sprache ist oft nahezu unlösbar mit der Kritik an der Sache verquickt, ist oft nur ein Vorwand; Sprachkritiker meinen häufig in der Kritik an einem neuen Sprachgebrauch die Kritik an neuen Auffassungen und Realitäten. Gilt das auch im Fall Darwins, oder ist die Bildlichkeit, Unbestimmtheit und der implizit wertende Charakter seiner Termini, von denen Hertwig spricht, tatsächlich mitverantwortlich für den breiten Übertragungsvorgang, der unmittelbar nach Erscheinen seines Hauptwerks einsetzte?

Ist die Rezeption Darwins, wie Frau Kollegin Ginsburg vermutete, ein Prozeß der Verdrängung, indem die schwer erträgliche revolutionäre Entdeckung einer Entwicklungsmechanik umgeleitet wurde in eine Auffächerung von Mißverständnissen, die rückwärtsblickende naturwissenschaftliche Tatsachenbeschreibung umdeutend in ein sozialpolitisches Programm?

Ich möchte im folgenden versuchen, das sprachliche Problem isoliert zu betrachten - die Richtung unserer Überlegungen einzuengen auf die Frage nach der Metaphorik Darwins als Ursache seiner fachübergreifenden Wirkung.

Die Evolutionslehre Darwins arbeitet mit einigen wenigen erklärenden Begriffen oder Formeln, die erlauben, ein großes Feld naturwissenschaftlicher Daten unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung und des Fortschritts in der Natur zu überblicken. Der Titel seines Hauptwerks, das 1859 erschien, enthält diese Begriffe oder ist eine solche Formel: >On the Origin of the Species by Means of Natural Selection, or The Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life.< Eine deutsche Übersetzung von Bronn erschien schon 1860 unter dem Titel: >Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung, oder Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampf ums Dasein.<

Die wichtigsten Begriffe, >Struggle for Life< und >Natural Selection<, sind dem Bereich menschlicher Beziehungen und Tätigkeiten entlehnt; darauf macht Darwin selbst aufmerksam. Der Begriff >Natural Selection< wird von ihm in Analogie zu dem menschlichen Züchter gebildet - die Natur züchtet, indem sie unbewußt die am besten ausgestatteten und anpassungsfähigsten Arten auswählt und überleben läßt, so wie der Mensch durch bewußte Auslese züchtet.

Der Begriff >Struggle for Life< (der die treibende Kraft in diesem Auslesevorgang bezeichnet) entstand unter dem Eindruck der Bevölkerungslehre von Malthus, die besagt, daß das gesetzmäßige Mißverhältnis zwischen dem Wachstum der Nahrung (in arithmetischem Verhältnis) und der Übermehrung der Bevölkerung (in geometrischem Verhältnis) unvermeidlich zu Kriegen und einer Abwärtsentwicklung der menschlichen Gesellschaft führen müsse. »Es ist die

Lehre von Malthus, in verstärkter Kraft übertragen auf das gesamte Tier- und Pflanzenreich«, schreibt Darwin.¹

Im Gegensatz zu dieser pessimistischen Bevölkerungslehre sah Darwin allerdings den Konkurrenzdruck in der Natur als Vehikel des Fortschritts; man hat öfters auf die Parallele zum Wirtschaftsliberalismus der Zeit Darwins hingewiesen; für diesen Herkunftsbereich des Begriffs spricht, daß Darwin sich sehr oft ökonomischer Begriffe in seinem Werk bedient.

Die Hauptbegriffe Darwins sind also anthropomorphe bzw. - ein Ausdruck von Topitsch - soziomorphe Denkmodelle;¹² ihr metaphorischer und deshalb nur teilweise adäquater Charakter wird von Darwin selbst anerkannt. So schreibt er z. B. über den Begriff >Struggle for Life< (in der Übersetzung Bronns): »Ich will voraussenden, daß ich den Ausdruck >Ringens ums Dasein< in einem weiten und metaphorischen Sinne gebrauche, in sich begreifend die Abhängigkeit der Wesen voneinander und, was wichtiger ist, nicht allein das Leben des Individuums, sondern auch die Sicherung seiner Nachkommenschaft.« Er nennt verschiedene Beispiele - das Kämpfen zweier Hunde um Nahrung, die Abhängigkeit einer Wüstenpflanze von der Feuchtigkeit, der Mistel von dem Baum, auf dem sie schmarotzt - und schreibt: »In diesen mancherlei Bedeutungen, welche ineinander übergehen, gebrauche ich der Bequemlichkeit halber den Ausdruck >ums Dasein Ringen<.«¹³

Der Begriff hebt also an einem komplexen und umfangreichen Vorstellungsbezirk *ein* gemeinsames Merkmal hervor, etikettiert diesen Vorstellungsbezirk in zuspitzender Weise und umfaßt ihn so in einem Gesamtüberblick. Verbindet sich diese >pointierende Abstraktion< mit einem unscharfen Bild- und einem starken Gefühlsgehalt, so gerät er in die Nähe dessen, was man als Definition des Schlagworts bezeichnen kann.

Tendieren die Begriffe schon bei Darwin dazu, sich als handliche Formeln von der Basis der Materialausbreitung und des Darstellungszusammenhangs zu lösen?

Darwin ist sich der Richtigkeit seiner Termini nicht ganz sicher gewesen. >Kampf z.B. ist ein aktives und doppelseitiges Vorgehen. Bei vielen Lebewesen und den Pflanzen kann man aber höchstens von >Mitbewerbung< um die Lebensbedingungen sprechen, von Widerstandsfähigkeit gegen widrige Bedingungen. Darwin schreibt am 30. März 1869 an W Preyer: »Hinsichtlich des Ausdruckes *struggle*

for existence habe ich stets einige Zweifel empfunden, war aber nicht imstande, eine bestimmte Linie zwischen den beiden darin einbezogenen Ideen zu ziehen«. ¹⁴

Wenn ein Begriff der Alltagssprache (wie z. B. >Kraft< oder >Bewegung< in der Physik) terminologisiert wird, erfährt er eine Spezialisierung der Bedeutung durch Verengung seines Verwendungsumfangs und normierte Bestimmung seines Inhalts. Der Assoziationshof von Gefühlen und Wertungen, das Konnotat, wird weitgehend ausgeblendet.

Das ist bei einem Begriff wie >struggle for life< nur bedingt möglich. Es handelt sich ja um einen satzmäßigen Ausdruck, ein Prädikat, das sich, wenn es auf einen anderen, komplexeren Inhalt bezogen wird, immer wieder durchsetzen und also einiges von den angezielten Inhalten ausblenden wird. Der Ausdruck behält von dem Bereich her, aus dem er entlehnt ist, ein Anschauungsmoment und insofern etwas Zuspitzendes. Er behält schließlich - Anschauung und Gefühle sind in der Sprache eng verknüpft, wer polemisch wird, neigt z. B. zur Anschaulichkeit - ein Konnotat von Gefühlen und Wertungen.

Wenn ein Begriff der Wissenschaftssprache in die Populärwissenschaft und in die Umgangssprache übergeht, geschieht das Gegenteil einer Spezialisierung:

Der Begriff erfährt eine Bedeutungserweiterung, eine Erweiterung des Verwendungsumfangs und eine Verallgemeinerung und Verarmung des Inhalts. Er wird vielseitig verwendet und verliert den spezifischen, klaren begrifflichen Inhalt. Er nimmt Gefühle und Wertungen der Umgangssprache in sich auf.

Das ist auch beim Wiedereintritt des Begriffs >Struggle for Life< in die allgemeine Bildungs- und Umgangssprache der Fall. - Der Ausdruck bringt überdies das Prestige, das Konnotat der Wissenschaftlichkeit in die Umgangssprache; er hat die Würde eines allgemeinen Lebensgesetzes angenommen. Da es sich um einen satzmäßigen, bildhaften Ausdruck handelt, wird er sehr leicht etymologisch aufgefaßt, d.h. sein Inhalt wird aus dem Wort, aus den Wortbestandteilen erschlossen.

Beides zusammen, die Sanktionierung als allgemeines Lebensgesetz und die auf ein Anschauungsmoment begrenzte pointierende Abstraktion des Begriffs, führt dazu, daß er - als begrifflicher Erfassungsversuch der im Vergleich zum Pflanzen- und Tierreich ungleich komplexeren menschlichen Gesellschaft - in diesem Bereich noch weit mehr Phänomene ausblenden muß.

Vergleichbares läßt sich auch von dem Begriff >Natural Selection< sagen. Der Begriff erfaßt einen Vorgang, die Auslese der bestangepaßten Individuen; der Ausdruck personifiziert allerdings diesen Prozeß. Auch er ist ein uneigentlicher, nicht ganz adäquater Ausdruck. Nimmt man ihn wörtlich, schreibt er der Natur Bewußtsein und Wahl zu.

»Man kann sagen« - in einer Überarbeitung der >Entstehung der Arten< hieß es dann - »man kann figürlich sagen, die natürliche Zuchtwahl sei täglich und stündlich durch die ganze Welt beschäftigt, eine jede, auch die geringste Abänderung zu prüfen, sie zu verwerfen, wenn sie schlecht, und sie zu erhalten und zu vermehren, wenn sie gut ist. Still und unmerkbar ist sie überall und allezeit, wo sich die Gelegenheit darbietet, mit der Vervollkommnung eines jeden organischen Wesens in Bezug auf dessen organische und unorganische Lebensbedingungen beschäftigt.«¹⁵

Was die Frage der Adäquatheit des Terminus >Natural Selection< betrifft, so waren Darwins Zweifel noch stärker als im Fall von >Struggle for Life<. - Am 14. Februar 1860 schreibt er noch an seinen deutschen Übersetzer H. G. Bronn, der Ausdruck habe den Vorzug, nicht sofort einzuleuchten:

»Several scientific men have thought the term >Natural Selection< is good, because its meaning is *not* obvious, and each man could not put on it his own interpretation, and because it at once connects variation under domestication and nature.«¹⁶

Aber schon am 6. Juni 1860 schreibt Darwin verzweifelt an Lyell: »I am beginning to despair of ever making the majority understand my notions.« »I must be a very bad explainer. I hope to Heaven that you will succeed better. Several reviews and several letters have shown me too clearly how little I am understood. I suppose >natural selection< was a bad term; but to change it now, I think, would make confusion worse confounded, nor can I think of a better; >Natural Preservation< would not imply a preservation of particular varieties, and would seem a truism, and would not bring man's and nature's selection under one point of view. I can only hope by reiterated explanations finally to make the matter clearer.«¹⁷ - Was wäre geworden, wenn Darwin >Natural Preservation< gesagt hätte? >Preservation< - >Erhaltung< bezeichnet besser den passivischen Aspekt des Vorgangs, dem Ausdruck fehlt der eine aktiv handelnde Instanz suggerierende Bedeutungsanteil, er enthält im Gegensatz zu >Selection<

kaum ein Moment der Wertung. Freilich: er kann als >Binsenwahrheit< erscheinen (>would seem a truism() und bringt nicht menschliche und natürliche Züchtung unter einen Gesichtspunkt ... An solchen Stellen, beim stillen Bau der Begriffe, wird Geschichte initiiert, werden auf lange Zeit Weichen gestellt und Denkbahnen vordefiniert. Am 28. September 1860 schreibt Darwin an Lyell: »Talking of >natural selection<: if I had to commence *de novo*, I would have used >natural preservation(.«¹⁸ - Am Ende war es ein grammatisches Problem, weshalb Darwin Alternativen verwarf - Am 2. Juli 1866 schrieb ihm Wallace, der bescheidene Mitentdecker: »The term>survival of the fittest(is the plain expression of the fact; >natural selection< is a metaphorical expression of it, and to a certain degree indirect and incorrect, since ... Nature ... does not so much select special varieties as exterminate the most unfavourable ones.«¹⁹ Der Ausdruck habe eigentlich zwei Bedeutungen, er bezeichne das Faktum der Auslese und die durch sie bewirkte Veränderung. - Darwin antwortet am 5. Juli, Spencers Ausdruck >survival of the fittest< sei in der Tat exzellent, aber er könne kein Verb regieren. »It is, however, a great objection to this term that it cannot be used as a substantive governing a verb; and that this is a real objection I infer from H. Spencer continually using the words, natural selection.«²⁰ - Es ist richtig: das Substantiv >survival(wie auch >preservation< lassen sich nicht mit einem Tätigkeitswort verbinden, sind als tätige Subjekte nicht vorstellbar. Und Darwin wollte, wie er wiederholt, natürliche und künstliche Züchtung in Verbindung bringen! - Dennoch wirkt der Brief sehr beunruhigt; Darwin empfindet diese Fragen als brisant; er erwägt, ob Spencers Terminus den seinen ersetzen könne, tröstet sich, auch Malthus sei mißverstanden worden. Er zweifelt, ob der inzwischen verbreitete und eingebürgerte Terminus >Natural Selection< aufgegeben werden könne, »and with all its faults I should be sorry the attempt made.«

Öffentlich freilich, in der zweiten oder dritten Auflage der >Origin of the species<, hatte Darwin sich schon vorher recht massiv der Kritik an seinem Terminus entgegengestellt. (Ich benutze die Übersetzung von Bronn, 1863): Mehrere Schriftsteller hätten den Ausdruck mißverstanden oder unpassend gefunden. »Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß buchstäblich genommen >Natural Selection(ein falscher Ausdruck ist; wer hat aber je den Chemiker getadelt, wenn er von einer Wahlverwandschaft unter seinen chemischen Elementen

ten gesprochen? Und doch kann man nicht sagen, daß eine Säure sich die Basis auswähle, mit der sie sich vorzugsweise verbinden wolle. Man hat gesagt, ich spreche von >Natural Selection< wie von einer thätigen Macht oder Gottheit; wer aber erhebt gegen andere einen Einwand, wenn sie von der Anziehung reden, welche die Bewegung der Planeten regelt? Jedermann weiß, was damit gemeint, und ist an solche bildliche Ausdrücke gewöhnt; sie sind ihrer Kürze wegen nothwendig. Ebenso schwer ist es, eine Personifizierung der Natur zu vermeiden; und doch verstehe ich unter Natur blos die vereinte Thätigkeit und Leistung der mancherlei Naturgesetze. Bei ein bis'chen Bekanntschaft mit der Sache sind solche oberflächlichen Einwände bald vergessen.«

Auch für den Linguisten würde gelten: bei Bekanntschaft mit der Sache definiert sich der Inhalt eines Begriffs von den Sachzusammenhängen her. Die motivierte Bildung wird dann nicht mehr aus den Bedeutungen ihrer Bestandteile erschlossen, sie verliert ihre Durchsichtigkeit zugunsten der in ihr intendierten Sache. Die Begriffe >Struggle for Life< und >Natural Selection(haben sich - darauf weisen Peters und Topitsch hin²³ - in der Evolutionslehre von ihrem ursprünglichen Bildgehalt abgelöst und verselbständigt.

Aber die Begriffe Darwins sind mehrschichtig. Sie haben eine Schicht, durch die sie mit der Alltagserfahrung, der Ökonomie und Ideologie der Epoche verknüpft sind und eine andere, die einem ausgedehnten Tatsachenmaterial eine wissenschaftlich exakte, logisch evidente Deutung gibt. Die Wirkung war entsprechend mehrschichtig. Die Sachsteuerung des Verstehens funktioniert immer nur, solange und soweit die Sache bekannt ist, und auch dann nur halb. Der Sozialdarwinismus war nicht nur eine Sache des breiten, unwissenden Publikums, was die Darstellungen von Peters und Topitsch überbetonen, sondern durchaus auch der Fachbiologie. Allerdings, je weniger die Sache bekannt ist, um so mehr gewinnt ein wortgesteuertes Verstehen die Überhand. Es wird besonders durch metaphorische Termini begünstigt. Sie knüpfen ja an die bekannten Vorstellungen an und enthalten damit einen Hinweis auf die gemeinten begrifflichen Inhalte, man versteht sie halbwegs und wird sehr leicht zu der vorschnellen Meinung verführt, sie ganz zu verstehen, die Sache in dem Wort zu haben. Die breite und verzerrende Wirkung Darwins hängt, glaube ich, unmittelbar mit seiner Begriffsbildung zusammen.

Das ist nicht so gemeint, als gebe es einen Sprachdeterminismus,

als sei der Mensch grundsätzlich der Sprache unterlegen und werde von ihr beherrscht. Wie man zwischen Sachsteuerung und Wortsteuerung unterscheiden sollte, so auch zwischen einer prinzipiellen und einer faktischen Determinierung durch Sprache. Prinzipiell ist jeder einzelne sprachliche Ausdruck hintergebar; man kann ihn in Frage stellen, ihn sich übersetzen und auffächern in eine Reihe von aspektuellen Umformulierungen, man kann sich den Sachen neu gegenüberstellen, sie neu durchdenken und sich dabei bewußt halten, daß zwischen der Sprache und der Sache eine grundsätzliche Kluft besteht und der einzelne sprachliche Ausdruck nur einen Erfassungsversuch darstellt, der seinen Gegenstand nie ganz erreicht.

Aber faktisch lassen wir uns fast ständig von der Sprache beherrschen, erliegen der Autorität von Sprachbenutzern, aus Unfreiheit, Angst, Bequemlichkeit, folgen der Suggestivkraft schlagender anschaulicher Formeln, ohne ihren Ideologiegehalt zu bemerken und ihren Realitätsgehalt zu prüfen. Die magische Wiederholung und die Schallverstärkung durch die Medien tun das Ihre, sorgen dafür, daß auch wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Termini in dieser Weise wirken können; die Formeln Darwins sind dafür ein frühes bemerkenswertes Beispiel. Man denkt, glaube ich, in der Regel wortgesteuert - besonders in der Universität. Die Sprache ist die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß wir permanent in Wahnsystemen leben.



Das spezielle Problem, mit dem wir uns beschäftigen, die Ablösung der Darwinschen Formeln von ihrem Sachzusammenhang, wird erkennbarer und auch verschärft bei ihrer deutschen Übersetzung. Darwin gebraucht in der Regel >struggle for life(oder >struggle for existence(und unterscheidet davon >fight(oder >war(oder >battle<. Der erste deutsche Übersetzer, Bronn, der die ersten vier Auflagen betreute (1863-69), gebraucht nebeneinander >Ringens ums Dasein(und >Kampf ums Dasein<. Der spätere Bearbeiter dieser Übersetzungen, Victor Cams, gebraucht häufiger >Kampf ums Dasein<, den Begriff, der dann fest wurde. Seine beiden Bestandteile erfahren eine Bedeutungsverschiebung. >Struggle(ist vieldeutig, es hat nach Roget's Thesaurus of English Words and Phrases (Erstausgabe von

1852) als Hauptbedeutungen >exertion< (Anstrengung, Bemühung), >contest< (Wettbewerb, Wettstreit) und >contention< (eine Zwischenbedeutung zwischen Zwietracht, Zank, Streit, tiefgreifender Meinungsverschiedenheit, Gegnerschaft und aktiver Rivalität). - Die deutsche Übersetzung >Kampf< verschiebt den Sinn des Wortes und macht ihn eindeutig fest als doppelseitige feindliche Auseinandersetzung. - Bei >life< oder >existence< denkt Darwin nicht nur an die Existenz des Individuums, sondern auch an die der Art durch Sicherung ihrer Nachkommenschaft. Das Wort >Dasein< vermittelt, zumal in Verbindung mit >Kampf<, fast nur noch die Vorstellung momentanen Überlebens. Der deutsche Ausdruck ist stark konnotathaltig, er dramatisiert. - Darwin, der ja schon mit >Struggle for Life< unzufrieden war, hatte noch größere Zweifel an >Kampf ums Dasein. »Ich vermute, daß der deutsche Ausdruck >Kampf ums Dasein< nicht ganz dieselbe Idee gibt«, schreibt er an Preyer (30.3.1869).

Der Begriff >Natural Selection< wird von Bronn wiedergegeben mit >natürliche Auslese< oder >natürliche Züchtung<. Mit anderen Übersetzungsvorschlägen, >Adelung< oder >Wahl der Lebensweise<, ist Darwin, wie aus einem Brief an Bronn (14.2.1860)²⁶ hervorgeht, nicht einverstanden. - Bronn erwägt in einer Anmerkung²⁷ auch >Auswahl zur Züchtung< oder das neu zu bildende Wort >Zuchtwahl<. Diese Neubildung, >Natürliche Zuchtwahl<, wird dann bei Cams der feststehende Terminus, d. h., auch hier wird die Bedeutung verschoben, von >Auslese< über >Züchtung< zu >Zuchtwahl<, von einer eher passivischen Vorgangsbeschreibung zu einem eine aktiv handelnde Instanz suggerierenden Bedeutungsanteil; auch hier wird der Anthropomorphismus und das Konnotat des englischen Ausdrucks verstärkt. - Ebenso ist >Überleben der Tüchtigsten< aktiver, anthropomorpher, wertender als Spencers >survival of the fittest.

Der Evolutionsgedanke war seit Ende des 18. Jahrhunderts ein allgemeineres Denkmodell, das sich zunehmend durchsetzte. Darwins Termini, die der Annahme einer Evolution der belebten Natur die wissenschaftliche Erklärung gaben, hatten schon deshalb eine gute Chance, in andere Gebiete überzugehen. Ihr soziomorpher Charakter, der sich in den deutschen Übersetzungen verstärkte, erhöhte diese Chance. Die Sprache Darwins hatte daran also Anteil; der Vorgang stellt sich mir so dar:

Die Übertragung der Begriffe aus der Biologie in den Sozialbereich war eine - oft nur halb bewußte - Rückübertragung. Begriffe aus dem

menschlichen Alltagsbereich wurden zuerst in den biologischen transferiert, sie füllten sich hier mit einem genauen, vielfach belegten Inhalt, wurden zum formelhaften Ausdruck eines allgemeinen kausalmechanischen Gesetzes: die Vorstellung >Fortschritt durch Kampf ums Dasein und Zuchtwahl< konnte nun zurückübertragen werden in den menschlichen Bereich, von dem her ihr immer eine gewisse bildliche Unschärfe und Gefühlsbesetzung angehaftet hatte, und konnte sich hier im Sinn einer biologischen Terminologisierung und Sanktionierung der alltagssprachlichen Vorstellungen auswirken. Die vorherige Projektion begünstigte eine Rückprojektion. Die Übereinstimmung in der Sprache der beiden Bereiche legte eine Kongruenz in der Sache nahe. Die anthropomorphe bzw. soziomorphe Zoologie schlug um in eine zoomorphe Anthropologie und Sozialtheorie; es trat eine Verführung durch die Sprache und Verwirrung der Sphären ein.

V.

Man liest manchmal mit Verblüffung, wonach man gerade sucht. Bei der Rezeption Darwins im deutschen Sprachgebiet, und zwar bei Anhängern wie Gegnern, wird immer wieder seine Metaphorik und ihre Rückübertragung erörtert. Das gilt u. a. für Haeckel, Hellwald, Durdik, Wigand, du Prel, Kropotkin, Eckstein.

Ernst Haeckel, der Darwin für den deutschen Sprachbereich popularisierte und als allgemeingültige Weltanschauung, man kann fast sagen, institutionalisierte, schreibt in dem Werk >Natürliche Schöpfungsgeschichte. - Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre ...<, 1870: »Die Bezeichnung >Kampf ums Dasein< ist vielleicht in mancher Beziehung nicht ganz glücklich gewählt ...«. ^{2b} In der 9. Auflage von 1898 findet sich hier der Zusatz: »Der >Kampf um's Dasein< ist rasch ein Stichwort des Tages geworden. Trotzdem« - Haeckel schreibt >trotzdem< - »ist die Bezeichnung vielleicht in mancher Beziehung nicht ganz glücklich gewählt, und würde wohl schärfer gefaßt werden können als >Mitbewerbung um die nothwendigen Existenz-Bedürfnissec.« Weiter unten definiert er: »Das Ringen der verschiedenen Individuen um die Erlangung der nothwendigen Existenz-Bedingungen, oder im weitesten Sinne gefaßt, die Wechsel-Beziehungen der Organismen

zu ihrer gesamten Umgebung ...«.²⁹ Haeckel hält aber an dem Terminus »Kampf ums Dasein« fest.

Albert Wigand (Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers, 1874-77) unterzieht beide Begriffe Darwins einer eingehenden Kritik.³⁰ Friedrich von Hellwald warnt in seiner vierbändigen Kulturgeschichte (4. Aufl. 1896-98) vor dem falschen Naturbegriff ebenso wie vor seiner Anwendung auf den menschlichen Bereich.³¹

Nachdem Darwins Bild von der durch den »struggle for life« beherrschten Natur zum Spiegel und Legitimationsgrund recht sozialer Konzepte geworden war, hat der Sozialanarchist Fürst Peter Kropotkin dieses Bild der Natur selbst zurechtzurücken versucht. »In all diesen Szenen des Tierlebens, die sich vor meinen Augen abspielten, sah ich *gegenseitige Hilfe* und *gegenseitige Unterstützung* sich in einem Maße betätigen, daß ich in ihnen einen Faktor von größter Wichtigkeit für die Erhaltung des Lebens und der Species, sowie ihrer Fortentwicklung zu ahnen begann«, schreibt er im Vorwort zu seinem Buch »Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung«.³² Kropotkin fand diesen Gesichtspunkt schon bei Darwin angelegt und ausgesprochen, und er meint nun, Darwins Begriff vom »Kampf ums Dasein«, der »eine außerordentliche Menge der verschiedensten Tatsachen ... unter einen allgemeinen Begriff gestellt« habe, habe bei seinen Nachfolgern - nicht bei ihm selbst, Darwin habe die Natur gekannt! - dazu geführt, daß der Blick auf diese Phänomene behindert worden sei. Der enge Sinn dieses metaphorischen Ausdrucks verselbständigte sich und bestimmte wie ein Okular die Sehweise und Forschungsrichtung. Eine Unmenge von Tatsachen wurde gesammelt, um das Phänomen des wirklichen Kampfes zu illustrieren. Es ging Darwins Theorie so: »Anstatt sie seinem Wirken entsprechend zu erweitern, haben sie seine Nachfolger noch enger gemacht.« »Sie gelangten schließlich dazu, sich das Reich der Tiere als eine Welt fortwährenden Kampfes zwischen halb verhungerten Individuen vorzustellen, jedes nach des anderen Blut dürstend.« »Sie erhoben den »erbarmungslosen« Kampf um persönliche Vorteile zu der Höhe eines biologischen Prinzips, dem der Mensch sich ebenfalls unterwerfen müsse, aus Gefahr, andernfalls in einer Welt, die sich auf gegenseitige Vernichtung gründete, zu unterliegen.« Er zitiert Huxley, der die Tierwelt mit einem Gladiatorenkampf vergleicht: »Der Zuschauer braucht seinen Daumen nicht zu senken, denn kein Par-

don wird gegeben.« Kropotkin will andererseits nicht nur Liebe, Friede und Harmonie erblicken, sondern ebenso das Bild Rousseaus wie das Huxleys korrigieren.

Man könnte noch eine Reihe von Beispielen aufführen, z. B. den außerordentlichen Gustav Eckstein, der 1909 in der >Neuen Zeit<, dem Organ der Sozialdemokratie, meinte, die Zuchtwahllehre Darwins habe das Prinzip der freien Konkurrenz geadelt: »Wer sich geschämt hätte, den Jargon des Börsenblattes auf die höchsten Probleme der Menschheit anzuwenden, sprach jetzt pathetisch in der Ausdrucksweise exakter Naturforschung. Freilich, wenn man im Auge behalten hätte, daß >Konkurrenz< und >Zuchtwahl< gleichbedeutende Ausdrücke sind, die sich nur in ihrem gewohnheitsmäßigen Anwendungsbereich unterscheiden, dann wäre sofort klar gewesen, daß zum Beispiel Nietzsches >Übermensch< und >Herrennatur< ihr Vorbild in nichts anderem fanden, als im Börsenjobber und im >königlichen Kaufmann<.«³⁴

Man könnte, wenn man die Geschichte der Begriffe Darwins genau nachzeichnen würde, einiges erfahren über die Ideologiegeschichte seit 1859. - Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Begriff >Kampf ums Dasein< von verschiedenen Biologen als >unglücklich< und >drastisch< bezeichnet und durch die Begriffe >Konkurrenz<, >Wettbewerb<, >Wettstreit< ersetzt.

VI.

»Die Wissenschaft ist dem Licht gleich, und es ist ein allgemeines Interesse, daß es auf alle einzelnen ausgegossen sei«, schreibt Leibniz 1676 in einer Denkschrift über die Förderung der angewandten Naturwissenschaft, in der er den Übergang in eine deutsche Naturwissenschaftssprache forderte.³⁶ Dieser Übergang vom Gelehrtenlatein in die Landessprache vollzog sich in Deutschland und wohl auch in England - Newton schrieb die >Principia Mathematica< (1687) lateinisch, die >Optics< (1704) englisch - am einschneidendsten im 18. Jahrhundert. Er birgt eine Dynamik, die sich nicht nur im Sinn der Aufklärung ausgewirkt hat. Die Naturwissenschaften erreichen im 18. Jahrhundert zunehmend das allgemeine Publikum der Gebildeten. Mit dem Aufstieg der Naturwissenschaften beginnt auch die Zeit des naturwissenschaftlichen Schriftstellers, beginnt ein Rollen-

wandel, der zurückwirkt auf den Stil der Autoren selbst. Er bringt die zu Recht bewunderte Fachprosa des 19. Jahrhunderts hervor, aber auch eine öffentlichkeitswirksame Ungenauigkeit des naturwissenschaftlichen Schriftstellers, die erlaubt, seine Begriffsprägungen und Denkmodelle über die Grenzen des in ihnen abgedeckten Fachgebiets hinaus in andere Gebiete zu übertragen. Damit wandelt sich die Rolle des Naturwissenschaftlers; im Zuge der Säkularisation übernimmt er zunehmend Aufgaben, oder läßt sie sich aufdrängen, die vorher von anderen Instanzen versehen worden waren: die Funktion der allgemeinen Weltinterpretation.

Als ich mich im Kollegvortrag in diesem Sinne äußerte, hat mir Wolf Lepenies entgegengehalten: ob nicht die gegenläufige Tendenz stärker ins Gewicht falle. Seit dem 17. Jahrhundert, seit den Akademiegründungen, gebe es eine Verbindung von Erkenntnisanspruch und Orientierungsverzicht. Der Naturwissenschaftler ziehe sich gerade zurück aus Theologie, Rhetorik, Poesie, und kopple sich ab von der Lebenspraxis. Der schriftstellernde Naturwissenschaftler erleide einen Reputationsverlust. Der umfassende Orientierungscharakter der Evolutionslehre sei eher *gegen* die Absicht Darwins so stark herausgestellt worden.

Ich bestreite natürlich nicht, daß es diese Tendenz seit der frühen Neuzeit, seit Descartes, gibt; sie führt bis hin zum »sprachlosen Gelehrten« in der modernen Physik und in der neueren Medizin, von dem Eckart Matthias und Rolf Winau in unserer Diskussionsrunde sprachen.³⁷ Aber es gibt auch das Umgekehrte, und zwar, keineswegs nur an den Rändern der Naturwissenschaft, in großem Maßstab. Der Übergang vom Gelehrtenlatein in die Landessprache, dieser Demokratisierungsprozeß ist von einer noch gar nicht beschriebenen Bedeutung; die Verbreiterung des Lesepublikums im 18. Jahrhundert *mußte* sich auswirken. Everett Mendelsohn hat in seinem Vortrag im Kolleg auf das Paradox aufmerksam gemacht, daß die Naturwissenschaftler in dem Augenblick, wo die Anwendungsbereiche ihrer Tätigkeit sich in alle Richtungen, Landwirtschaft, Industrie, Verkehr usw., ausweiten, am keuschesten das Postulat reiner Erkenntnis aufstellen.³⁸ - Diese Antinomie sollte sich nicht in der Sprache der Naturwissenschaft niedergeschlagen haben?

Ich möchte meine These eher noch verschärfen; die Grenzen zwischen Wissenschaft und Populärwissenschaft sind seit Ende des 18. Jahrhunderts keineswegs streng. Der Prozeß der Demokratisie-

rung der Wissenschaft birgt - neben allen großartigen Horizonterweiterungen - eine gefährliche Dynamik und Dialektik. Auf Seiten der Autoren ist sie greifbar in schielenden Begriffen (die mit dem einen Auge auf die Sache und mit dem anderen auf das Publikum schauen), in den Eselsbrücken für die Allgemeinheit.

Woher kommt denn die Bedenklichkeit Darwins in sprachlichen Fragen? Warum wählte er die Begriffe, die er wählte? Schielte nicht auch er schon ein bißchen auf Wirkung?

Wolf Lepenies macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß er den entscheidenderen Zusammenhang in folgendem sieht: durch den spröden Verzicht eines Naturwissenschaftlers wie Darwin auf umfassende Deutung und Orientierung entsteht ein Vakuum, das eine Sogwirkung ausübt und den paradoxen Effekt einer extremen Orientierungs- und Deutungsbereitschaft bei naturwissenschaftlichen Schriftstellern im Ausstrahlungsbereich Darwins hervorruft. Das vorherrschende Phänomen in der Entwicklung der neuzeitlichen Naturwissenschaft sei jener Vorgang, den er als Ent-Moralisierung bezeichne, d.h. die Abkopplung normativer Fragestellungen von der Wissenschaftspraxis. Sie führe im 19. Jahrhundert zu dem Orientierungsverlust der Wissenschaften, den wir bis heute beklagen.³⁹

Ich möchte aus zwei Gründen widersprechen. Der echte oder simulierte Orientierungsverzicht der Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts ist nicht unbedingt deckungsgleich mit ihrer Sprache. Diese ist mehrschichtig. Sie hat, unterschwellig oder ober-schwellig, immer wieder allgemein orientierende Züge, einen Weltbildcharakter. Ihr latenter Ideologiegehalt ist am leichtesten faßbar in der umgangssprachlichen Metaphorik der Naturwissenschaftler. Wir begegnen ihm deshalb vielleicht am häufigsten in der noch ganz umgangssprachlichen Biologie, weniger in der Chemie oder in der noch sehr viel weiter von der Umgangssprache entfernten Physik.

Darüber hinaus gibt es aber in den modernen Naturwissenschaften, die nach Lepenies charakterisiert sind durch die Kombination von Erklärungsanspruch und Orientierungsverzicht, sehr oft ein Übergewicht des ersten Gliedes dieses Paradoxons: einen universellen Erklärungsanspruch, die Tendenz zu einem biologistischen, chemistischen oder physikalistischen Weltbild. Diese Neigung zur Sphärenüberschreitung und >Sphärenvermischung<, der Übertragung von Kategorien und Denkmodellen eines naturwissenschaftlichen Fa-

ches in andere Bereiche, ihre Handhabung als universeller Schlüssel, ist eine den modernen Naturwissenschaften immanente Tendenz.

Darwin ist auf jeden Fall ein Beispiel dafür, welche Erwartung im 19. Jahrhundert an einen naturwissenschaftlichen Autor herangetragen werden kann. Sein Bild kristallisiert sich in der Öffentlichkeit zur Zauberformel und wird auf ein Klischee gebracht. Es erliegt einer historisierenden Mythisierung.

Darwin selbst deutet gelegentlich an, daß er sich in Parallele zu Newton sieht, z. B. im Schlußsatz von >Die Entstehung der Arten<: »Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim allen Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat und daß, während unser Planet den strengsten Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise geschwungen, aus so einfachem Anfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt.«⁴¹

Haeckel führt diesen Vergleich durch. Wir finden bei ihm eine Vorform der berühmten Äußerung Freuds über die drei Kränkungen der Menschheit: »Durch das Weltsystem des *Copernikus*, welches *Newton* mechanisch (durch die Gesetze der Schwere und der Massenanziehung) begründete, wurde die *geocentrische Weltanschauung* der Menschheit umgestoßen, d. h. der Irrwahn, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, und daß die übrigen Weltkörper, Sonne, Mond und Sterne, nur dazu da seien, um sich rings um die Erde herumzudrehen. Durch die Entwicklungstheorie des *Lamarck*, welche Darwin mechanisch (durch die Gesetze der Vererbung und der Anpassung) begründete, wurde die *anthropocentrische Weltanschauung* der Menschheit umgestoßen, d. h. der Irrwahn, daß der Mensch der Mittelpunkt des Erdenlebens und die übrige irdische Natur, Thiere, Pflanzen und Anorgane, nur dazu da sei, um dem Menschen zu dienen.«

Haeckel zeichnet ihn als >Reformator<, fast schon im Faltenwurf des deutschen Trutz-Luthers; Darwins Bild tritt bei manchen Nachfolgern ein in den religiösen Sprachtyp.

Ein Album, das Darwin gewidmet werden sollte und das die Huldigung deutscher Anhänger versammelte, stellte auf dem Titelblatt einen hohen goldenen Bogen dar mit der Inschrift >Dem Reformator der Naturgeschichte Charles Darwin< und am Fuß einer ganzen Reihe allegorischer Darstellungen eine Kopie der >Erschaffung Adams< von Michelangelo.

Zu den für das Album eingereichten Beiträgen gehörten auch die Strophen eines sonst nicht bekannten Dichters aus Pforzheim:

Christus dort und Darwin hier
 Leuchten als des Geistes Zier
 Christus lehrt als Glaubensheld,
 Daß verwandt die ganze Welt.
 Darwin hier hat's auch erkannt
 Daß die Körperwelt verwandt.

So wie Christus, Darwin hier ⁴³
 Leuchtet als des Geistes Zier.

Es ist dies nur der unfreiwillig parodistische Reflex einer religiös getönten Monumentalisierung Darwins.

Angesichts dieser Wirkung ist um so bemerkenswerter die Art, in der er sich zurückhielt. Der Mann ist als wissenschaftlicher Autor von einer geradezu begeisternden Trockenheit, Strenge, Sachlichkeit.

Dennoch meine ich, daß sich bei ihm schon etwas andeutet, was dann bei seinen Nachfolgern bis in die jüngste Gegenwart virulent wird: die Nahtstelle, wo Wissenschaft in allgemeine Weltorientierung übergeht. An dieser Stelle wirkt sich die Sprache aus; sehr oft ist es die Metaphorik, die das Ausgreifen nahelegt und ermöglicht.

VII.

Zum Schluß möchte ich zwei neuere Beispiele zitieren:

Den Schluß von Konrad Lorenz, »Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression«⁴⁴:

»Ich glaube keineswegs, daß die großen Konstrukteure des Artenwandels (scil. Mutation und Selektion) das Problem der Menschheit dadurch lösen werden, daß sie deren intraspezifische Aggression *ganz* abbauen. Dies entspräche gar nicht ihren bewährten Methoden,« ... »Das noble und warme Gefühl von Liebe und Freundschaft können wir nur für Einzelmenschen empfinden, daran kann der beste und stärkste Wille nichts ändern! Doch die großen Konstrukteure können es. Ich glaube, daß sie es tun werden, denn ich glaube an die Macht der menschlichen Vernunft, ich glaube an die Macht der Selektion und ich glaube, daß die Vernunft vernünftige Selektion

treibt. Ich glaube, daß dies unseren Nachkommen in einer nicht allzu fernen Zukunft die Fähigkeit verleihen wird, jene größte und schönste Forderung wahren Menschentums zu erfüllen.«

Das zweite Beispiel: Richard Dawkins, >Das egoistische Gen<¹ :

»Ich betrachte eine Mutter als eine Maschine, die so programmiert ist, daß sie alles in ihrer Macht Stehende tut, um Kopien der in ihr enthaltenen Gene zu vererben. Weil der Leser und ich Menschen sind, die wissen, wie es ist, wenn man bewußt eine Absicht verfolgt, ist es für mich zweckmäßig, zur Erläuterung des Verhaltens von Überlebensmaschinen die Sprache der Absicht als Metapher zu benutzen.«

»Mit Hilfe unserer Metapher von dem einzelnen Tier als einer Überlebensmaschine, die sich so verhält, als >beabsichtige(sie, den Fortbestand ihrer Gene zu sichern, können wir von einem Konflikt zwischen Eltern und Jungen sprechen, einem *Krieg der Generationen*. Dieser Kampf ist eine subtile Angelegenheit, und *auf beiden Seiten sind alle Griffe erlaubt*. Ein Kind wird sich keine Gelegenheit zur Täuschung entgehen lassen.«

Anmerkungen

Diese Überlegungen wurden am 27.1.1982 im Rahmen eines Colloquiumvortrags über >Die Sprache der Naturwissenschaft - Aspekte ihrer Geschichte und ihres Einflusses auf die Gemeinsprache(am Wissenschaftskolleg zu Berlin zur Diskussion gestellt; es folgte eine kritische Replik von Wolf Lepenies in einer internen Gesprächsrunde am Kolleg und darauf die vorliegende Fassung als Vortrag am Institut für Geschichte der Medizin der FU Berlin (Leiter: Rolf Winau). Zu den Ausgangsthesen vgl. meine Freiburger Antrittsvorlesung, zitiert unter Anmerkung 40.

- 1 Hertwig, Oscar: Das Werden der Organismen. Eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie. Jena 1916, S. 710.
- 2 Hertwig Oscar: Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus. Jena 1918, S. 2.
- 3 Ebenda.
- 4 Zitiert nach Topitsch, Ernst: Das Verhältnis zwischen Sozial- und Naturwissenschaften. In: *Dialectica* 16 (1962), S. 211-231, Zitat S. 215.
- 5 Hertwig, Oscar (Anm. 2), S. 2,10f., 13, 15, 21.

- 6 Zitiert bei Preyer, Wilhelm: Darwin. Sein Leben und Werk. Berlin 1896, S. 168 f.
- 7 Haeckel, Ernst: Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre. Berlin 1870, S. 152.
- 8 Vgl. die Vorbemerkung.
- 9 Trier, Jost: Deutsche Bedeutungsforschung. In: Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für O. Behagel. Hrsg. A. Goetze, W. Horn, E Maurer. Heidelberg 1934 (= Germanische Bibliothek Abt. I, Reihe 1,19), 5.173-200, Zitat S. 196.
- 10 Ullmann, Stephen: Grundzüge der Semantik. Deutsche Fassung von Susanne Koopmann. Berlin 1967, S. 94f.,178ff.
- 11 Darwin, Charles: Über die Entstehung der Arten in Thier und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung, oder Erhaltung der vervollkommeneten Rassen im Kampf um's Daseyn. Nach der 3. englischen Auflage mit neueren Zusätzen des Verfassers für diese deutsche Ausgabe aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. G. Bronn. 2. verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Stuttgart 1863, S. 75, vgl. S. 15.
- 12 Vgl. Peters, Hans M.: Soziomorphe Modelle in der Biologie. In: Ratio, 3. Jg. (1960), S. 22-37, bes. S. 30ff.; Topitsch, Ernst (Anm. 3), bes. S. 213ff.; Fellmann, Ferdinand: Darwins Metaphern. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Band XXI (1977), S. 285-297.
- 13 Darwin, Charles (Anm. 11), S. 75.
- 14 Zitiert bei Krause, Ernst: Charles Darwin und sein Verhältnis zu Deutschland. Leipzig 1885, S. 85. Zur Frage der »beiden darin einbegriffenen Ideen« vgl. Wigand, Albert: Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers. Beiträge zur Methodik der Naturforschung und zur Speciesfrage. 3 Bde. Braunschweig 1874-77. Bd. 3, S. 85 ff.
- 15 Darwin, Charles (Anm. 11), S. 101f.
- 16 The Life and the Letters of Charles Darwin. Including an Autobiographical Chapter. Edited by his son Francis Darwin. Foreword by George Gaylord Simpson. 2 Bde. New York 1959. Bd. II, S. 72f.
- 17 Ebenda, S. 111.
- 18 Ebenda, S. 138 f.
- 19 Zitiert ebenda, S. 229, Anmerkung.
- 20 Ebenda, S. 230.
- 21 Ebenda.
- 22 Darwin, Charles (Anm. 11), S. 94.
- 23 Peters, Hans M. (Anm. 12), S. 33. Vgl. auch ders.: Historische, soziologische und erkenntnistheoretische Aspekte der Lehre Darwins. In:

- Neue Anthropologie. Hrsg. von H.-G. Gadamer und P. Vogler. Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 347.
- 24 Einige Hinweise verdanke ich einer Seminararbeit von B. Semrau: Zur Metaphorik der Begriffe »Kampf ums Dasein« und »Natürliche Zuchtwahl« im Werk Darwins und ihre möglichen Wirkungen. Freiburg SS 1981.
- 25 Weiter heißt es in dem bei Krause, Ernst (Anm. 14), S. 85 zitierten Brief: »Die Worte *struggle for existence* drücken, wie ich glaube, genau dasselbe wie Konkurrenz aus. Es ist im Englischen korrekt, zu sagen, daß zwei Menschen *struggle for existence*, die etwa in einer Hungersnot denselben Nahrungsmitteln nachjagen, und in gleicherweise wenn ein einzelner Mensch nach Nahrung jagt; oder hinwieder kann gesagt werden, daß ein Mensch, wenn er schiffbrüchig ist, gegen die Wellen der See: *struggles for existence*.«
- 26 The Life and the Letters of Charles Darwin (Anm. 16), S. 73.
- 27 Darwin, Charles (Anm. 11), S. 14.
- 28 Haeckel, Ernst (Anm. 7), S. 143.
- 29 Haeckel, Ernst (Anm. 7), 9., umgearbeitete Auflage Berlin 1898, S. 142, 147.
- 30 Wigand, Albert (Anm. 14), Bd. 1. Von dem Begriff >Natural Selection(meint er, er habe zwischen künstlicher Züchtung und natürlicher Auslese »eine Ähnlichkeit im *Wort* geschaffen, welche über die Ähnlichkeit in der *Sache* weit hinaus geht... « (S. 92), und von dem anderen Begriff meint er: »Hätte man anstatt des zweideutigen Ausdrucks >Kampf ums Dasein< den Ausdruck >Wettkampf< oder >Konkurrenz< eingeführt, so wäre man nicht in Versuchung gekommen, so oft ganz verschiedene Dinge zu verwechseln. Im Gegensatz zu dem directen Kampf ist der hier in Betracht kommende wesentlich ein *indirecter*, und weil die kämpfenden Wesen nicht in unmittelbare Berührung kommen, ein *unblutiger* Kampf.« (S. 99f.).
Vgl. auch Durdik, Josef: Darwin und Kant. Ein Versuch über das Verhältnis des Darwinismus zur Philosophie. Prag 1906, bes. S. 71ff.
- 31 Hellwald, Friedrich von: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 4. Aufl. Leipzig 1896-98. Bd. 1, S. 161f.: »Man hat den Krieg als solchen zu verteidigen und in Schutz zu nehmen versucht, indem man ihn dem Kampf ums Dasein gleichstellte und ebenso wie diesen als ein Naturgesetz bezeichnete, dessen Herrschaft sich der Mensch nicht nach Belieben zu entziehen vermöchte. Aber dieser Vergleich ist insofern nicht passend, als der Kampf ums Dasein durchaus nicht immer, wie der Name anzudeuten scheint, ein gegenseitiger Vernichtungskrieg der einzelnen untereinander ist, sondern

ebenso und weit mehr auf einem friedlichen Wettbewerb dieser einzelnen um die Existenzbedingungen beruht. Dieser friedliche Wettbewerb wird aber um so gesicherter, um so leichter möglich sein, je mehr der einzelne durch geordnete Staats- und Gesellschaftszustände dem rechtlosen Zustand der Urzeit entrückt und gegen fremde Gewalttat geschützt wird. Das Recht ist nämlich rein menschlich, hervorgegangen aus der Gruppierung zu gesellschaftlicher Gemeinschaft, während in der Natur nur *ein* Recht, nämlich dasjenige des Stärkeren oder die Gewalt herrscht.«

- 32 Kropotkin, Peter: Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von Gustav Landauer. Leipzig 1904, S. 0.
- 33 Ebenda, S. Iff., 5,
- 34 Eckstein, Gustav: Der Kampf ums Dasein. In: Die Neue Zeit, 27. Jg., 1. Bd., Nr. 20 (12. Febr. 1909), S. 695-711, Zitat S. 702.
- 35 Vgl. Mayr, Ernst: Artbegriff und Evolution. Übersetzt von G. Heberer. Hamburg und Berlin 1967, S. 60f.; G. Heberer im Nachwort zu Ch. Darwin: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Stuttgart 1963, S. 685; vgl. auch Denker, R: Aufklärung über Aggression. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz. 5. Aufl. 1975, S. 19ff., 29f.; vgl. Lorenz, Konrad: Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression. Wien 1963, Beginn des dritten Kapitels.
- 36 Leibniz, Gottfried Wilhelm: Über die Förderung der angewandten Naturwissenschaft. In: ders.: Deutsche Schriften. Hrsg. von Walther Schmied-Kowarzik. Bd. 1. Muttersprache und völkische Gesinnung. Leipzig 1916 (= Philosophische Bibliothek Bd. 161), S. 84-87, Zitat S. 86.
- 37 Vgl. Winau, Rolf: Bemerkungen zur »Sprache« der Medizin. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 3, (1980), S. 95-102.
- 38 Mendelsohn, Everett: Knowledge, Power and Responsibility. Vortrag am Wissenschaftskolleg zu Berlin (5.2.1982).
- 39 Vgl. Lepenies, Wolf: Wissenschaftskritik und Orientierungskrise. In: Der Mensch als Orientierungsweise? Ein interdisziplinärer Versuch. Freiburg/München 1982, S. 67-106, bes. S. 97ff., 104f.; ders.: Historisierung der Natur und Entmoralisierung der Wissenschaften seit dem achtzehnten Jahrhundert. (Manuskript), bes. S. 1, 10ff., 24.
- 40 Pörksen, Uwe: Zur Metaphorik der naturwissenschaftlichen Sprache, dargestellt am Beispiel Goethes, Darwins und Freuds. In: Neue Rundschau 89 (1979), S. 64-82.
- 41 Darwin, Charles: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein. Nach der 4. engl. Ausg. von J. Victor Carus. 3. Aufl. Stuttgart 1867, S. 565.

- 42 Haeckel, Ernst: Gemeinverständliche Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete der Entwicklungslehre. 2. Bde. 2. Aufl. Bonn 1902. Bd. 1, S. 69.

Vgl. Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe Bd. I, S. 283f.: »Zwei große Kränkungen ihrer naiven Eigenliebe hat die Menschheit im Laufe der Zeiten von der Wissenschaft erdulden müssen. Die erste, als sie erfuhr, daß unsere Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist, sondern ein winziges Teilchen eines in seiner Größe kaum vorstellbaren Weltsystems. Sie knüpft sich für uns an den Namen Kopernikus, obwohl schon die alexandrinische Wissenschaft ähnliches verkündet hatte. Die zweite dann, als die biologische Forschung das angebliche Schöpfungsvorrecht des Menschen zunichte machte, ihn auf die Abstammung aus dem Tierreich und die Unvertilgbarkeit seiner animalischen Natur verwies. Diese Umwertung hat sich in unseren Tagen unter dem Einfluß von Ch. Darwin, Wallace und ihren Vorgängern nicht ohne das heftigste Sträuben der Zeitgenossen vollzogen. Die dritte und empfindlichste Kränkung aber soll die menschliche Größensucht durch die heutige psychologische Forschung erfahren, welche dem Ich nachweisen will, daß es nicht einmal Herr ist im eigenen Hause, sondern auf kärgliche Nachrichten angewiesen bleibt von dem, was unbewußt in seinem Seelenleben vorgeht.«

- 43 Rade, Emil: Charles Darwin und seine deutschen Anhänger im Jahre 1876. Straßburg 1877, S. 29, 36.
44 Lorenz, Konrad (Anm. 35), S. 412f.
45 Dawkins, Richard: Das egoistische Gen. Berlin/Heidelberg 1978, S. 145,154 (Hervorhebungen von mir).

Herrn Jürgen Schiewe danke ich für wertvolle Quellenhinweise.

Gershom Scholem

Die Stellung der Kabbala in der europäischen Geistesgeschichte

Das wachsende Interesse für das Studium des Hebräischen vom Ende des 15. Jahrhunderts an, vor allem in Italien, England, Holland, Frankreich und Deutschland, hat eine seiner Hauptwurzeln - von dessen Bedeutung für das Verständnis des hebräischen Urtextes des Alten Testaments abgesehen - in dem Einfluß der von Giovanni Pico della Mirandola (1463-1494) und Johannes Reuchlin (1455-1522) und einigen anderen ins Bewußtsein der Humanisten getretenen Kabbala. Was unter diesem Phänomen der jüdischen Religionsgeschichte damals verstanden wurde, wird sich im Laufe dieser Darlegung klarer herausstellen. Das Thema, das ich mir hier gestellt habe, die Stellung der Kabbala in der europäischen Geistesgeschichte, ist, um es ehrlich zu sagen, einigermaßen verzwickelt. Aber ich möchte doch einiges dazu in kurzer Zusammenfassung sagen.

Wie kam es zu dieser Wirkung der Kabbala außerhalb der innerjüdischen Tradition? An ihrem Anfang steht der Schock, den die christliche Gelehrten- und Humanistenwelt erhielt, als der italienische Neuplatoniker Graf Pico della Mirandola - ein Wunderkind im medicaischen Florenz jener Epoche - alle Gelehrten einlud, Ende 1486, nach Rom zu kommen, um mit ihm über 900 Thesen zu diskutieren, die er im Herbst 1486 in Rom veröffentlichte und in denen ein wichtiges Kapitel von etwa 120 Thesen der Kabbala als der Geheimlehre der Juden gewidmet waren und auch sonst an nicht wenigen Stellen auf deren Meinungen Bezug genommen wurde. Wie aufregend und aus katholischer Sicht geradezu skandalös mußte unter diesen Sätzen besonders einer wirken, nämlich, daß »keine Wissenschaft uns besser von der Gottheit Christi [d. h. der Lehre von der Trinität und der Inkarnation] überzeugen könne als Magie und Kabbala« - also nicht etwa die Wissenschaft, als die sich die katholische Theologie damals verstand! Das war natürlich ein Satz, der in seiner Paradoxalität aufhorchen ließ und dann auch sofort zusammen mit einigen anderen Thesen die Verdammung durch den Papst nach sich

zog. Aber auch von diesem Skandalon abgesehen war die Entdeckung, daß es eine jüdische Esoterik gebe, angesichts des gänzlich verzerrten Bildes vom Judentum als religiösem Phänomen, welches die Polemiken des späten Mittelalters gaben, eine bedeutende Überraschung, um nicht zu sagen eine Sensation.

Diese Entdeckung hing an ihrem Ursprung mit dem Suchen nach einer *gemeinsamen Urtradition* aller großen Religionen zusammen, das die platonisch gesinnten Humanisten von Florenz zwischen 1450 und 1500 so nachhaltig beschäftigte, das aber auch bei deutschen Denkern wie Nikolaus von Kues kurz vorher oder etwa um dieselbe Zeit sichtbar wird. Obwohl dieser Kreis sich strikt im Rahmen der Kirche hielt, suchte man doch über ihre Grenzen hinauszublicken und nach einer solchen Uroffenbarung, die sich in verschiedenen Traditionen und deren Symbolen niedergeschlagen habe, Ausschau zu halten. Ein folgenreicher Zusammenhang solcher Vorstellungen mit den synkretistischen Bestrebungen der Neuplatoniker am Ausgang der Antike ist dabei evident. Deren Denkart verwies sie darauf, in allen Mythen und Symbolen der Religionen eine gemeinsame Grundlage vorauszusetzen, die durch symbolische Interpretation aufgedeckt werden können.

Woher Pico seine kabbalistischen Kenntnisse schöpfte, wissen wir genau. Von 1486 an arbeitete für ihn einige Jahre lang ein ungewöhnlich gelehrter und schnell arbeitender jüdischer Konvertit, der ihm in mindestens fünf großen Foliobänden, von denen sich vier im Vatikan erhalten haben, eine ganze Bibliothek kabbalistischer Schriften wortwörtlich, oft genug in nicht unberechtigtem Selbstlob sich ergehend, ins Lateinische übersetzte. Das war die seltsame Persönlichkeit eines sizilianischen Juden, der als Jude Samuel ben Nissim Abulfaradsch hieß, Sohn des Rabbiners von Girgenti, als Katholik aber den Namen Raimondo Guglielmo de Moncada erhielt, den er in Humanistenmanier in flavius mithridates verwandelte. Was Pico aus diesem, noch ungehobenen Schatz entnahm, waren viel weniger Darlegungen streng mystischer Natur im Sinne der modernen Definition einer Vereinigung oder gar Einswerdung des Menschen mit Gott, als eher theosophische Lehren über die symbolische Auffassung der Schöpfung überhaupt und der Offenbarung Gottes in der Tora als Manifestation der unendlichen Sinnesfülle des Wortes Gottes, die in den Schriften der Kabbalisten die spezifisch mystischen Elemente überdeckten und manchmal auch verdrängten.

Bei Pico und seinen Nachfolgern spiegelte sich das vor allem in der aus der Kabbala übernommenen Theosophie vom inneren, geheimen Leben der Gottheit in ihren zehn *sefirot*, ihren zehn Aspekten oder, in anderer Symbolik, den Lichtern, die aus dem verborgenen Unendlichen, dem *deus absconditus* strahlen und in denen sich die zehn schöpferischen Potenzen Gottes manifestieren, die alle Schöpfung durchwirken. Dazu trat nun bei Pico die, in der Tat von manchen Kabbalisten vertretene Auffassung der Kabbala, die in ihr eine Form der geheimen Urtradition der Menschheit oder Uroffenbarung an Adam sah, die nun als eine verborgene Vor-Andeutung des Christentums expliziert wurde.

Pico fügte von sich aus die seit ihm weit verbreitete Erklärung hinzu, daß im ersten Weltzeitalter Gott sich unter einem aus drei Konsonanten bestehenden Namen den Erzvätern offenbart habe, im zweiten Weltzeitalter der Herrschaft des Gesetzes aber unter dem vierkonsonantigen Namen J, H, V, H von dem die hebräische Bibel voll ist, im Zeitalter der durch Christus bewirkten Erlösung aber unter dem von ihm konstruierten hebräischen Namen Jesu, den er als Entfaltung des vorigen mit J, H, S, V, H umschrieb oder deutete.

In diesem Zusammenhang möchte ich einige Worte über die zwei Aspekte sagen, die den esoterischen und mystischen Charakter der Kabbala betreffen. Kabbala - wörtlich »das Empfangen«, nämlich einer Überlieferung - ist weithin eine esoterische Doktrin, eine Geheimlehre. Mystische und esoterische Elemente koexistieren in ihr in einer oft verwirrenden Art. Mystik betrifft ja ihrer Natur nach ein Wissen, welches direkt überhaupt nicht kommuniziert werden kann, sondern nur in Symbolen und Metaphern. Esoterisches Wissen dagegen *kann* seiner Natur nach zwar überliefert werden, aber die, welche es besitzen, *dürfen* es entweder nicht vermitteln oder wollen es nicht. In diesem Sinne war z. B. die radikale Aufklärung im Mittelalter durchaus eine Geheimlehre, weil ihre öffentliche Bekanntgabe zweifellos Verfolgung nach sich gezogen hätte. Die öffentliche Vertretung dieses traditionszerstörenden Charakters der Aufklärung hatte dann in der Tat welthistorisch umwälzenden Charakter. Tatsächlich bewahrten kabbalistische Kreise sehr lange Zeit hindurch diesen ihren Charakter als Träger einer Geheimlehre, auch noch, als die Drucklegung kabbalistischer Werke und damit der Einfluß der Kabbala auf sich mehr und mehr erweiternde Kreise solche Einschränkungen durchbrachen. Aber bestimmte Bezirke unterlagen, gerade

wo sie im spezifischen Sinne Mystisches betrafen, auch weiterhin mündlicher Unterweisung. Denn wie andere Formen der Mystik, gründet sich auch die Kabbala auf das lebendige Bewußtsein des Mystikers vom zwiefachen Aspekt Gottes, nämlich seiner Transzendenz und zugleich doch Immanenz im wahren religiösen Leben, welches ja in jedem seiner Facetten eine Offenbarung Gottes darstellt, wie sie besonders klar durch Versenkung des Menschen in die Tiefe seines Selbst erlangt wird. Diese streng persönliche Seite mystischer Praxis tritt in der kabbalistischen Tradition, soweit sie in der christlichen Welt bekannt wurde, stark zurück, taucht manchmal auch überhaupt nicht auf, gegenüber den objektiven, mitteilbaren Traditionen der Theosophie. So erklärt sich, daß die Kabbala unter den Christen vor allem auf zwei Weisen definiert wurde, einmal als *receptio symbolica*, und erst später geradezu als *theologia mystica* der Juden. *Receptio symbolica*, d.h. eine unter Symbolen sich versteckende geheime Überlieferung, wie vor allem bei Johannes Reuchlin (1455-1522), für den seine 1490 in Florenz stattfindende Begegnung mit Pico entscheidend wurde. Dieser deutsche Jurist war es, der zuerst im Abendland seine christianisierende Umdeutung der Kabbala in zwei besonderen lateinischen Werken vortrug. Der Einfluß dieser Schriften, »De Verbo Mirifico« von 1494 und »De Arte Cabbalistica« von 1517, war außerordentlich, obwohl Reuchlin weit weniger über die authentische Literatur der Kabbala wußte als eine sehr kleine Gruppe unter seinen Zeitgenossen. Zwischen 1490 und 1560 entstanden nämlich, vor allem in Italien und Frankreich, eine ganze Anzahl lateinischer Übersetzungen oder Auszüge sehr wichtiger Texte, die großen Teils sich noch bis heute handschriftlich erhalten haben, den Zeitgenossen aber fast völlig unbekannt geblieben sind. Wären diese Quellen damals veröffentlicht worden, hätte die Beschäftigung mit der Kabbala **im** Abendland vermutlich eine ganz andere Wendung genommen.

Wertvolle Studien über die aktuelle Wirkung, die früher gern heruntergespielt wurde, verdanken wir dem tiefeschürfenden Werk eines meiner begabtesten Schüler, dem postum erscheinenden »Pico della Mirandola's Encounter with Jewish Mysticism« des vor wenigen Jahren verstorbenen Chajim Wirszubski, sowie der ausgedehnten Arbeit von François Secret in Paris.

Die Annahme, die Kabbalisten seien teils vorchristliche, teils unbewußte Zeugen christlicher Wahrheiten gewesen, wurde auch durch von Konvertiten stammenden Fälschungen unterstützt, die

zuerst ziemliche Verbreitung fanden. Während aber solche Thesen begreifliches Mißtrauen in kirchlichen Kreisen weckten, behielten sie doch Anhänger und sogar Weiterentwickler auch unter hochgebildeten Repräsentanten der katholischen Kirche, ganz zu schweigen von den keineswegs einflußlosen Trägern hermetischer Esoterik. Zu letzteren gehörte der ungewöhnlich sprachbegabte, aber extravaganter Vorstellungen eigener Produktion anhängende kabbalistische Enthusiast und Visionär Guillaume Postel (1510-1581), der es sogar unternahm, das aus Spanien stammende Hauptwerk der Kabbala, das aramäisch verfaßte Buch »Sohar« (Buch des Glanzes), von seinen eigenen Spekulationen als Interpretationen durchwachsen, ins Lateinische zu übersetzen, noch bevor sein Urtext überhaupt gedruckt wurde. Unter den Kardinälen der Kirche setzte sich Egidio de Viterbo (ca. 1465-1532), der erstaunlich gut hebräisch konnte, für die neuen Gedanken ein, während sein eine Generation später wirkender Kollege Carlo Borromeo lauten Protest gegen deren Rezeption einlegte.

Man kann bei der nun im 16. Jahrhundert stark einsetzenden christlich-kabbalistischen Literatur, die ihrerseits viele Leser fand, von einem Prozeß sprechen, in welchem die Kabbala durch Umdeutungen und, wenn man will, produktive Mißverständnisse einer christianisierenden Transformation unterlag, von der ihre Träger erhofften, sie würde auch zu Missionszwecken unter den Juden benutzt werden können, womit es freilich nicht sehr viel auf sich hatte.

Diese Transformation wird besonders auf drei Gebieten deutlich. Die jüdischen Kabbalisten hatten in Wirklichkeit keinerlei Sympathie für die Lehre von der Trinität, von der Inkarnation Gottes im Messias und für die christliche Auffassung der Natur und der Sendung dieses Messias, die hierin ihre Texte hineingelesen wurden und die sie, wenn auch nur außerhalb der Reichweite christlicher Aktivitäten, mit Hohn bedachten. Dazu traten aber noch zwei Momente, die nichts mit christlicher Dogmatik zu tun hatten, nämlich das Interesse für die magischen Elemente in der Kabbala sowie der Versuch, die kabbalistische mit der alchemistischen Symbolik zu verbinden. Seit Cornelius Agrippa von Nettesheim in seinem sehr einflußreichen synkretistischen Werk »de occulta philosophia« (1530) magische Vorstellungen aus der jüdischen Überlieferung überhaupt und der kabbalistischen im Besonderen akzentuierte, konnte eine schon von Pico angeschlagene Saite der Kabbala in immer stärkerer Instru-

mentierung betont werden. Paradox dagegen, aber dennoch weit verbreitet, war die Vermischung mit der Alchemie, deren Symbolwelt in wichtigen Punkten im Widerspruch zu der kabbalistischen steht. Denn Gold stellte bei ihnen keineswegs ein metallisches Symbol des höchsten Standes dar, den unter den Metallen dort vielmehr das Silber behauptete. Und dennoch beherrschte diese Vermischung von Kabbala und Alchemie, und darüberhinaus mit Magie, zwischen 1520 und 1720 große Teile der alchemistischen Literatur, am stärksten in dem lateinischen »Amphitheater der ewigen Sophia« des in der Vermischung aller möglichen hermetischen und astrologischen Symbolreihen mit theologischen am weitesten gehenden Arztes Heinrich Kunrath (1609), in den Schriften des englischen Theosophen und Alchemisten Thomas Vaughan (um 1650) und schließlich ihre Krönung findend in Georg von Wellings deutschem »Opus Magico-Kabbalisticum« von 1719, das auch auf Goethes Schreibtisch lag, als er den Urfaust schrieb. Dieses verbreitete Buch hat seine tiefen Spuren besonders in der der Mystik ergebenen deutschen Hochgrad-Freimaurerei und im Rosenkruzertum des 18. Jahrhunderts hinterlassen. Aber fast keiner der bei Welling mit Nachdruck zitierten klangvollen Sätze der »Mago-Kabbalisten« steht in irgendeinem kabbalistischen Buch.

Eine bedeutungsschwere Würdigung des Standes der Kabbala im elisabethanischen England hat vor zwei Jahren die jüngst verstorbene Dame Frances Yates vom Warburg-Institute in London in ihrem letzten Werk »The occult philosophy in the Elizabethan Age« gegeben, in dem die wissenschaftliche Wendung der Erforschung der Kabbala, die in Jerusalem begonnen hat, eine ihrer bisher schönsten Früchte getragen hat. Freilich, einem ihrer kühnsten Versuche vermag ich nicht zuzustimmen, nämlich der von ihr angenommenen Hypothese, derzufolge Shakespeares »Kaufmann von Venedig« eine chiffrierte Darstellung der christlichen Kabbala des Italieners Francesco Giorgi sei, dessen vielgelesenes Werk »De Harmonia Mundi« (1525) damals schon längst in einer englischen Übersetzung vorlag.

Im 17. Jahrhundert traten zu den älteren Kanälen, durch welche die Kabbala wirkte, neue Entwicklungen hinzu, sowohl von innen her als auch durch das Bekanntwerden neuer kabbalistischer Quellen. Von innen spielte dabei die Theosophie Jakob Böhmes eine große Rolle; wurde sie doch sogar von einem jüdischen Kabbalisten noch hundert Jahre später als eine in christlichen Symbolen beschrie-

bene Darstellung desselben Bereiches in der Gottheit erklärt, von dem die eigentliche Kabbala handelt. Diese, auch meines Erachtens unleugbare, wenn auch von der neueren Forschung lange übersehene Affinität zu Grundvorstellungen der kabbalistischen Theosophie, wurde schon bald sowohl von Freunden als von Gegnern Böhmes erkannt, und führte zu einer Amalgamierung beider Symboliken, besonders in den Schriften seines Schülers Abraham von Frankenberg.

Von außen steuerte aber das große, 2500 Seiten starke Sammelwerk »Kabbala Denudata« (1677-1684) erstaunlich reiches, neues Material aus authentischen Quellen bei, das 200 Jahre lang und mehr eine zentrale Stellung behauptet hat. Dessen Autor war der christliche Theosoph und als Dichter des Liedes »Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte« berühmt gewordene Christian Knorr von Rosenroth, der selber - eine ziemliche Ausnahme - bei jüdischen Lehrern gelernt hatte. Er übersetzte zum Teil außerordentlich schwierige Texte aus dem Umkreis des Sohar und vor allem der jüngeren, größtenteils noch ungedruckten Kabbala, die sich erst nach der Zeit Reuchlins und Postels in Safed in Nordgaliläa entwickelt hatte. Dadurch kamen jetzt sehr merkwürdige Spekulationen wie die des Isaak Luria (1534-1571), des bedeutendsten Kabbalisten dieser Zeit, zur Kenntnis aller Interessierten und regten damit die Beschäftigung mit dieser Welt mächtig an. Knorrs Werk war eine wahre Fundgrube für die christlichen Theosophen ebenso wie für kritische Gelehrte. Gewiß, das Werk hatte auch viele Mängel, sowohl bei Übersetzungen als auch in den Diskussionen, die sie begleiteten; das verhinderte aber nicht seinen weiten, internationalen Einfluß in der Gelehrtenwelt. Knorr hatte auch eine erst kurz vorher 1656 in Amsterdam erschienene hebräische Übersetzung einer im neuplatonischen Geiste geschriebenen quasi-philosophischen Darstellung der Kabbala in einer Kurzfassung übersetzt, was aufregende Folgen hatte. Der Autor dieses Buches »Porta coelorum«, des einzigen spanisch geschriebenen kabbalistischen Originalwerkes war Abraham Herrera, der aus einer kryptojüdischen spanischen Familie stammte und, wieder als Jude, bei einem der wichtigsten Anhänger Lurias seine Einweihung empfangen hatte. Erst durch Knorr wurde die Kabbala nun vollends zur *theologia mystica* der Juden. Auf das bei Knorr nun zugängliche Werk Herrerass berief sich eine, der vorigen Deutung der Kabbala als geheime Trägerin christlicher Ideen genau entgegen-

gesetzte Deutung, die 1699 mit dem Buche des Schwaben Johann Georg Wachter einsetzte, das den schönen Titel trägt »Der Spinozismus im Jüdenthümb oder die von dem heutigen Jüdenthümb und dessen Geheimen Kabbala *vergötterte Welt*«. Wachers kühne, sachlich freilich unhaltbare Thesen haben im 18. Jahrhundert nichtwenig Einfluß auf die philosophische Diskussion über Spinoza ausgeübt. Denn daß die Kabbalisten keineswegs geheime Christen seien, sondern vielmehr verkappte Atheisten - das war schon eine neue These, die sich sehen lassen konnte, selbst wenn sie auf Mißverständnissen beruhte und vom Autor selber in einer späteren Publikation widerrufen wurde. Ihrer historischen Wirkung hat das keinen Abtrag getan. Daß übrigens Spinoza den hebräischen Text von Herreras Buch gelesen hat, scheint mir ausweislich der Formulierung im ersten Teil der »Ethik« mehr als wahrscheinlich.

Während in katholischen Ländern der Einfluß kabbalistischer Gedanken, in welcher Form immer, zurückging, haben sie während des 17. und 18. Jahrhunderts in England, Holland und Deutschland eine durch viele Kanäle fließende Wirkung ausgeübt. In England, auch nach dem elisabethanischen Zeitalter sichtbar, z. B. bei John Milton, den cambridger Platonikern und den zahlreichen englischen Böhmiern, die sich Philadelphians nannten, bis hin auf William Blake, in Holland nach Spinoza durch den sehr aktiven Franziskus Mercurius van Helmont. In Deutschland führt eine ungebrochene Linie von Knorr von Rosenroth an, verschiedene Aspekte der Kabbala diskutierend und zum Teil aufnehmend, über Wachter und Leibniz, über Jakob Brucker, den ersten bedeutenden Geschichtsschreiber der Philosophie in Deutschland und über den schwäbischen Theosophen Friedrich Christian Oetinger ins Vorfeld des deutschen Idealismus, vor allem bei Franz von Baader und Schelling, aber auch bei Hegel, die zweifellos Brucker und Oetinger studiert haben.

Bei Schelling kommt vor allem die von Isaak Luria entwickelte Idee des *Zimzum*, d.h. der Selbstbeschränkung Gottes, die aller Schöpfung vorausgeht, zu philosophischer Bedeutung. Diese Idee, die innerhalb der Kabbala eine lange und denkwürdige Geschichte hat, besagte, daß die Möglichkeit der Existenz von etwas, das nicht mehr Gott ist, nur gedacht werden kann, wenn solcher Existenz ein Akt der Konzentration und Kontraktion Gottes auf sich selber vorausgeht. Gott muß sich in sich selbst zurückziehen, um eine Schöpfung aus sich zu entlassen, aus der zwar seine Substanz verschwun-

den ist, in dem so entstandenen Vakuum aber eine Spur davon sich erhalten hat. Erst durch den Wiedereintritt eines sich dort entfaltenden Strahls der sich verbergenden Substanz, die in diesen, von Gott aus gesehenen nur punktförmigen, vom Geschöpf aus gesehen unendlichen Raum der Schöpfung eintritt, entwickelt sich eine schöpferische Dialektik zwischen diesen beiden, dem formlosen und dem formenden Grund, aus der alle Welt entstand. Die naturalistische Symbolik, die hier benutzt wird, stellt, den Kabbalisten zufolge, ein für uns Sterbliche allein zugängliches Gleichnis eines an sich uns verborgenen Aktes der unendlichen Gottheit dar. Damit wurde der Folgerung ausgewichen, daß der so beschriebene Akt in offensichtlichem Widerspruch zu dem vom monotheistischen Dogma verlangten Unveränderlichkeit Gottes stünde, ja ans Ketzerische grenze.

Damit sind nur einige der Hauptlinien gezeichnet, welche die Stellung der Kabbala im Abendland im Laufe von drei Jahrhunderten bestimmen, ein Thema, das noch Platz für viele Studien offenläßt.

Andrzej Tomaszewski

Polnische Aristokraten und die Berliner Kultur des 19. Jahrhunderts

Der Anteil der Polen am kulturellen Leben Berlins ist ein Thema, das immer noch intensiver Nachforschungen bedarf; die von deutschen und polnischen Kulturhistorikern gemeinsam vorgenommen werden sollten. Historische Quellen zu diesem Thema befinden sich sowohl in Polen, als auch in Deutschland. Sie gemeinsam zu suchen und zu erforschen würde die Arbeit an diesem Problem erleichtern. Und eine gemeinsame, von apriorischen Prämissen unbelastete Diskussion würde uns lehren, das Problem aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu sehen, vielleicht sogar manche Denkschemata aufzugeben, wie sie beiden Seiten in puncto polnisch-preußische Beziehungen lieb geworden sind. Diese Beziehungen kennen wir aber bislang vor allem aus den Studien der Historiker, die sich mit Politik und Wirtschaft befassen. Die Studien der Kultur- und Kunsthistoriker sind dagegen im Vergleich zu ihnen im Rückstand.

Die Beziehungen zwischen Polen und Berlin im 19. Jahrhundert habe ich bereits einige Male erörtert und verschiedene Aspekte dieses Problems beleuchtet. Hier möchte ich mich auf einige ausgewählte Fragen beschränken und diese vom Berliner Blickwinkel aus betrachten.

Die Polen nahmen am künstlerischen Leben Berlins auf mannigfache Weise teil. Einige von ihnen waren zwar in den ethnisch polnischen Gebieten ansässig, pflegten jedoch Kontakte zu Berliner Künstlern, bei denen sie Kunstwerke und architektonische Entwürfe bestellten. Andere, die sich zeitweilig in Berlin niederließen, entwickelten hier ihre künstlerische Tätigkeit. Und diejenigen, die sich hier auf Dauer angesiedelt hatten, vermochten im kulturellen Leben der Stadt eine hochrangige Rolle zu spielen.

Die erste Gruppe bildeten Vertreter zahlreicher Adelsgeschlechter, die bei Berliner Architekten Entwürfe für Schlösser und Kirchen, wie auch Kunstwerke in Auftrag gaben. Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren diese Beziehungen nicht besonders rege. Berlin bildete

damals noch keine Konkurrenz zu den anderen künstlerischen Zentren Europas, die seit jeher die Aufmerksamkeit polnischer Künstler und Kunstmäzene auf sich lenkten. Diese richteten ihre Blicke - seit der Renaissance - in erster Linie auf Italien, Frankreich oder Holland, und was die deutschen Länder anbetrifft - auf Sachsen. Von dort wurden Architekten, Maler und Bildhauer zum Errichten und Ausschmücken von Bauwerken geholt und dorthin wurde die Jugend in die Lehre geschickt. Ende des 18. Jahrhunderts zeichnete sich eine Wandlung der bisherigen Lage ab. Berlin stieg zu einem der führenden architektonischen Zentren Europas auf. Nachdem es sich die Errungenschaften der englischen und französischen Architektur aneignete, schuf Berlin eine eigene, bedeutende Schule der klassisch-romantischen Architektur.

Der Anschluß Großpolens an Preußen war für die Polen, die auf diese Weise ihre nationale Existenz verloren, besonders tragisch. Andererseits erleichterte er die Anknüpfung künstlerischer Kontakte mit der Hauptstadt Preußens. Und das Wirken der, im Auftrag preußischer Behörden in Großpolen arbeitenden, Berliner Architekten - unter anderen David Gully und sein Sohn Friedrich - wurde bald zum augenfälligen Zeugnis des hohen Niveaus der Berliner Schule. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts strahlte der Stern Karl Friedrich Schinkels bereits in vollem Glanze. Dies entging auch nicht der Aufmerksamkeit der polnischen Aristokratie. Nach dem neuesten Stand der Forschungen war Schinkel für sechs polnische Aristokraten-Familien tätig, wobei er dreizehn Entwürfe ausgearbeitet hat, von denen acht dann realisiert wurden.

Drei dieser Projekte schätzte Schinkel selbst so hoch ein, daß er sie ausführlich in seiner »Sammlung architektonischer Entwürfe« veröffentlichte. Dies waren Entwürfe zum Bau dreier Schlösser: in Antonin für Antoni Radziwiłł, in Krzeszowice bei Krakau für Artur Graf Potocki und in Komik bei Posen für Tytus Graf Działyrski. Diese Begebenheiten schilderte jüngst die Ausstellung »Schinkel in Polen«, Teil der Westberliner Schinkel-Ausstellung im Gropiusbau, ein Ergebnis deutsch-polnischer Zusammenarbeit.

Zu den im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts zeitweilig wirkenden Polen zählen drei hervorragende Künstler, unter ihnen der deutsch- und polnischschreibende Stanisław Przybyszewski, der zehn Jahre seines Lebens (1889-1898) in Berlin verbrachte. Przybyszewski eroberte im Sturm die schriftstellerische Moderne Berlins

und machte sich einen Namen mit literarischen Werken wie: »Chopin und Nietzsche«, »Totenmesse«, »Vigilien« und vielen anderen. Seine vielseitige, schwierige und kontroverse Individualität erlangte ihre szenische Verkörperung in der Figur des Redakteurs von Styczinski in dem Bühnenstück von Arno Holz »Sozialaristokraten«, welches kürzlich im Schloßpark-Theater neuaufgeführt wurde.

Weitere Künstler waren Julian Falat und Wojciech Kossak, die auf Einladung Kaiser Wilhelms II. in Berlin als Hofmaler tätig waren. Falat malte während seines zehnjährigen Aufenthaltes (1885-1895) vor allem Jagdszenen. Kossak, der in Berlin in den darauffolgenden sieben Jahren (1895-1902) lebte, war ein berühmter Schlachtenmaler. Beide hinterließen in ihren Memoiren farbige Schilderungen ihrer Berliner Periode.

Im Vordergrund des hier besprochenen Themas stehen allerdings zwei polnische Aristokraten, die ihr Schicksal auf Dauer mit Berlin verknüpften und im kulturellen Leben dieser Stadt eine hochrangige Rolle spielten. Diese beiden waren Antoni Fürst Radziwiłł und Atanazy Graf Raczyński. Ihnen schließt sich noch ein dritter Aristokrat an, der, obwohl in Großpolen lebend, den Berliner Künstlern zu den faszinierendsten Aufträgen verhalf - Edward Graf Raczyński, Bruder des Atanazy. Diesen drei Persönlichkeiten möchte ich den nachfolgenden Hauptteil meiner Ausführungen widmen.

Atanazy Raczyński, ein vielseitig begabter und ausgebildeter Humanist und Künstler, widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte sowie dem Sammeln von Gemälden und Skulpturen. Sein Interesse war vorrangig auf die alte europäische und die zeitgenössische deutsche Kunst gerichtet. Nach Studien in Frankfurt und Berlin, nach einer militärischen Karriere in der polnischen Armee an der Seite Napoleons, nach zahlreichen Studienreisen, ließ sich Raczyński im Jahre 1826 in Berlin nieder, wo er kurz darauf in den diplomatischen Dienst des preußischen Königs trat. Seine große Gemäldesammlung beschloß er der Gesellschaft Großpolens zum Geschenk zu machen. Zu diesem Zweck ließ er in Posen, neben der von seinem Bruder Edward gestifteten öffentlichen Bibliothek, ein Museumsgebäude nach einem Projekt von Schinkel errichten. Infolge persönlicher Mißverständnisse im Posener Kreis verkaufte er jedoch das Gebäude und brachte seine Sammlung nach Berlin, wohin er im Jahre 1834, nach fünf ährigem diplomatischem Dienst als Geheimer Legationsrat und später als Ministre de Prusse in Dänemark, zurückkehrte. Im

gleichen Jahr erwarb er das Barockpalais Unter den Linden 21 und baute die Interieurs nach Entwürfen Schinkels aus. Drei Jahre später erfolgte im Kreise seiner Freunde die feierliche Eröffnung der Bildergalerie. Das Aussehen der Galerie hat Adolf Henning auf einem Gemälde festgehalten, auf dem er die beiden Brüder im Ausstellungssaal darstellte, dessen repräsentative Wand das damals bekannte Bild »Hunnenschlacht« von Wilhelm von Kaulbach schmückte. Zur Zeit der Eröffnung seiner Galerie bemühte sich Raczynski aber schon um ein Baugrundstück im Zentrum Berlins, auf dem er ein neues Palais zu errichten beabsichtigte, mit einer für die Öffentlichkeit zugänglichen Galerie. 1841 erhielt er vom König eine Parzelle in bester Lage : an dem von Lenné neu angelegten Königsplatz. Die Vorteile der Lage, sowie die Rechtsform der Schenkung dieses Grundstücks wurden zur Ursache der späteren Tragödie Raczynskis. Wegen des allzufrühen Todes von Schinkel, dem Raczynski zunächst den Entwurf seines Galeriegebäudes anvertrauen wollte, entwarf sein Schüler Johann Heinrich Strack das Palais. Raczynskis Galeriegebäude folgte einem symbolischem Programm. Es bestand aus drei Teilen: der mittlere Teil war eine Art römischer Tempel. In der ersten Etage befand sich die Kunstgalerie, unter ihr - im Sockel - war die Wohnung des Stifters untergebracht. In den zwei Pavillons dagegen, die mit dem Tempel durch Säulengänge verbunden waren, wohnten und arbeiteten Künstler als Stipendiaten von Raczynski. Dort hatten Peter von Cornelius und andere Berliner Maler ihre Werkstatt. Das Gebäude war außergewöhnlich, sowohl wegen der Schönheit seiner Architektur als auch wegen des Programms. In ihm vereinigten sich die Funktionen eines öffentlichen Museums, einer Residenz und eines Künstler-Ateliers. Dies war für die damalige Zeit ein sehr moderner Gedanke. Andere öffentlich zugängliche Kunstgalerien ließen noch auf sich warten. Das Mäzenatentum Raczynskis läßt mich in ihm übrigens so etwas wie einen frühen Wegbereiter des Berliner Künstler-Programms des DAAD erblicken.

Zu diesem Zeitpunkt gehörte Raczynski bereits zu den herausragenden Persönlichkeiten des Berliner Kulturlebens. Er unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV., stand mit dem königlichen Hof in Verbindung, war mit den größten deutschen Künstlern befreundet und wurde nicht nur als der Gründer der Galerie hochgeschätzt, sondern auch als Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten aus dem Bereich der Kunstgeschichte. Seine

dreibändige »Histoire de l'Art moderne en Allemagne« - »Geschichte der neueren deutschen Kunst« -, veröffentlicht in den Jahren 1836-41 in Paris und in Berlin in französischer und in deutscher Sprache, die die erste Monographie dieser Art war, hat die deutsche Kunst über die Grenzen Preußens hinweg berühmt gemacht. Noch heute bildet sie eine wichtige Quelle zur Kunstgeschichte. Doch viele Schriften Raczyńskis liegen bis heute nur im Manuskript vor und warten auf ihre Bearbeitung und Veröffentlichung, darunter vor allem die 12 Bände seiner Tagebücher, deren Originale sich bei Edward Raczyński in London befinden und deren Mikrofilme vor kurzem aufgrund meiner Bemühungen dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin zugeleitet wurden. Im Jahre 1852 beendete Raczyński seinen diplomatischen Dienst in Portugal und Spanien, kehrte wieder auf Dauer nach Berlin zurück und widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte. Die Thronbesteigung durch Kaiser Wilhelm I. und die Regierung Bismarcks entfremdeten ihn jedoch dem Hofe. Raczyński betonte immer ausdrücklich sein Polentum und strebte aus dieser Position heraus die Annäherung zwischen Polen und Deutschen an. Die letzte, von Paul Ortwin Rave über ihn verfaßte Arbeit trägt zu Recht den Titel »Graf Athanasius Raczyński - ein Beispiel deutsch-polnischer Freundschaft«. Die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts brachten dann das Todesurteil für das eigentliche Lebenswerk Atanazys - seine berühmte »Raczyński-Galerie«. Auf der Suche nach dem repräsentativsten Platz in der Stadt für den Bau des Reichstagsgebäudes fiel die Wahl ausgerechnet auf den Platz, auf dem sich das Raczyński-Palais befand. Alle Proteste Raczyńskis blieben ohne Wirkung. Im Jahre 1871 fiel über diese Angelegenheit die Entscheidung. Die langwierigen Wettbewerbe um einen Entwurf verzögerten den Abriß bis nach Raczyńskis Tod. Schließlich wurde das Palais doch abgetragen, um für die Ausführung des Reichstagsentwurfes von Wallot Platz zu machen. Bis zum heutigen Tage sind nicht alle Umstände dieser Entscheidung geklärt. Die Wichtigkeit der neuen Investition kann nicht in Frage gestellt werden. Doch Berlin verlor dadurch einen seiner schönsten Paläste.

Nach dem Tode Raczyńskis nahm die preußische Regierung aufgrund einer Abmachung mit dessen Sohn seine Sammlungen für 20 Jahre in Verwahrung. Sie wurde in die Königliche National-Galerie gebracht und im Jahre 1884 der Öffentlichkeit als eine mit dem Wapen der Familie Raczyński versehene Sondersammlung zugänglich

gemacht. Als im Jahre 1903 in Posen ein neues Museumsgebäude eröffnet wurde, ist auf B emühen der dortigen Gesellschaft die damals 197 Bilder zählende Sammlung dorthin gebracht worden. Allein Botticelli's berühmte »Madonna mit den singenden Engeln«, genannt die »Raczytiski-Madonna« hat Bode in Berlin behalten. Heute befindet sie sich im Dahlemer Museum, wo mit keinem Wort ihre Beziehung zu dem polnischen Mäzen erwähnt wird. Fast alle der nach Posen gebrachten Bilder haben den Krieg überstanden. Anfang dieses Jahres veranstaltete das Nationalmuseum in Posen eine Ausstellung der »Raczynski-Galerie«, die ein großer künstlerischer Erfolg in Polen war. Neben Bildern italienischer, spanischer, französischer und holländischer Meister befanden sich in der Ausstellung 70 Gemälde von 48 namhaften deutschen Malern.

Im Rahmen der Kontakte zwischen Berlin und Großpolen spielte die Stiftung des Denkmals der ersten Piasten-Könige eine außergewöhnliche künstlerische und auch politische Rolle - das Denkmal von Mieszko I. und Boleslaw dem Tapferen, deren Gräber sich im Dom zu Posen befinden. Die Idee, ein solches Denkmal zu errichten, hatte das Domkapitel schon vor dem Wiener Kongreß beschäftigt. Nun wurde auf Vermittlung von Atanazy Raczynski ein Entwurf bei Schinkel und Rauch bestellt. Der Plan kam wegen eines Widerspruchs der preußischen Regierung zu Fall. Als nach zehnjährigen Bemühungen eine Zustimmung dafür endlich erlangt wurde, stellte Raczynski wiederholt Kontakt zwischen dem Initiator des Unterfangens - dem Posener Erzbischof - und Schinkel und Rauch her. Auf Anregung von Antoni Radziwill, der bald zur Spitze des Komitees zum Bau des Denkmals gehörte, entwarfen die Künstler für den Platz vor dem Dom ein Amphitheater mit einem kolossalem Denkmal der beiden Herrscher, die auf einem hohen Sockel stehen sollten in dem sich ihr Grabmal befand. Dies war eine der interessantesten Denkmalskonzeptionen des damaligen Europa. Indessen bildete sich ein durch Friedrich Wilhelm III. bestätigtes Komitee zum Bau des Denkmals, welches durch eine kollektive Stiftung der Gesellschaft Großpolens entstehen sollte. Für den Bau hatte man eine Subskription ausgeschrieben. Auf der uns bekannten Spenderliste befanden sich neben Polen auch Deutsche und Juden. Im Namen des Komitees war Atanazy's Bruder, Edward Graf Raczynski federführend. Er war eine Persönlichkeit von besonderem Rang: ein vielseitig gebildeter Humanist und Künstler, ein glühender Patriot und ein großer Ro-

mantiker und Individualist. Raczynski mußte jedoch wegen der die Möglichkeiten des Komitees übersteigenden Baukosten, das Projekt des Amphitheaters verwerfen. Er beschloß stattdessen eine der Domkapellen in ein Mausoleum umzuwandeln und wandte sich erneut an Schinkel um einen Entwurf. Dieses, uns heute nicht mehr bekannte Projekt sah den Umbau der Kapelle im gotischen Stil vor. Der Entwurf gefiel Raczynski nicht, der ihn als »ein wohlgestaltetes Boudoir aber keine Grabkapelle für zwei große Herrscher« bezeichnete. Darüberhinaus fand er den gotischen Stil unpassend und der Zeit in der die ersten Piasten lebten nicht entsprechend. Er gab dem byzantinischen Stil den Vorzug und beauftragte den italienischen Architekten Lanci mit einem neuen Entwurf. Schinkel aber, der bereits dreimal ein Projekt entworfen hatte, verteidigte seine Arbeit. Daraufhin rief Raczynski eine hohe Autorität an: den Thronfolger selbst, den zukünftigen Friedrich Wilhelm IV., und sandte ihm das Projekt von Lanci zu. Die Antwort entschied die Niederlage Schinkels. Friedrich Wilhelm schrieb: »Le plan que vous avez bien voulu me soumettre, mon cher Comte, est un petit chef-d'oeuvre / ... / Le style byzantin est le seul convenable, puisqu'il répond aux temps de ces grands princes«. Doch Schinkel kapitulierte nicht. Im Jahre 1834 kam er nach Posen und unterbreitete einen neuen, interessanten Vorschlag: die Umwandlung der schönen, gotischen, aber damals vernachlässigten, Marienkirche in ein Mausoleum. Raczynski ließ sich aber auch diesmal nicht überzeugen und vertrat die Ansicht, daß die Kirche der Epoche der ersten Piasten nicht entspricht. So kam der Entwurf von Lanci zur Ausführung. Der große - damals auf der Höhe seines Ruhmes stehende - Schinkel hatte verloren. Sein großes Engagement für die den Herzen der Polen so nahestehende Sache brachte ihm aber unter ihnen viel Anerkennung ein.

Geblieden war noch das Problem der königlichen Statuen für die Kapelle. Raczynski, der das gesamte aus den Spenden der Bevölkerung stammende Geld in den Umbau der Kapelle investiert hatte, beschloß die Skulpturen auf eigene Kosten bei Rauch zu bestellen und sie der Allgemeinheit zum Geschenk zu machen. Die Arbeit an den Skulpturen dauerte fünf Jahre, die voller Spannungen zwischen Rauch und Raczynski waren. Raczynski verlangte von dem Bildhauer, daß er sich an alle seine ikonographischen Weisungen halte. Er stellte für Rauch eine umfangreiche Dokumentation zusammen: Eine Miniatur aus Ordo Romanus, eine Nachzeichnung des Krö-

nungsschwertes der Piasten, Zeichnungen von Kronen und Insignien und auch alte Bildnisse polnischer Könige. Rauch ertrug die häufigen Besuche Raczynskis in seiner Berliner Werkstatt nur schwer. In den Briefen an Schinkel schrieb er über ihn: »diese polnische Bestie« oder »verbranntes Gehirn«. Als Rauch im Jahre 1837 das fertige Gipsmodell des Denkmals in seinem Atelier öffentlich ausstellte, waren die Meinungen geteilt. Die Deutschen waren begeistert und betonten in ihren Aussagen den »polnischen Charakter« der Skulpturen. Ein anonymes Berliner Verse-macher schrieb:

Und beide treulich hold beisammen,
Erwecken der Begeisterung Flammen,
In aller Patrioten Herzen,
Die schwer der Jetztwelt Stand verschmerzen.

Die Polen kritisierten dagegen das »süßlich-turnierritterliche« Gesicht Boleslaw des Tapferen. Unter diesen Umständen ließ Raczynski an Rauch ein Porträt des Fürsten Józef Poniatowski, eines polnischen Helden der napoleonischen Kriege, senden und empfahl dem Bildhauer dem Gesicht von Boleslaw die Züge des Fürsten zu geben. Das Denkmal wurde im Jahre 1840 im Dom zu Posen aufgestellt und erweckte große Begeisterung bei der Bevölkerung. Auf dem Sockel des Denkmals ließ Raczynski die Inschrift einmeißeln: »Für diese Kapelle gestiftet von Edward GrafRaczynski«. Auf diese Weise zeigte er, daß die Kosten der Anfertigung der Skulptur von ihm getragen wurden. Doch als Raczynski vor dem Provinzial-Landtag den Bericht über seine Tätigkeit verlaß, begegneten ihm, anstelle des Dankes; heftige Angriffe einiger Abgeordneter, die eine Hetzkampagne gegen ihn begannen. Sie warfen ihm vor, daß er sich vornehm Egoismus leiten ließe, und verlangten die Entfernung der Inschrift vom Sockel. Fünf Jahre zogen sich die Angriffe und die Verteidigung Raczynskis hin. Anfang 1845, einige Tage vor der nächsten Sitzung des Landtages ordnete er dann doch die Entfernung der Inschrift an. Danach begab er sich auf seine in einem See gelegene Insel, auf der er eine Waffensammlung aufbewahrte. Er lud Pulver in eine kleine Kanone, zündete die Lunte an, kniete vor dem Laufnieder und legte seine Stirn an die Mündung. Sein Tod erschütterte ganz Polen. Einer der polnischen Dichter der Romantik schrieb an die Bürger des Großherzogtums Posen: »Eure Provinz kann verdiente Menschen nur tadeln und vernichten. Mit Liebe zu stärken versteht sie nicht.«

Doch wenden wir uns nun von Großpolen wieder zurück nach Berlin. In den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war das Berliner Palais des Antoni Radziwiłł in der Wilhelmstraße als eines der Zentren des Musiklebens der Hauptstadt weithin bekannt. Der Fürst war ein guter Cellist, verfügte über eine angenehme Tenorstimme und komponierte Lieder zu französischen und deutschen Romanzen. Seine Frau, Prinzessin Luise von Preußen, erbte die musikalischen Neigungen ihres Vaters, des Prinzen Ferdinand von Preußen. Die bekanntesten zeitgenössischen Künstler des damaligen Europa gaben anlässlich ihrer Berlinbesuche Konzerte bei Radziwiłł, der einige von ihnen bei Hofe protegierte und sich am Arrangement ihrer öffentlichen Auftritte beteiligte. Unter diesen Künstlern befanden sich auch namhafte Polen. Um die Jahreswende 1823/24 gab die in Europa bekannte Pianistin Maria Szymanowska in Berlin einige Konzerte. Karl Friedrich Zelter, der Goethe über das letzte Berliner Konzert der Szymanowska berichtete, welches sie im Königlichen Theater im Beisein des Königs und des Hofes gab, schrieb abschließend: »Sie ist rasend in Dich verliebt und hat Dir hundert Küsse auf meinen Mund gegeben.« Goethe lernte Madame Szymanowska im Jahre 1823 kennen, in einer für ihn dramatischen Zeit, die mit dem Scheitern seiner Bemühungen um die Hand der Ulrike von Levetzow endete. Er verbrachte viel Zeit in Gesellschaft der polnischen Pianistin in Marienbad und ihre Abreise ließ ihn krank werden. Die Rolle, die Madame Szymanowska im Leben Goethes spielte - und auch vice versa - verdient eine genauere Beurteilung durch die Historiker. Hatte einer der früheren polnischen Kritiker recht, als er in diesem Kontext schrieb, daß die Bezeichnung »Freundschaft« zu blaß, »Liebe« zu stark und »Liebschaft« zu leicht sei? Aus diesen Tagen verblieb ein schönes Gedicht, betitelt »An Madame Szymanowska«, das Goethe in Deutsch und Französisch in ihr Stammbuch schrieb und das später in die berühmte »Trilogie der Leidenschaft« als deren letzter Teil, »Aussöhnung«, aufgenommen wurde.

Die Leidenschaft bringt Leiden! - Wer beschwichtigt
 Beklommenes Herz, das allzuviel verloren?
 Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
 Vergebens war das Schönste Dir erkoren!
 Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
 Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflucht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt sich, fühlt im höhere Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwidern willig darzutragen.
Das fühlte ich - o daß es ewig bliebe! -
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Im Jahre 1808 erschien erstmals der vollständige Text von Goethes »FAUST« »Der Tragödie erster Teil«. Begeistert von diesem Drama faßte Antoni Radziwill den mutigen Vorsatz, dazu eine Bühnenmusik zu schreiben. Er arbeitete an diesem Werk über zwanzig Jahre - bis an sein Lebensende - unterstützt von Ratschlägen Zelters und mit Hilfe von Berufsmusikern. Bereits im Jahre 1810 teilte Zelter Goethe mit: »Radziwill gibt sich nicht wenig Mühe, Ihre Verse in Musik zu setzen und ist wirklich für einen Ausländer glücklich genug, manchmal den rechten Ton zu treffen.« Als die Arbeit fortgeschritten war, fuhr Radziwill im Jahre 1814 nach Weimar, um sich über seine Musik mit Goethe zu beraten. Er sang und spielte Cello und inspirierte Goethe dazu, am folgenden Tage in einem Brief an Knebel zu schreiben: »Es ist der erste wahre Troubadour, der mir vorgekommen«. Radziwills »geniale, uns glücklich mitfortreibende Composition«, wie Goethe sich ausdrückt, macht den Dichter des Faust auch gewogen, dem polnischen Fürsten einige zusätzliche Verse zu senden, um die ihn dieser gebeten hatte: So wollte Radziwill allzugern die spärliche und schnell ausgetauschte Wechselrede zwischen Faust und Gretchen, die in der Szene »Ein Gartenhäuschen« von Marthe und Mephisto in ihrer verliebten Zwiesprache gestört werden, zu einem längeren Duett Faust/Gretchen ausgestalten. Goethes Texterweiterung, geschrieben und abgesandt am Tage nach dem Besuch Radziwills, fällt allerdings poetisch weit weniger überzeugend aus als die von ihm ursprünglich für die Szene geschriebenen Verse.

Sobald sie vertont waren, ließ Radziwill die einzelnen Faust-Passagen in seinem Palais aufführen. Als sich das Werk dem Abschluß

näherte, entschloß er sich zu einer ersten öffentlichen Darbietung. Sie fand am 20. Mai 1820 im Schloß Monbijou statt, anläßlich des 50. Geburtstages der Prinzessin Luise. Zelter berichtete Goethe enthusiastisch: »Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unseren ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art wie man sie findet, und endlich einen Singchor von unseren besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrenteils schönen Mädchen und Männern von Range, Staats- und Justizräten besteht, und dies alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele..., in der Residenz, in einem königlichen Schlosse - so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben.«

Die Dekorationen stammten von Schinkel; Regie führte Radziwił selbst, der pedantisch auf die Präzision der Aufführung achtete. Als der die Mephisto-Rolle spielende Prinz Karl von Mecklenburg, mit Rücksicht auf die anwesenden Damen, den Vers:

»Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse ...«

ausließ, unterbrach Radziwił die Vorstellung und rief: »Prinz Karl, ich kann Ihnen diese Insekten nicht schenken, also bitte nochmal da capo.« Zu den besten Einfällen Radziwiłs gehörte das Verbergen des Orchesters (etwas ganz Neues in dieser Zeit); er verlieh auch dem Erdgeist-Darsteller die Gesichtszüge Goethes als Maske.

Die Vorstellung erreichte eine große Wirkung und wurde lange diskutiert. Sie ging sogar in den Berliner Volksmund über. Über Karl von Mecklenburg ging - zu Recht oder zu Unrecht - folgender Spottvers um:

»Als Mensch, als Fürst, als Feldherr schofel
vortrefflich nur als Mephistbphel«

Die Kürze der Zeit erlaubt mir nicht an dieser Stelle die zahlreichen Meinungen von Fachleuten über die Musik Radziwiłs zu zitieren. Möge die Aussage Chopin's stellvertretend sein: »Er (Radziwił) zeigte mir seinen »Faust«, und ich fand dort viele gut konzipierte, ja sogar geniale Stellen, die ich von einem Statthalter nicht erwartet hätte«.

Inter arma silent musae. Im Jahre 1830 brach in Polen ein Aufstand aus. Der leibliche Bruder Antons, General Michal Radziwill, wurde der Oberbefehlshaber. Nach dem Scheitern des Aufstandes verwandelte sich das Berliner Palais der Radziwills in eine Zufluchtstätte für viele gen Westen in die Emigration fliehende Aufständische. Das Fürsten-Ehepaar bemühte sich des öfteren bei den preußischen Behörden um die Freilassung verhafteter Polen. All das wandelte die Beziehungen Radziwills zum Hofe radikal. Die Entscheidung über seine Enthebung vom Posten des Statthalters des Großherzogtums Posen fiel kurz danach. Nur sein allzufrüher Tod ersparte ihm diese Demütigung. Der deutsche Historiker Manfred Laubert charakterisierte das Ehepaar Radziwilt wie folgt: »Er war und blieb Pole und erlag restlos dem Druck der öffentlichen Meinung. (...) Durchaus fehlgeschlagen sind die an Luises mildernden Einfluß geknüpften Erwartungen. Diese Hohenzollernftirstin wuchs restlos in die nationalen und sogar konfessionellen Anschauungen ihres Gatten hinein (...), daß Sie ein freies Polen herbeisehnte, dem katholischen Klerus harmlos nach 1830 das beste Zeugnis ausstellte und in taktlosester Weise exclusiv polnische Veranstaltungen besuchte.«

Nach dem Tode Radziwills erschien auf Bemühungen Luises hin, in Berlin die Partitur zu »Faust«. Im Jahre 1835 fand mit großem Erfolg die Premiere des »Faust« in der Singakademie statt. Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1888 hatte die Oper fünfundzwanzig Neuaufführungen. Das Werk wurde in vielen europäischen Städten gespielt. Sein Erfolg minderte sich erst mit dem Erscheinen der neuen Oper von Gounod »Margarete«. Die Geschichte der Aufführungen zeigte kürzlich die Ausstellung »Berlin zwischen 1789 und 1848« in der Akademie der Künste und ein Fragment der Faust-Musik wurde in das Konzert »Preußen ein Traum« im Rahmen der Berliner Sommerfestspiele aufgenommen.

Die an dieser Stelle dargestellten gemeinschaftlichen Fragmente aus der Geschichte der polnischen und deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts, lassen sich von der politischen Geschichte nicht trennen. Sie zeigen die Zerrissenheit unter den Polen, die auf verschiedenen Wegen ihr nationales Problem zu lösen suchten. Atanazy Raczynski setzte auf die Freundschaft mit den Deutschen und starb in Berlin im Bewußtsein, daß sein Lebenswerk zerstört war. Sein Bruder Edward, ein glühender Patriot, wurde von eigenen Landsleuten zu Tode gehetzt. Antoni Radziwill, Gegner von Napoleon, der in

Preußen eine Stütze für Polen suchte verliert das politische Spiel. Michal Radziwill, sein Bruder, verliert im Aufstand das militärische Spiel und flieht in die Emigration. Trotz dieser politischen Dramen bestand jedoch ein Gefühl der Gemeinsamkeit: diese Gemeinsamkeit war die westeuropäische Kultur. Wollen wir also in Geschichtsstudien nicht nur das untersuchen was uns teilte, sondern auch das, was uns verband, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Kultur- und Kunstgeschichte lenken. Es werden fruchtbare Nachforschungen werden, vor allem für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, solange diese Gemeinsamkeit noch Bestand hatte, bevor sie von der brutalen Politik des Kulturkampfes zerstört wurde.

Krzysztof Zielnica.

Alexander von Humboldt und die polnischen Naturforscher in Galizien

Wenn wir das Verhältnis Alexander von Humboldts zu Polen und seine wissenschaftlichen Beziehungen zu den polnischen Gelehrten beurteilen, so ist unsere Aufmerksamkeit in erster Linie auf Galizien und sein Kultur- und Verwaltungszentrum Krakau, eine Stadt, die immer als »zweite« und legendäre Hauptstadt Polens galt, gerichtet. Vielleicht wäre es auch kein Irrtum anzunehmen, daß Humboldt das *Polentum* gerade und vor allem mit diesem südlichen Teil des Weichsellandes verband.

Humboldt hatte die Möglichkeit, viele Orte Galiziens schon während seiner bergmännisch-halurgischen Besichtigungsreise 1792/93, die er im Auftrag des Berliner Bergdepartements zur Untersuchung der Steinsalzgruben und Siedvorrichtungen unternommen hatte, zu besuchen und kennenzulernen. Vorbereitung, Verlauf und Eindrücke dieser Reise spiegeln sich bei dem 23jährigen Jüngling in seinem Briefwechsel mit seinem Kommilitonen, dem späteren Berghauptmann und Chef des sächsischen Berg- und Hüttenwesens, Johann Karl Freiesleben (1774-1846) wieder. Aus den Briefen an Freiesleben ersehen wir sowohl die Route wie auch den Verlauf dieser ersten wichtigen Expedition des jungen Forschers. So lesen wir zuerst in einem Brief vom 12. Oktober 1792, geschrieben am Salberg bei Berchtolsgaden: »*Ich gehe von hier durch Salzburg, Wien, Mähren, Wielic]zka, Bochnia, Tarnovitz, Breslau und bin Ende Dezember in Berlin.*«¹ Von Troppau [Opava] aus kündigte er genau einen Monat später seinem Freund an: »*Ich gehe von hier nach Tarnovitz*[jetzt Tarnowskie Góry], *wo ich meinen langen Bericht über Bair]ische Salinen ausarbeite, mache einen Abstecher nach Wieliczka, dann auf Breslau.*«² Der Besuch in einem der schönsten und interessantesten Salzbergwerke der Welt, welches Wieliczka ohne Zweifel ist, fand am 7. Dezember 1792 statt. Der wichtige Gast trug sich in das Gästebuch ein:



Alexander von Humboldt.
Nach einem Gemälde von F. G. Weitsch
(Nationalgalerie Berlin, DDR)

Fr[eiherr] von Humboldt königl[ich] preussischer Oberbergmeister.³ Einige Tage später, am 16. Dezember 1792 teilte er seinem Freund Dietrich Ludwig Gustav Karsten, dem späteren Oberberghauptmann, mit: »Ich habe eine überaus interessante Reise nach Wieliczka (.~) gemacht, habe die Höhlen bei Oizuf [Ojców] befahren und glaube, die Schichtung des hiesigen Flözgebirges nun besser zu kennen.«⁴ Außer der Salzgrube in Wieliczka, besuchte der Oberbergmeister Humboldt noch zwei naheliegende Orte - Krzeszowice und Ojcdw und auch Krakau, was er im Brief an Archibald Maclean vom 2. Februar 1793 bestätigt.⁵

Es muß an dieser Stelle betont werden, daß Humboldt während

seines Aufenthalts in Galizien aufmerksam die politische Lage und das Schicksal der einheimischen Bevölkerung in dieser neuösterreichischen Provinz verfolgte. Schon im genannten Brief an Karsten verurteilte er scharf die von den Besatzungsbehörden angewandte Politik der Stärke »in dieser Polnischen Republik, wo H[err] Fichtel gern das Faustrecht einführen möchte«⁶. Auch die Stimmung und die Lage der Einwohner von Krakau hat ihn tief beeindruckt, was er in einem Brief an seinen Jugendfreund Archibald Maclean vom 9. Februar 1793 zum Ausdruck bringt: »Endlich, guter, lieber Maclean bin ich aus Pohlen und Oberschlesien zurück und kann Ihnen nun wieder aus meiner Heimath recht oft und recht ordentlich schreiben... Ich komme zuletzt aus Cracau, wo ich das unglückliche Schauspiel eines unterjochten Volks sahe...«⁷

Humboldt bewies sehr weitgehendes Verständnis und Mitleid für die tragische Lage der Bevölkerung, die unter nationalem, politischem und sozialem Druck litt. Auch die willkürliche Einverleibung der freien Krakauer Republik durch Österreich im Jahre 1846, rief bei ihm aufrichtige Empörung hervor. Er kritisierte gleichzeitig das passive Benehmen des damaligen preußischen Ministers des Auswärtigen, Karl Wilhelm von Canitz, indem er Ende November 1846 an Adelheid von Hedemann (Tochter des Bruders Wilhelm) schrieb :

»Mitten in dem Kummer, der uns allejetzt beschäftigt, ist die Einverleibung, d. h. die Abtretung von Cracau an Oesterreich Dir wohl fast entgangen. Es ist eine Gewaltthätigkeit, die von der vollen Unterwürfigkeit von Canitz unter Metternichs Befehle zeugt. Die Unabhängigkeit ist von allen in dem Wiener Congreß signirenden Mächten garantirt. Man konnte zwar die Stadt besetzt halten, aber die Stadt an Oestreich schenken!!«⁸

Wieweit die polnischen Angelegenheiten den schon fast 90jährigen Gelehrten noch belasten, beweist sein Brief an Gabriele von Bülow vom 14. Dezember 1847, in dem er - sehr aktuell klingend - seine innerste Sehnsucht äußert: »Möge der Pohlenprozeß nur unblutig endigen. Ich habe sehr pathetisch darüber an den König geschrieben.«⁹

I. Ludwik Zejszner als Bahnbrecher der Ideen Humboldts in der polnischen Geologie

Kontakte, die Humboldt zu Galizien während seiner Reise im Jahre 1792 anknüpfte, entfalteten sich in den nächsten Jahrzehnten durch die Ausstrahlung seiner fruchtbaren Ideen und Meinungen in der polnischen Gelehrtenwelt. Sein Name wurde immer bekannter und sehr verehrt. Kein Wunder, daß nicht nur die *Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften*, sondern auch die *Wissenschaftliche Gesellschaft im Bund mit der Krakauer Universität* in ihren Reihen wünscht. Im **Bericht** dieser Korporation für das Jahr 1832 ist zu lesen, daß Alexander von Humboldt als Ehrenmitglied »eingeladen« wurde»)

Seine Beziehungen zu den polnischen Gelehrten in Galizien umfaßten vor allem seine Kontakte mit den Naturforschern. Unter



Ludwik Zejszner
(Tygodnik Ilustrowany)

diesen wiederum fand er keinen begeisterteren Anhänger als den talentvollen Geologen, Erd- und Volkskundler Ludwik Zejszner (Zeuschner). Von seinen Zeitgenossen unterschätzt, wird er jetzt als der hervorragendste polnische Geologe und Paläontologe des 19. Jahrhunderts angesehen. Für ihn - wie für Humboldt - waren Feldforschungen eine wahre Leidenschaft.

Geboren 1805 in Warschau, in der Familie eines Apothekers, hatte Ludwik deutsche Vorfahren in einem kleinen großpolnischen Städtchen Skwierzyna (Schwerin). Es ist schwer festzustellen, zu welcher Zeit sich diese Familie polonisierte. Jedenfalls war schon Ludwiks Vater der polnischen Sprache gut mächtig und hatte von Haus aus einen tiefen polnischen Patriotismus, obwohl er noch die deutsche Schreibweise seines Namens (Zeuschner) benutzte. Diese Schreibweise benutzte auch Ludwik in seinen früheren Publikationen."

Nach zweijährigem Studium an der philosophischen Fakultät in

KOSMOS.

jti8

OPISU FIZYCZNEGO SWIA'TA

ALU9A6DRA IICIBOLBT1

ruxw,tru

J. 11AIIANO1TRK1 1 L. LY.7H'/.NY.R.

Neemve .en rerun, vis Aqua mvjenla[
i mvlm' momearig Sde nret, ni e,vie
Penn ejus at em, t-<am .mrpioxtanur =lmo

Pliw. fl. N. 114. j. e. e. ~y

.-[.1]! /4. 'fe//'

A9:09
swno
7
D²/2
E

1YAR8ZAIVA.

NRkttJem FIILFRtBA NATANSONA. Keit;glrww,
Krvkverekie.PrSimhrlis, Nr. Ht. '

I b4u.

Titelblatt des ersten Bandes
der polnischen Übersetzung des *Kosmos*
(1. Aufl. 1849)

Warschau, ging Zejszner 1824 nach Berlin, wo er Naturwissenschaften und Philosophie studierte und persönlich Hegel und Ritter kennenlernte. Unter dem Datum »1. bis 30. November 1824« schrieb er in seinem Tagebuch: »Hegel hat mich überaus höflich aufgenommen, mich um den Stand unserer [Warschauer] Universität ausgefragt usw. (...) Außerdem besuchte ich das Kolleg von Ritter; die Unterrichtsmethode der Geographie übertrifft alles, was bisher zu diesem Gegenstand gesagt wurde... «¹²

Im Jahr 1826 zog Zejszner, zum Abschluß seiner Studien, nach Göttingen, wo er 1829 über Kristallographie promovierte. Daß schon die ersten Beiträge des jungen polnischen Geologen die Aufmerksamkeit Humboldts auf sich gelenkt haben, beweist die interessante Erinnerung an den Besuch des Deutschen in Warschau (1830) bei Józef Karol Skrodzki (1784-1832), Professor der Physik an der dortigen Alexandrinischen Universität. Nach der in dieser Familie festgehaltenen Tradition, die uns Eugeniusz Skrodzki (Wielislaw), Sohn des Betreffenden, in einer sehr bemerkenswerten Erzählung *Humboldt in Warschau (Humboldt) w Warszawie* überlieferte, betraf ein während dieses Besuches geführtes »Gespräch von etwa dreizehn bis neunzehn Minuten vor allen Dingen die Verdienste auf dem Gebiet der Wissenschaft, die Fähigkeiten und der Fleiß des jungen Wilhelm(!) Zeuschner.«¹³ Ein bedeutender Einfluß Humboldts auf die theoretische Einstellung Zejszners, ist schon in der Schrift *Über die Entstehung und das relative Alter der Basaltformation*, die einen wichtigen Beitrag zum berühmten Streit zwischen Neptunisten und Plutonisten leistete, zu sehen. Als diese Abhandlung erschien, war zwar dieser Streit in Westeuropa zugunsten der Letztgenannten besiegelt, jedoch hatte die Wernersche Theorie in Polen immer noch zahlreiche Anhänger und Zejszner bemühte sich, diese Hypothese zu verdeutlichen und ihre Fehlerhaftigkeit zu beweisen. Schon am Anfang seiner Abhandlung stellt er die prinzipielle Frage: »Es wurde nachgedacht, was für eine Kraft es vermochte, ein so vollkommenes Werk in der Natur zu schaffen? Setzte sich dies symmetrische Gebilde allmählich im Wasser ab? Oder schuf das alles vernichtende Feuer eine so große Harmonie sogar in den einzelnen Teilen der Natur?«

Und er antwortete selbst sofort:

»Indem ich zwei Jahre [1826-1828] in Deutschland und in den Alpen zu geognostischen Zwecken reiste, richtete ich besonders meine Aufmerksamkeit auf die gleichzeitig mit den Alpen entstandenen Felsen.

*Diese Tatsachen beschloß ich in der vorliegenden Schrift zu klären. In eben dem Lande, das die geistreich ausgedachte Theorie von Werner und die seiner Anhänger lange vertrat, habe ich Tatsachen gesammelt, die gerade ihr Gegenteil beweisen.*¹⁵

Zejszner bezog hier also ganz klar Stellung für die Plutonisten. Diese Stellung bekräftigt er noch in seinem rein theoretischen, aber nur popularisierenden Werk: *Geologie für einfache Auffassung angewendet* (Krakau 1856)¹⁶, in dem er ein Gesamtbild über den Erdbau und dessen Geschichte gibt und in denen er den Meinungen Humboldts, Buchs und Beaumonts treu bleibt. Um die polnische Wissenschaft machte sich Ludwik Zejszner besonders verdient, weil er als einer der wenigen Gelehrten des 19. Jahrhunderts, ihre Fragen und Leistungen in den allgemeinen Gang der europäischen Wissenschaft einbrachte. Seit seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien in Berlin und Göttingen, unterhielt Zejszner ständige oder zeitweilige Kontakte mit rund hundert Vertretern der Naturwissenschaften in verschiedenen europäischen Ländern, wobei fast die Hälfte dieser Geologen, Paläontologen und Mineralogen Deutsche waren. Daß er diesen Kontakten grundlegende Bedeutung beilegte, bezeugt am besten die Tatsache, daß er seine wichtigsten geologischen Arbeiten meistens in beiden Sprachen veröffentlichte."

Außer rund 200 Büchern, Artikeln, Berichten und Besprechungen, hinterließ der Krakauer Naturforscher ein umfangreiches, in elf Bänden gebundenes Tagebuch, das unter der Bezeichnung *Notaty*, also »Notizen«, bekannt ist und den Zeitraum 1824-1870 umfaßt. Es finden sich darin vor allem kurze, während seiner Forschungsreisen gemachte Aufzeichnungen, sowie kurze Glossen am Rande des gewissenhaft geführten Buchs, in dem er die tägliche Korrespondenz notierte. Aus diesen *Notizen* erfahren wir auch viele Einzelheiten über seine Beziehungen zu Alexander von Humboldt. Es ist hier zu erwähnen, daß in den Jahren 1844-1852 Zejszner eine ganze Reihe von Briefen notierte, die an Humboldt gerichtet waren. Sie betrafen in erster Linie die von Zejszner vorbereitete polnische Ausgabe des *Kosmos*. Schon im Brief an W. Morawski vom 4. April 1839 erwähnt er seine »Absicht der Herausgabe des großen Werkes [Humboldts]«. In derselben Angelegenheit schrieb er auch mehrmals¹⁸ an den Mineralogen Eilhard Mitscherlich, der in enger Beziehung zu Humboldt stand. Dieser Briefwechsel und ein Brief an Wincenty Pol (s. unten) erhellt, daß die Anregung dieser Übertragung Zejszners

zuzuschreiben ist. Man vermutet, daß in den Jahren 1841-1844 ein direkter Kontakt zwischen den beiden Naturforschern angeknüpft wurde, und es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Kontakt der Vermittlung des Mineralogen Gustav Rose, den Zejszner schon während seiner Studien in Berlin kennengelernt hatte und mit welchem er dann viele Jahre hindurch effektiv zusammenarbeitete, zu verdanken ist.

Es ist merkwürdig, daß Zejszner den Vorsatz, den *Kosmos* im Ganzen in die polnische Sprache zu übertragen, im Jahr 1845 faßte, also sofort nach der Erscheinung des ersten Bandes der deutschen Ausgabe. Sicher war dieser Entschluß ein Grund dafür, daß sich der Initiator dieses Einfalls im Mai 1845 nach Berlin begab, um Humboldt zu sehen und ihm seinen Vorschlag zu unterbreiten.¹⁹ Leider fehlt in den *Notizen* Zejsznerns ein Hinweis darauf, weil, wie man vermutet, ein Teil des Tagebuchs aus eben dieser Zeit verloren ging.²⁰

Den ersten Abschnitt der polnischen Übertragung des *Kosmos*, und zwar *Über die Entdeckung Amerikas (Odkrycie Ameryki)*, Bd. II, veröffentlichte Zejszner in der Zeitschrift *Biblioteka Warszawska (Warschauer Bibliothek)*²¹ im Jahre 1848. Es lohnt sich, an dieser Stelle in Erinnerung zu bringen, daß er schon 1843 in demselben Periodikum das erste Kapitel der *Ansichten der Natur*, nämlich *Über die Steppen und Wüsten (O stepach i pustyniach)*²² publiziert hatte. Diese Übertragung ging also um 20 Jahre der polnischen Ausgabe dieses Buchs, die erst 1860 in Petersburg in der Übersetzung von A. Urbanski erschien, voraus. Die *Kosmos*-Frage tritt erst im Brief Zejsznerns an Natanson in Warschau vom 14. Juni 1847 klar hervor. Hier benachrichtigt er den Verleger, daß er in Kürze nach Warschau zurückkomme, um die Übersetzung zum Abschluß zu bringen.

Der erste Band des *Kosmos* ist schließlich Mitte 1849 in einer Auflage von 500 Exemplaren erschienen und überraschenderweise innerhalb von zwei Monaten verkauft worden. Am Rande dieser wichtigen wissenschaftlichen Erscheinung schrieb *Przełpld Poznarski (Die Posener Revue)*:

»Im Verlag Natanson in Warschau ist Alexander von Humboldts *Kosmos* (Bd. I, 1849) in polnischer Übersetzung von Baranowski und Zejszner erschienen. In Warschau finden mehr als irgendwoanders in Polen die Naturwissenschaften Gefallen. Dem Werk ist eine Analyse von A. Quatrefages, einem hervorragenden Naturforscher, beigelegt. Die Sprache der Übersetzung ist rein und korrekt... a²⁴ Wir finden einen

reinen, sorgsamem Stil, völlig frei von Fremdwörtern. Vielleicht ist bisweilen nur der Gedanke nicht klar genug zum Ausdruck gebracht. Es fehlt auch hin und wieder die Leichtigkeit der Form, die dem Originaltext und der französischen Übersetzung so viel Wert gibt. Die Übertragung des Kosmos erscheint in der Druckerei von Stybski, die sich immer schöner Bucherzeugnisse rühmt, und in typographischer Gestaltung (bei uns Seltenheit) in nichts den ausländischen Büchern nachsteht.«²⁵

Unerwartetes Interesse an dem Werk bewirkte, daß Natanson 1852 eine zweite Auflage dieses Bandes herausgab. Indem der Übersetzer am 2. Juli 1852 an Humboldt ein »Autorenexemplar« dieser zweiten Auflage schickte, berichtete er ihm gleichzeitig von einem von ihm im Dorf Bzianka bei Rzeszów entdeckten vollständigen Schädel eines Mammuts.²⁶ Mit dem genannten Briefbrechen die Spuren von Kontakten zwischen den beiden Forschern ab. Er nahm schon keinen Anteil mehr an der Übersetzung der beiden weiteren Bände des *Kosmos*, die in den Jahren 1851 und 1852 erschienen sind. Der Übersetzer war Hipolit Skrzyński. Humboldt besaß in seiner Bibliothek sämtliche Exemplare der polnischen Übersetzung des *Kosmos*, was Henry Stevens in seinem *Catalogue* genau verzeichnete.²⁷

Es lohnt sich, noch ein Detail aus der wissenschaftlichen Tätigkeit Zejszners hier in Erinnerung zu rufen. Im Jahr 1848, kurz nach der Wiederbesetzung des Lehrstuhls an der Jagellonischen Universität, veranstaltete er mit W. Pol, A. Kremer und W. Kuczynski einen Vortragszyklus für eine breitere Öffentlichkeit. Indem er sich gewiß die Berliner Vorlesungen Humboldts aus den Jahren 1827/28 zum Vorbild nahm, nannte er seine Vorlesungen *Kolegium Kosmosowe (Kosmos-Kolleg)*. Seine Zeitgenossen und Freunde, wie Franciszek Wezyk und Wincenty Pol nehmen in dieser Veranstaltung einen direkten Einfluß der Gedanken Humboldts wahr, umso mehr als der Vortragende den *Kosmos* als Hauptquelle und Gegenstand seiner Erwägungen nahm.²⁸

II. Ansichten der Natur: Humboldt und Wincenty Pol

Nicht nur die Geologie und die Mineralogie in Polen schöpften ihre theoretischen Grundlagen aus den Gedanken Humboldts. Auch andere Naturwissenschaften, vor allem die Erdkunde, standen unter starkem Einfluß der beiden deutschen Reformer dieser Disziplin, was Ludwik Zejszner in der Besprechung des Werks von Wincenty Pol über die Karpaten zum Ausdruck brachte: »Die neue Geographie ist in der Tat nichts anderes als ein Ergebnis der naturkundlichen und geschichtlichen Kenntnisse. Diese Wende ist den genialen Arbeiten Humboldts und Ritters, des größten Geographen unserer Zeit, zu verdanken.«²⁹

Humboldts Wirkung auf die Entwicklung dieser Wissenschaft in Galizien ist vor allem bei Wincenty Pol, dem »Vater« der polnischen Geographie³⁰, dem Professor und Gründer des ersten Lehrstuhls der physischen und allgemeinen Geographie an der Jagellonischen Universität in Krakau, den er in den Jahren 1849-1852 innehatte, zu beobachten.³¹



Wincenty Pol
(Tygodnik Ilustrowany)

Geboren 1807 in Lublin, war Wincenty (Vinzenz) Pol Nachkomme einer einst im Ermstland ansässigen und nach Wolhynien und Galizien übergesiedelten deutschstämmigen Familie Poll oder Pohl.³² Der Vater unseres Geographen, Franciszek (Franz), hatte sich durch den Umgang mit der Familie seiner polnischen Frau, ganz und gar an die slawische Sitte gewöhnt.

Nach der Absolvierung des Gymnasiums und nach dem Studium an der Hochschule in Lemberg (1827), ging Pol nach Wilna, wo er, von dem verdienten Bibliothekar Adam Jocher ermuntert, sich dem Studium der deutschen Literatur widmete und 1830 sogar zum Stellvertreter des Lehrstuhls für diese Literatur vorgeschlagen wurde. Allerdings gab ihm jene Reise Gelegenheit, die litauischen und russischen Gebiete kennenzulernen, was bei ihm ein Interesse an der Natur auslöste. Die gemeinsamen Wanderungen mit dem Botaniker Józef Warszawicz (s. unten) durch Litauen sollten seine künftige Tätigkeit bestimmen. In demselben Jahr bricht jedoch der Novemberaufstand aus, und Pol schließt sich sofort den Truppen des in Litauen operierenden Generals Chlapowski an. Nach dem unglücklichen Ausgang der Erhebung, begab sich Pol in dem großen Zug der Aufständischen nach Dresden, wo er den aus Rußland nach Paris reisenden Dichturfürsten Adam Mickiewicz traf. Von Sehnsucht nach der Heimat gequält, kehrt Pol 1832 nach Galizien zurück und als Emissär besucht er Podolien, die Ukraine und Wolhynien. Um den österreichischen Behörden aus den Augen zu gehen, weicht er in die Tatra aus, und hier liegen die Quellen des geographischen Interesses Pols und der Anfang seines leidenschaftlichen Studiums der Natur, des Landes und seiner Einwohner.³⁴ Den breiten Blick auf die Natur und die Empfindung für den Pulsschlag ihres Lebens verdankt Pol der Lektüre der Werke Humboldts, aus welchen nicht nur seine Vorliebe für die geographischen Studien stammt, sondern auch eine wertvolle Beobachtungsmethode und die synthetische Auffassung der Fragen. Kennzeichnend für den »Vater« der polnischen Geographie ist, die für Humboldt spezifische Tendenz, nachzuweisen, daß »treue, genaue Beschreibung der Naturerscheinungen sich mit einer malerischen Schilderung der großen und bedeutenden Naturbilder vollbringen läßt.«³⁵ Diese von Humboldt übernommene Art der Naturbetrachtung tritt besonders klar in Pols *Ansichten des Lebens der Natur* (1869) hervor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er dieses Werk unter dem Einfluß der Gedanken und Formen der Humboldtschen

Ansichten der Naturschrieb, in die er aber »den polnischen Inhalt«³⁶ einöß. Schon im Vorwort zu diesem Werk erklärte er den Gesichtspunkt seiner Ausführungen sehr deutlich, indem er sagt: »Man kann jedes Land unter allen diesen Hinsichten beschreiben, und es versteht sich, daß eine genaue Beschreibung der Natur eines Landes notwendigerweise alle diese Gründe und Beziehungen aufklären muß... Allerdings geben alle diese detaillierten Schilderungen kein Abbild vom lebendigen Pulsschlag der Natur, weil es weder ein Land noch einen Weltteil gibt, die ausschließlich geologischer, orographischer, hydrographischer Natur wären. In der Natur sind diese Welten nicht voneinander getrennt, sondern treffen aufeinander, ergänzen sich gegenseitig, dringen auf das Engste in die aktiven und passiven Elemente ein, und bilden Erscheinungen des allgemeinen Lebens. Hier ist alles mit der Bewegung, dem Pulsschlag, den Farben und den Stimmen der Natur belebt. Daraus ging nun hervor, daß auch in der allgemeinen, physischen und vergleichenden Geographie, und zwar bei der gegenwärtigen Entwicklung dieser Disziplin, manche Darstellungen das Gesamtleben der Naturerscheinungen widerspiegeln müssen. Es sind »Ansichten der Natura von Humboldt und nach ihm so genannt, die nach genauer Überprüfung der Landschaften mit Beziehung auf die einzelnen Naturwissenschaften, uns gewissermaßen synthetische Naturansichten geben.«³⁷

In seinen Bemühungen, ein geographisches Bild seines Heimatlandes zu schaffen, stand Pol also unter dem Einfluß Humboldts, sowie unter dem Eindruck eigener Forschungsexkursionen, deren Ergebnisse ihm als Ausgangspunkt für seine theoretischen Überlegungen dienten. In seinem Tagebuch betont dieser verdienstvolle Forscher Galiziens, daß nach den Erfordernissen der allgemeinen und vergleichenden Geographie, die Natur »auf Quellen« erforscht werden müsse; unter diesen verstand er einfach Feldforschung und Autopsie. Die Naturgebilde und Naturerscheinungen sind in ihren Wechselbeziehungen zu untersuchen.

Einen besonderen Wert maß Pol dem Klima bei und äußerte die Meinung, daß »sich alles darauf bezieht und daß alles von ihm ausgeht... Im Klima drückt sich die Gestalt der Erde aus... Wie das Klima, so die Gewässer - wie die Gewässer, so die Geschichte.«³⁸

Die Behauptungen Pols zum Klima gründen sich sowohl auf die Ergebnisse seiner Feldstudien, beispielsweise in den Karpaten, als auch auf die gesammelten Erfahrungen (z. B. in der meteorologi-

schen Station bei Van Roy in Lemberg), auf der Lektüre Humboldts, des Schöpfers der modernen Klimatologie, sowie auf der genauen Analyse der ersten Klimakarten mit den von Heinrich Berghaus, nach den Hinweisen des Verfassers des *Kosmos*, 1838 gezeichneten Isothermen.

Von Humboldt übernahm Wincenty Pol auch sein Interesse an der Pflanzengeographie, was der führende polnische Botaniker Władysław Szafer in seinem Beitrag *Über die pflanzengeographischen Anschauungen Vinzenz Pol's*, rühmend hervorhebt:

»Es unterliegt keinem Zweifel, daß Pol die stärkste Anregung zu seinen Reisen und Ideen von Alexander von Humboldt empfangen hat, dessen Schriften er nicht nur emsig las, sondern den er auch persönlich kannte. In den Jahren 1840-1845 stand Pol in ziemlich lebhaftem Briefwechsel mit diesem Meister der physiognomischen Pflanzengeographie. uss

Nach dem Vorbild Humboldts und Ritters gehen die Interessen Pols vorwiegend dahin, die Verteilung der Pflanzen räumlich zu erfassen. So unterscheidet er auf dem Gebiet Polens zehn pflanzengeographische Bezirke, die er in seinen Schriften genau beschreibt. Seiner Theorie über die *Pflanzenengenossenschaften* gemäß, ist bei Pol eine Analyse der Pflanzensammlungen, die dem Aussehen einer Landschaft das Gepräge verleihen, zu finden. Außerdem berücksichtigt er den *geistigen* (ästhetischen) Eindruck, welchen das Aussehen einer Pflanze auf den Menschen macht.⁴⁰ An dieser Stelle ist auf den *Begriff Naturgemälde* in den *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*⁴¹ Humboldts hinzuweisen. Schließlich wird von Pol die zivilisatorische Tätigkeit des Menschen im Pflanzenmilieu unterstrichen.

In seinem verlorenen, nur in kurzen Bruchstücken bekanntem Tagebuch erwähnt Pol, daß er die Beobachtungen und Ergebnisse, sowie die gesammelten Prachtexemplare und Versteinerungen zahlreichen europäischen Forschungsanstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Gelehrten zur Beurteilung zusandte. Besonders lebendige Kontakte schienen in seiner »Karpatenperiode« (1840 bis 1844) aufgenommen worden zu sein.

In dieser Zeit ist auch die Annäherung zwischen Pol und Humboldt zu suchen. Nähere Umstände, unter denen sie die Beziehungen aufnahmen, sind leider nicht bekannt. Stanisława Niemcówna erwähnt als besonders verlässlichen Zeugen einen Brief Pols vom 31.12.1866 an seinen Freund Franciszek Duchinski, in dem er seine

Beziehungen zu Humboldt berührt und der während des Zweiten Weltkriegs verloren ging.⁴² Włodzimierz Dzieduszycki führt in einer umfangreichen Lebensbeschreibung Pöls aus, daß dieser »in Briefverkehr mit dem berühmten deutschen Gelehrten Alexander von Humboldt trat, indem er ihn über seine Naturbeobachtungen in Galizien informierte und von ihm 12 Briefe erhielt, und in einem von diesen lud er [Humboldt] ihn zu sich nach Berlin, indem er schrieb: >Kommen Sie nach Berlin, Sie haben viel zu geben.<.« Auf demselben Standpunkt steht Ludwik Dgbiicki und schreibt, daß der »Verfasser des Kosmos selbst in Verbindung mit Pöls trat und die Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen wünschte«.

Pöls begab sich nun über Krakau, Breslau und Posen nach Großpolen, um seinem Anführer in dem Novemberaufstand, General Chiapowski, seine Aufwartung zu machen. Von Pölen aus setzte er seinen Weg nach Berlin fort, wo er im Herbst 1847 eintraf und Gast bei dem in der Hauptstadt Preußens weilenden berühmten tschechischen Physiologen Jan Evangelista Purkynje war, der mit Humboldt in guten Beziehungen stand. Es ist durchaus möglich, daß Purkynje dem polnischen Dichter und Geographen ein Zusammentreffen mit dem Meister der Naturwissenschaften ermöglichte. Es fehlen leider nähere Einzelheiten über diesen Besuch Pöls bei Humboldt. Besondere Bedeutung gewinnt daher das ungedruckte, heute verschollene Tagebuch von Wincenty Pöls, das seinem Biographen Ludwik Dgbiicki noch zur Verfügung stand. Aus dieser glaubwürdigen Quelle zitiert er die Worte Pöls, daß »der greise Gelehrte ihn vier Tage bei sich hielt, indem er mit ihm lange Abende mit wissenschaftlichen Gesprächen verbrachte«.

III. Ein »polnischer Humboldt« auf dem Chimborasso . . .

Als kurz vor Ausbruch des Novemberaufstands 1830/31 Wincenty Pöls nach Wilna fuhr, um dort den Lehrstuhl für Deutsche Literatur zu übernehmen, lernte er einen Botaniker kennen, mit dem er heimatkundliche Ausflüge durch das litauische Land machte und dessen Name dann in ganz Europa, besonders aber in Deutschland, bekannt wurde, weil er »eine neue Epoche im deutschen Gartenbau begründete«⁴⁶. So hoch schätzte ihn jedenfalls Eduard Regel, Schriftleiter und

Herausgeber der internationalen Monatsschrift *Gartenflora*. Der Mann hieß Józef Warszewicz.

Geboren 1812 in Litauen, aber Pole von Geburt, zeigte Warszewicz schon in seiner Jugend großes Interesse am Gartenbau und machte seine Probezeit bei den berühmten Botanikern, den Brüdern Jundzill. Als die Revolution ausbrach, ließ sich der Achtzehnjährige von den Ulanen des Generals Chlapowski anwerben und wurde für seine Tapferkeit zum Offizier befördert. Nach Zerschlagung des Aufstands verließ er die Heimat und suchte Schutz in Preußen, wo er auch eine seinen Interessen gemäße **Beschäftigung** fand. Zuerst, in den Jahren 1831-1836, war er als Gärtner in dem renommierten Botanischen Garten in Insterburg; 1836 kam er nach Berlin und wurde zunächst im Königlichen Garten in Potsdam angestellt, von wo aus er 1837 zum **Botanischen** Garten Schöneberg wechselte und dort über sechs Jahre, also bis 1844, blieb. Hier war er Stellvertreter des Hofgärtners Sello und führte die wichtigsten Aufgaben aus.



Józef Warszewicz
(Tygodnik Ilustrowany)

Im Botanischen Garten zu Schöneberg hat der polnische Gärtner sicher auch die Aufmerksamkeit Alexander von Humboldts auf sich gezogen und von damals an haben sich dauerhafte und lebendige Beziehungen zwischen den beiden Pflanzenforschern entwickelt. Die folgenden zehn Jahre im Leben Warszewicz bewirkten, daß wir ihn heutzutage oft mit seinem großzügigem Förderer vergleichen, besonders wenn wir das Forschungsgebiet der beiden Männer in Rechnung stellen. Wahrscheinlich Humboldts Beispiel folgend, bestimmt aber mit seiner Befürwortung und sogar materiellen Unterstützung machte sich Warszewicz nach Mittel- und Südamerika auf, um dort unbekannte und seltene Pflanzen und Tiere zu erforschen und zu sammeln. Den fragmentarischen und widersprüchlichen Quellen zufolge, ging er zuerst nach Guatemala im Auftrag und mit finanzieller Unterstützung des belgischen Gartenbesitzers van Houte in Gent. Seine Vermögenslage muß aber sehr schlecht gewesen sein, da Humboldt persönlich bemüht war, die nötigen Mittel für dieses Unternehmen zu beschaffen. Daß die Koryphäe dem bescheidenen reisewilligen Gärtner bei der Vorbereitung seiner Expedition nicht nur mit Rat und Tat, sondern auch mit Geld an die Hand ging, bezeugt der Brief vom 15. Juli 1844 an Warszewicz. Dies, in der Jagellonischen Bibliothek in Krakau aufbewahrte Schreiben, lautet:

»Ichfreue mich, endlich etwas thun zu können, daß [ich] Ihnen, lieber Herr v. Warszewicz(!), einige Erleichterung bei Ihrem Reise-Unternehmen gewähren kann. Des Königs Maj. hat mir einhundert ThalerfürSie gegeben, ohne Ihnen dafür irgendeine Verbindlichkeit aufzulegen. Sie können diese kleine Summe und meine Empfehlung hier von mir empfangen, wenn Sie wollen.«

Potsdam, 15. [7.1844]

Al[exander von] Humboldt

In einem anderen (leider undatierten) Brief an den Hofgärtner Sello, erwähnt Humboldt die vom König erhaltene Summe für Warszewicz zur Erleichterung seiner amerikanischen Reise und bittet den Gärtner in Schöneberg, weitere finanzielle Unterstützung bei den einflußreichen Männern in dessen Umgebung zu suchen.⁴⁷ In einem Warszewicz gewidmetem Artikel in der Warschauer *Tygodnik Ilustrowany* (*Illustrierte Wochenschrift*) erfahren wir, daß vor dem Aufbruch zur Reise nach Guatemala, Humboldt dem polnischen Pflanzenforscher ein lobendes Zeugnis ausstellte.⁴⁸ Mit lobenden Briefen und nur wenig Geld lief Warszewicz in Gesellschaft von einigen Reisegefährten aus einem belgischen Hafen aus. Aber schon die erste

Etappe dieser mutigen Expedition nahm einen gefährlichen Verlauf, worüber Warszewicz an Hofgärtner Sello in einem Brief aus St. Thomas in Guatemala, am 1. März 1845, berichtet:

»Am 5. Dezember 1845(1) reisten wir von Ostende mit dem Schiffe Minerva ab; im Anfange war das Wetter sehr schön, jedoch, sobald wir in den Kanal kamen, veränderte sich dasselbe und ein heulender Sturm, der die Masten zerbrach und die Segel zerriß, machte uns viel zu schaffen und wir glaubten dem Untergang des Schiffes nahe. An der irländischen Küste legte sich der Sturm, aber wir hatten doch bis zu den Canarischen Inseln hin, immer noch hin und wieder sehr stürmische Tage; von da an wurde das Wetter gut und wir gelangten den 1. Februar d.J. in St. Thomas an.«

i°

The image shows a handwritten document, identified as Humboldt's recommendation letter for Warszewicz. The handwriting is in German and is quite cursive. Some legible words include 'Humboldt', 'Warszewicz', 'St. Thomas', and 'Jagellonische Bibliothek'. The text is arranged in several lines, with some words appearing to be underlined or written in a different ink.

Humboldts Empfehlungsschreiben für Warszewicz
(Jagellonische Bibliothek, Krakau)

Leider war das erst der Anfang einer großen Mühseligkeit. Sobald die Expedition im Hafen landete und die Teilnehmer an Land gingen, fielen sie dem Gelbfieber zum Opfer; nur Warszewicz und ein flämischer Arzt blieben am Leben.

Allein und ohne Mittel, erschöpft durch die Krankheit, machte sich der eifrige Pflanzenliebhaber trotzdem ans Werk und schon am 1. März (1845) teilte er mit, daß er »nur« 2000 Exemplare von Pflanzen gesammelt habe.

Als der eifrige Exploiteur halb genesen war, begab er sich (vermutlich in den ersten Monaten des Jahres 1846) nach Norden und besuchte die beiden süd mexikanischen Provinzen Yucatan und Tabasco und erreichte sogar Californien, Oregon und Texas, von wo aus er wieder nach Guatemala ging und sich dort beim Preußischen Consul Klee aufhielt.⁵¹ Im Garten dieses Gönners und Freundes kultivierte er die vielen Pflanzen, die er aus den Guatemala umgebenden Gebirgen zusammengetragen hatte. Wie tollkühn und anstrengend diese Unternehmen waren wird deutlich, wenn man erwähnt, daß der Pflanzenforscher in der Gebirgsgegend um Quezaltenago (Guatemala) innerhalb von acht Tagen zwanzig Flüsse und Gebirgsbäche durchquerte, einmal schwimmend, das andere Mal auf dem Maultier, ein anderes Mal auf einem Floß aus Palmstämmen.

Im Jahr 1848 machte sich Warszewicz von Guatemala auf, und von einem Indianer begleitet, tritt er eine lange Reise durch Mittelamerika an. Leider führte dieser unermüdliche Sammler kein Reisetagebuch und veröffentlichte keinen **Bericht** über seine Forschungen und deshalb ist es kaum möglich, seine detaillierte Reiseroute zu rekonstruieren. Aufgrund weniger Mitteilungen und Erinnerungen seiner Zeitgenossen wurde festgestellt, daß er von Guatemala aus nach Süden ging und in El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica, wo er in San José im Februar 1848 anlangte, forschte.⁵² Warszewicz sammelte nicht nur lebende und trockene Pflanzen, sondern auch Samen davon, Baumrinden, Herbaria und Prachtexemplare der kleineren Fauna - Vögel, Muscheln, Amphibien und Reptilien. Seine Reise fortsetzend, kam Warszewicz 1848 nach Panama und machte sich besonders um die Erforschung der beiden Provinzen Chiriqui und Veragua verdient, was Moritz Wagner unterstrich:

»Wissenschaftliche Reisen in das Innere von Chiriqui und Veragua haben vor dem Einsender nur zwei Männer, Dr. Berthold Seemann aus Hannover und der Botaniker Warszewicz aus Krakau (1848 und 1851)

im Interesse der beschreibenden Botanik unternommen. Beide Naturforscher haben nicht nur die Gehänge des Vulkans Chiriqui bestiegen, sondern sind auch in das Innere der Cordillere eingedrungen. Warscewicz überstieg sogar zu verschiedenen Malen den Kamm derselben, drang bis an die Atlantischen Gestade vor und erbeutete besonders an den nordöstlichen Gehängen des Gebirges eine große Zahl seltener Pflanzen. «

Eduard Regel ist der Meinung, daß allein »für die Cultur der Gesmeriaceen Warscewicz (!) Entdeckungen Epoche machen werden«⁵⁴. Vor allem aber ist Warszewicz als Orchideenforscher berühmt geworden, da er rund 300 Arten entdeckte (vor allem in Guatemala und Costa Rica) und nach Europa, vorwiegend nach Berlin und London, wo sie besonders hochgeschätzt waren, schickte.

An dieser Stelle ist festzuhalten, daß Alexander von Humboldt die Expedition des polnischen Naturforschers von allem Anfang an aufs angelegentlichste förderte, sich für sein Schicksal, für seine Maßnahmen und Erfolge in den Tropen interessierte und ihm mit seinem Namen half, der dort hoch berühmt war.

In einem Empfehlungsbrief vom 16. Juli 1849 betont Humboldt, daß ihm an der persönlichen Freundschaft des polnischen Botanikers liegt und daß ihn sein Schicksal und der Erfolg seiner Unternehmungen interessiert. Das Schreiben :

»Je prie tous ceux qui à Guatemala, au Mexique et dans l'Amérique méridionale ont conservé quelque affection pour mon nom et de l'intérêt pour mes travaux relatifs à ces belles et fertiles régions, de vouloir bien Crater avec bienveillance et aider de leur conseil le porteur de ces lignes

Monsieur Joseph de Warscewicz

botaniste-cultivateur. C'est un jeune voyageur instruit et digne de toute confiance, attaché depuis longtemps au Jardin botanique de Berlin. Je prends un bien vif intérêt à son sort.«

Sans Souci pré Potsdam,

ce 16 juillet 1849

Le B⁶ Alexandre de Humboldt

Im Mai 1850 kam Warszewicz zu einer mehrere Monate umfassenden, verdienten Erholung nach Europa und besuchte u. a. London, Berlin und Krakau. In Berlin machte er bestimmt seinem wohlwollenden Förderer, der ihm vermutlich damals eine neue, besonders freundliche Empfehlung gab, seine Aufwartung. Die Empfehlung lautete:

»Je recommande à toutes les personnes qui dans les belles régions du Nouveau Continent ont conservé un souvenir bienveillant de mon nom et de mes travaux, le porteur de ces lignes Mr. Joseph de Warszewitz, Naturaliste voyageur, également distingué par sa connaissance en botanique et en zoologie (histoire naturelle des animaux) que par son noble et excellent caractère. Il a vécu de longues années parmi nous, et par l'amitié que je lui porte, je prends un vif intérêt au succès de ses périlleux voyages.«

Au château des Sans Souci près Potsdam

le 14 Octobre 1850

Le Bⁿ Alexandre de Humboldt

Pour Mr Joseph de Warszewitz

de la part de Mr. Alexandre de Humboldt⁵⁷

Nachdem Warszewicz in dieser Zeit ein Verzeichnis der von ihm in den Tropen gesammelten und zum Verkauf bestimmten Samen und Pflanzen veröffentlicht hatte, bekam er sofort Kaufangebote von zahlreichen Gartengesellschaften und Firmen. Von der Leidenschaft und der Neugierde für neue Entdeckungen der überreichen tropischen Natur geleitet, schiffte er sich abermals in die westliche Hemisphäre ein. Er lief aus dem englischen Hafen Southampton aus und landete in Cartagena (Kolumbien)⁵⁸, von wo aus er nach Panama zurückkehrte und wieder eifrig in den beiden westlichen Provinzen Veragua und Chiriqui forschte, wo er 1851 zum zweiten Male den Vulkan mit demselben Namen bestieg⁵⁹. Ende dieses Jahres schiffte er sich nach Südamerika ein und landete in Guayaquil (Ecuador), wo er seines Bargelds und seiner Instrumente beraubt wurde. Nicht entmutigt durch diesen Mißerfolg, machte er sich sofort an die Exploration der vom Fuße der Europäer unberührten, unermeßlichen Wälder Amazoniens und der unzugänglichen Gebirge und Vulkane der Cordilleren. Dem Fluß Marañón in Peru folgend, entdeckte er dort wieder viele neue Orchideen, die H. G. Reichenbach⁶⁰ gleichfalls beschrieb. Mit welcher spartanischer Selbstverleugnung dieser Forscher seine leidenschaftliche Hingabe an die Aufdeckung der Geheimnisse der Natur verwirklichte, beweist sein umfangreicher Bericht vom 15. Juni 1852 aus La Paz, in dem er die Besteigung des höchsten Berges in den Cordilleren schildert:

»Der Sorata ist das höchste Gebirge der Cordilleren, und der Weg geht über eine Höhe von 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dies ist indeß keineswegs die äußerste Spitze dieser Cordillere, welche nach

Portland 21,500 Fuß sich über dem Meere erhebt. Ich versuchte noch höher hinaufzusteigen, schon um zu erfahren, ob es begründet sei, wenn man 18,000 Fuß gestiegen ist, daß das Blut aus Mund und Nase dringe. Die mich begleitenden Indianer ließ ich am Wege, und ging allein noch anderthalb Stunden weiter hinauf so daß ich nahe bis zum Gipfel oder Pic ankam... Hier lag der Schnee so tief daß ich alle Augenblicke darin versank, oft bis an den Hals hineinfiel und mich nur mit Mühe wieder herausarbeiten konnte... Nach den trigonometrischen Messungen war ich nur 2050 Fuß von der Spitze entfernt, muß also über 19,000 Fuß hinaufgestiegen sein. Barometer-Messungen konnte ich indeß nicht mehr anstellen, da ich das Unglück hatte, bei einem Sturz im Schnee mein Barometer zu zerbrechen... Ich hatte nur etwas Brot, Fleisch und Cognak mitgenommen, womit ich mich erquickte. Von hieraus hatte ich auch die schönste Aussicht, abwärts nach dem Titicaca-See, aufwärts nach dem Schnee bedeckten Gipfel...⁶¹

Im weiteren Verlauf des Berichts erwähnt und beschreibt Warszewicz ausführlich die von ihm erbeuteten Pflanzen, denen er auch entsprechende Namen gab.⁶² Die genaue Route der südamerikanischen Reisen dieses tüchtigen Feldforschers läßt sich leider nicht wiedergeben. Es ist jedoch bekannt, daß er Kolumbien, Ecuador, Peru, Guyana (den britischen Teil), Venezuela, Brasilien und Chile durchzog, und vor der Rückkehr nach Europa noch Patagonien und Kap Hoorn besuchte. Die wissenschaftliche Ausbeute dieses Unternehmens war besonders groß. Außer gewaltigen Mengen von Pflanzen, besonders Zier-, Blüten- und Gebirgspflanzen, sammelte Warszewicz Samen, Knollen, Zwiebeln Baumrinde und expedierte sie zu den europäischen Gärten. Er entdeckte einige Dutzend seltene Arten von Palmen, 75 Arten von Chinabäumen (*Cinchona*) und mehrere Arten von Reitgräsern (*Calamagrostis*). Schließlich darf man auch seine Verdienste um die Erforschung und Ansammlung kleiner Vertreter der Fauna nicht vergessen: Insekten (549 Arten), Muscheln (200 Arten), Vögel, Reptilien und Amphibien.

Ein Zeichen für die Popularität Warszewiczs und für seine Verdienste um die Erforschung der Natur Mittel- und Südamerikas, ist die Tatsache, daß an seinen Namen zwei Gattungen von Pflanzen gebunden sind und zwar *Warszewiczia pulcherrima* Kl. aus der Familie der Rubiaceen (beschrieben 1853 von Klotzsch) und *Warszewiczella Rchb.f.* eine Gattung von Orchideen, verbreitet in dem Gebiet von Costa Rica bis Peru (beschrieben von Reichenbach). Die Anzahl der

Pflanzen, die nach dem polnischen Botaniker bezeichnet wurden, beläuft sich auf rund vierzig.

Ebenso wie Humboldt erforschte Warszewicz gerne die Vulkane, sich vor allem auf die Flora konzentrierend. Schon am 1. März 1848 bestieg er den Vulkan Irazú (3432m) in Costa Rica. Im gleichen Jahr (und danach wieder 1851) bestieg er den Vulkan Chiriqui (3478m), den höchsten Berg Panamas. Wenn man aber die Beziehungen Warszewiczs zu Humboldt verfolgt, muß dabei ein Ereignis besonders hervorgehoben werden. Es ist die Besteigung des Chimborasso, des höchsten vulkanischen Berggipfels in Ecuador, den der polnische Reisende bis zur Höhe von 18,000 Fuß bestieg und den Humboldt, als erster, am 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 18,096 Pariser Fuß (5881m) bestiegen hatte. Und das war damals ein Höhepunkt in Humboldts geographischer Arbeit, weil der Chimborasso als höchster Berg der Erde galt. Obwohl die polnische Quelle⁶⁵ die Tat Warszewiczs erwähnt, macht sie leider keine genaue Angabe in bezug auf das Datum, den Verlauf und die Ergebnisse dieser Besteigung. Es scheint uns aber mehr als wahrscheinlich zu sein, daß der eifrige Bergsteiger in diesem Falle bewußt an seinem Förderer ein Beispiel nahm oder ihn sogar durch diese »Wiederholung« besonders zu ehren suchte.

Obwohl Warszewicz ein unermüdlicher Feldforscher war, kam er zu seinem riesigen Wissen im Bereich der Naturkunde allein durch Selbstunterricht und Praxis. Und es ist kein Wunder, daß er die Feder weniger gut als das Buschmesser zu führen wußte. Es ist ein unwiederbringlicher Verlust für die Wissenschaft, daß er den Verlauf und die Ergebnisse seiner neunjährigen Forschungsreise nicht zu Papier brachte. Deshalb ist sein Name in der Wissenschaftsgeschichte wenig bekannt, obwohl er doppelt so lange wie Humboldt in Mittel- und Südamerika forschte.

Nach dieser langen Wanderschaft kehrte Warszewicz im Oktober 1853 nach Deutschland zurück und kurz danach begab er sich nach Krakau, wo sich der führende Botaniker, seit 1843 Leiter des Lehrstuhls für Naturgeschichte und gleichzeitig Direktor des Botanischen Gartens - Rafal Ignacy Czerwiakowski seit Jahren bemühte, ihn für diesen Garten zu gewinnen, worauf Warszewicz jetzt einging. Seine Beziehungen zu Humboldt müssen damals noch aufrechterhalten worden sein, worauf eine neue Empfehlung, einer Bittschrift von Warszewicz an den Rektor der Jagellonischen Universität beigelegt,

hindeutet. Für die günstige Entscheidung dieses Antrags war diese Unterstützung bestimmt nicht ohne Bedeutung.⁶⁶ Im Dezember 1853 wurde Warszewicz zum Inspektor des Botanischen Garten in Krakau ernannt. Die genannte Monatsschrift *Gartenflora* teilte dazu mit Bedauern mit:

»Herr J. von Warszewicz(!), der unsere deutschen Gärten mit einer Masse neuer wertvoller Pflanzen bereichert hat, die er in Mittelamerika und Peru sammelte, hat die Stelle eines Inspektors am Botanischen Garten zu Krakau angenommen und kehrte Ende October nach Europa zurück. Der Wissenschaft und den Gärten ist dies ein harter Schlag, denn nicht bald dürfte sich ein zweiter finden, dermitgleicherAusdauer, mit gleichem Eifer und mit solcher Aufopferung wie Warszewicz(!) es that, die reichen Länder Mittelamerikas ausbeutet.«

Für den Krakauer Garten bedeutete aber die Ankunft dieses verdienten Botanikers keinen Schlag, sondern ein wahres Aufblühen. Nach zehn Jahren seiner Verwaltung wurde dieser Garten eine der führenden und sehenswürdigsten Anstalten in Europa.⁶⁸

Anmerkungen

- 1 Ilse Jahn und Fritz G. Lange: Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787-1799. Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 2. Akademie Verlag Berlin 1973, S. 219 (weiter: Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts).
- 2 Ebd., S. 223.
- 3 Dieses Gästebuch erhielt sich in Wieliczka bis in unsere Zeit.
- 4 Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts, S. 226.
- 5 Ebd., S. 233.
- 6 Ebd., S. 226; Johann Ehrenreich von Fichtel (1732-1795), österreichischer Beamter und Mineraloge, seit 1759 in verschiedenen Staatsstellungen.
- 7 Ebd., S. 233.
- 8 Deutsches Literaturarchiv / Schiller-Nationalmuseum-Marbach a.N. (weiter: DLA); Signatur 62.2139. Canitz, Karl Wilhelm Ernst V. C. und Dallwitz (1787-1850), preußischer Minister des Auswärtigen 1845 bis 1848.
- 9 DLA. Signatur 62.2137.

- 10 Rocznik Towarzystwa Naukowego z Uniwersytetem Krakowskim Polczonego. Bd. 15 Krakow 1833. S. 16; Die Mitgliedschaft Humboldts in dieser Gesellschaft ist nicht klar, weil sein Name in den weiteren Verzeichnissen der Ehrenmitglieder nicht vorhanden ist.
- 11 Stanislaw Czarniecki: Ludwik Zejszner (1805-1871). In: *Wszechświat*, 1958, Nr. 4, S. 93-94; Außer den beiden obigen Schreibweisen sind noch weitere Abweichungen seines Namens zu finden: Zeuszner, Zeiszner, Zeizner, Zeisner.
- 12 Ludwik Zejszner: *Pamiętniki moje (Meine Memoiren)*. In: *Studia i Materiały z Dziejów Nauki Polskiej. Seria C (Studien und Materialien aus der Geschichte der Wissenschaft Polens)*. Zeszyt (Heft) 4, Warszawa 1961, S. 95-96.
- 13 Humboldt] w Warszawie. In: *Józefa Ungra Kalendarz Warszawski Popularno-naukowy ilustrowany*, Jg. 1873, S. 74.
- 14 Zejszner: *O powstaniu i względnym wieku formacji bazaltowej*, S. 1-15 Ebd., S. 4.
- 16 Ludwik Zejszner: *Geologia do łatwego zastosowania*. Krakow 1856.
- 17 Rund 70 Artikel und Abhandlungen sind in deutschen Zeitschriften erschienen.
- 18 Die Briefe an Mitscherlich sind datiert: 25.11.1844; 6.2.1845; 28.11.1845.
- 19 Während seines Gesprächs mit Zejszner konnte Humboldt erfahren, daß der polnische Tatraforscher in Berlin im Jahre 1844 eine *Carte géologique de la chaîne du Tatra et les soulèvements parallèles* veröffentlicht hatte. In seinen *Notizen*, Bd. VI, S. 540 vom 5.9.1845 verzeichnet er 14 Personen, denen er diese Karte geschickt hat. Der Name Humboldts befindet sich am sechsten Platz.
- 20 Darauf weist eine Lücke im genannten Verzeichnis der Zeit von 1841 bis Februar 1844. Eine genaue Beschreibung der *Notizen* Zejszners, s. Stanislaw Czarniecki: *Notaty Ludwika Zejsznera i ich znaczenie dla badan nad historia geologii w Polsce*. In: *Studia i Materiały z dziejów nauki polskiej. Seria C. Zeszyt 4*. Warszawa 1961. S. 61-88.
- 21 Bd. W S. 221-261, 478-537.
- 22 Jg. 1843. Bd. II, S. 457-527. Dasselbe Fragment wurde auch als Sonderdruck im Verlag Klukowski in Warschau (o. J., 71 Seiten in 8^o) gedruckt.
- 23 *Notaty*, Bd. XI, S. 132, Nr. 347.
- 24 *Przegląd Poznański*, Heft 5, Mai 1849, S. 728.
- 25 *Przegląd Poznański*, Heft 8-9, August-September 1849, S. 279.
- 26 *Notaty*, Bd. XI, X. 168, Nr. 601; Der im Brief erwähnte Schädel wird heutzutage im Zoologischen Museum (Muzeum Zoologiczne PAN) in Krakau aufbewahrt.
- 27 Henry Stevens: *The Humboldt-Library. A Catalogue of the Library of Alexander von Humboldt*. London 1863, S. 330, Nr. 4691-4693.

- 28 Biblioteka Zakładu Narodowego im. Ossolinskich (»Ossolineum«-Bibliothek Wrocław); Handschrift Sign. 12312 ; Biblioteka Raczyńskich Poznań (Raczyński-Bibliothek-Posen); Handschrift Nr. 1396, Teil K, Karte 78; *Notaty*, Bd. XI, S. 142, Nr. 516. Brief an Glockner vom 29.1.1848.
- 29 Kilka uwag nad rzutem oka na północne stoki Karpat (Einige Bemerkungen zum Blick auf die nördlichen Abhänge der Karpaten), in: *Czas* (Kraków), Jg. 1851, Nr. 179 vom 6.8.1851, S. 1-2.
- 30 Stanisława Niemcowna: Wincenty Pol jako geograf. Wincenty Pol. His Life an geographical work, Kraków 1923, S. 76.
- 31 Henryk Barycz: Wincenty Pol jako profesor geografii na Uniwersytecie Jagiellońskim (Wincenty Pol als Professor der Geographie an der Jagellonischen Universität), in: *Prace Komisji Historii Medycyny i Nauk Matematyczno-Przyrodniczych*, Bd. III, Nr. 2, Kraków 1949.
- 32 Genaue Geschlechterkunde s.: Karol Estreicher: Wincenty Pol, jego młodość i otoczenie (1807-1832), Lwów (Lemberg) 1882.
- 33 Ebd., S. 32.
- 34 Die Frucht seiner Feldforschungen waren zahlreiche Publikationen: *Reisen in die Tatra (Podróż do Tatr)*, *Reisen durch die Ukraine (Podrót po Ukrainie)*, *Beschreibung des Dniestr (Opis Dniestru)*, *Der Nordosten Europas (Północny wschód Europy)*, *Hydrographie (Hydrografia)*, *Blick auf die nördlichen Abhänge der Karpaten (Rzut oka na północne stoki Karpat)*, sowie viele Karten und Handschriften über die Karpaten, die während der erwähnten Bauernbewegung 1846 vernichtet wurden. Alle diese Quellenwerke - Ergebnis vieljähriger Beobachtungen - lösten bei dem Verfasser theoretische Reflexionen aus. Hier nun richtet sich seine Aufmerksamkeit auf die beiden Autoritäten - Ritter und Humboldt.
- 35 Aleksander Humboldt: *Kosmos*, Tom I, Warszawa 1849, S. 4.
- 36 Niemcowna: Wincenty Pol jako geograf, S. 73.
- 37 Dzieła Wincentego Pola Wierszem i Prozą (Vincenz Pol's Werke in Vers und Prosa; weiter: Pol: *Dzieła [Werke]*, Bd. IV, Teil II, *Obrazy z życia i natury (Bilder aus dem Leben und der Natur)*, Kraków 1876, S. 5-6.
- 38 Wincenty Pol: Historyczny obszar Polski (Geschichtliches Gebiet Polens), in: *Rocznik Towarzystwa Naukowego*, Kraków 1869, S. 12.
- 39 Władysław Szafer: Über die pflanzengeographischen Anschauungen Vincenz Pol's (Ein Beitrag zur Geschichte der Pflanzengeographie in Polen), in: *Extrait du Bulletin de l'Académie des Sciences de Cracovie. Classe des Sciences Mathématiques et Naturelles, Série B, Science Naturelles*, Juin juillet 1915, Cracovie 1915, S. 116.
- 40 Wincenty Pol: Rzut oka na umiejętność geografji ze stanowiska uniwersyteckiego wykładu (Blick auf das geographische Wissen vom Stand-

- punkt eines Universitätsvortrags), in: Rocznik Towarzystwa Naukowego, Krakow 1850, S. 129.
- 41 Ideen zu einer Geographie der Pflanzen von Alexander von Humboldt. Hrsg. von Mauritz Dittrich, Leipzig 1960, S. 23-27.
- 42 Niemcówna: Wincenty Pol jako geograf, S. 10; Der Brief (datiert 31.12.1866) befand sich in den Papieren der Polnischen Bibliothek Rapperswil, die zwischen den beiden Weltkriegen nach Polen zurückkamen und während einer Bombardierung Warschaus 1939 vernichtet wurden.
- 43 Pol: Dziela (Werke), Bd. VIII, Lwów 1876, S. XVIII.
- 44 Dgbiicki: Wincenty Pol, jego Zywot i pisma, S. 31.
- 45 Ebd.
- 46 Gartenflora. Allgemeine Monatsschrift für deutsche, russische und schweizerische Garten- und Blumenkunde und Organ des Kaiserlichen Russischen Gartenbau-Vereins in St. Petersburg, Jg. XVI, Erlangen 1867, S. 95-96.
- 47 Jagellonische Bibliothek in Krakau, Handschrift 7919.
- 48 Tygodnik Ilustrowany, Jg. 1861, Nr. 89 vom 27. Mai.
- 49 Allgemeine Gartenzeitung. Eine Zeitschrift für Gärtnerei und allen damit in Beziehung stehenden Wissenschaften, Jg. 13, Berlin 1845, S. 252 bis 53. Natürlich hat sich hier ein Druckfehler eingeschlichen. Warszewicz lief am 5. Dezember 1844 aus und ist am 1. Februar 1845 in St. Thomas gelandet.
- 50 Ebd., S. 253.
- 51 Tygodnik Ilustrowany, Jg. 1861, Nr. 89 vom 27. Mai.
- 52 Jay M. Savage: On trail of the golden frog: with Warszewicz and Gabb in Central America, in: Proceedings of the California Academy of Sciences, Vol. 38, Nr. 14 vom 31.12.1970, S. 277.
- 53 Moritz Wagner: Die Provinz Chiriqui (West Veragua) in Mittel-Amerika, in: Petermanns Mittheilungen, Jg. 1863, S. 20.
- 54 Gartenflora, Jg. 1867, S. 95.
- 55 Ebd.
- 56 Jagellonische Bibliothek in Krakau, Handschriften-Abteilung, Sammlung neuer Autographen.
- 57 Ebd.
- 58 Tygodnik Ilustrowany 1861, Nr. 89 vom 27. Mai.
- 59 Savage: On the trail of the golden frog, S. 277.
- 60 Gartenflora, Jg. 1853, S. 96.
- 61 Deutsches Magazin für Garten- und Blumenkunde (Stuttgart), Jg. 1853, S. 67-68.
- 62 Ebd., S. 68-71.
- 63 Wanda Wróbel-Stermńska: W sang rocznic smierci JOzefa Warsze-

-
- wicza (Zum 100. Todestag von Józef Warszewicz), in: *Wszechświat* 1966, Heft 9, S. 216; Szafer: *Zarys historii botaniki w Krakowie...* S. 60; Savage: *On the trail of the golden frog*, S. 278-279.
- 64 *Ogrodnictwo* (Gartenbau), Jg. 23, Heft 1, Krakow 1927, S. 11-25.
- 65 *Tygodnik Ilustrowany* 1861, No 89 vom 27. Mai.
- 66 Das Gesuch Warszewiczs befindet sich im Archiv der Jagellonischen Universität in Krakau. Leider ist der erwähnte Empfehlungsbrief Humboldts in diesen Akten nicht mehr vorhanden.
- 67 *Gartenflora*, Jg. 2:1853, S. 352.
- 68 Szafer: *Zarys historii botaniki w Krakowie*, S. 61.

Autoren des Bandes



Dietz Bering, geboren am 3.9. 1935 in Münster/i. W., nach Rechts- und Staatswissenschaftlichen Studien Wechsel zur Philologie (Deutsch, Geschichte, Philosophie, Musikwissenschaft). Nach dem Staatsexamen an der FU Berlin, Studienassessor in Münster. Assistentenzeit in »Älterer Germanistik« an der Universität zu Köln, dann Akademischer Rat in der »Sprachwissenschaftlichen Abteilung«. Promotion über »Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes«. Interessengebiet: Sprache in Geschichte und Gesellschaft.



Marian Biskup, geb. 19. 12.1922 in Inowroclaw/Polen. Ord. Professor am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Abteilung Torun/Torun. Mitglied des Präsidiums der Polnischen Historischen Gesellschaft, Generalsekretär des Wissenschaftlichen Vereins zu Torun. - Hauptforschungsgebiet: Geschichte des Ordensstaates Preußen, des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Polens, sowie des Ostseegebiets im XIV-XVI. Jahrhundert. - Adresse: PL - 87-100 Torun, ul. Kraszewskiego 20 m. 13, Tel. 2-39-96.



James S. Coleman, geb. 12. 5. 26 in Bedford, Indiana, USA. Professor für Soziologie an der Universität von Chicago. Mitgliedschaften: National Academy of Education; American Academy of Arts and Sciences; National Academy of Sciences; American Philosophical Association. Er veröffentlichte unter vielem anderen: *Power and the Structure of Society*; *Mathematics of Collective Action*; *Adolescents and the schools*. Adresse: University of Chicago, Department of Sociology, 1126 East 59th street, Chicago, Illinois 60637.



Yehezkel Dror, geb. 1928 in Wien, lebt in Israel seit 1938. Professor der Politischen Wissenschaften und Wolfson Professor für Öffentliche Verwaltungslehre an der Hebräischen Universität von Jerusalem. Hauptforschungsgebiet: Policy-Wissenschaften. Adresse: Department of Political Science, The Hebrew University, Jerusalem 91905, Israel.



Hans-Martin Gauger, geb. 19.6.1935 in Freudenstadt, ord. Professor der Romanischen Philologie an der Universität Freiburg i. Br., Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung; Hauptforschungsgebiete: Synchronische Beschreibung des Spanischen und des Französischen, kontrastive Grammatik, Methoden und Geschichte der Sprachwissenschaft, Psycholinguistische Fragen (besonders der Zusammenhang zwischen Psychoanalyse und Sprache), Deutung literarischer Texte vom Sprachlichen her, Stilistik. Adresse: Norsingerweg 18, 78 Freiburg.

Michal Peled Ginsburg, geb. 13. 1. 47 in Israel, Assistant Professor für französische und vergleichende Literaturwissenschaft an der Northwestern University, USA. Hauptforschungsgebiet: der Roman des 19. Jahrhunderts, Theorie des Romans. Adresse: Dept. of French and Italian, Northwestern University, Evanston, Ill. 60201, USA.

Hartmut von Hentig, geboren am 23. 9. 1925 in Posen. Studium der Alten Sprachen in Göttingen und Chicago; Promotion über Werturteile bei Thukydides; von 1953 bis 1963 Lehrer am Birklehof/Hinterzarten und am Uhland-Gymnasium/Tübingen; 1963 Berufung auf den Lehrstuhl von Herman Nohl an der Universität Göttingen; 1968 Berufung an die neugegründete Universität Bielefeld zur Planung und Verwirklichung von zwei Versuchsschulen, der Laborschule und des Oberstufen-Kollegs; deren Wissenschaftlicher Leiter Hartmut von Hentig seit 1974 ist.

Bruno Hillebrand, geb. 6.2.1935 in Düren. Ord. Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Mainz. Ord. Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz). - Hauptforschungsgebiete: Theorie des Romans. - Benn. - Nietzsche. - Ästhetik. - Adresse: Platz von Montrichard. 6228 Eltville am Rhein.



Hans Egon Holthusen, geb. 15. April 1913 in Rendsburg. Schriftsteller und Professor emeritus der deutschen Literatur, Northwestern University, Evanston, Illinois. Mitglied der Akademie der Künste Berlin und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (deren Präsident von 1968 bis 1974). Hauptinteresse: Europäische und amerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts. Adresse: Agnesstraße 48, München 40.



Gerard Labuda, Dr. philos., habilitiert f. die Geschichte d. Mittelalters 1946, Professor an der Adam-Mickiewicz-Universität Poznan: f. d. Geschichte der Westslaven (1946), f. d. Geschichte Polens (1950), f. d. universale Geschichte des Mittelalters (1961), Rektor d. Universität Poznan (1962-1965); Mitglied d. Akademie der Wissenschaften der DDR (1978-); Professor an dem Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften, (1953-). Lehr- u. Forschungsgebiete: allgemeine Geschichte d. Mittelalters und Gesch. d. Slaven. Adresse: 60-327 Poznan, Kanclerska 8 /Polen/.



Rudolf zur Lippe, geb. B. 1. 1937 in Berlin. Ord. Professor für Sozialphilosophie und Ästhetik, Universität Oldenburg. Institut für praktische Anthropologie. Hauptforschungsgebiete: vergleichende, historische und Kulturanthropologie, insbes. Geschichte und Theorie der Leiblichkeit.

Mazzino Montinari, geb. 4.4.1928 in Lucca. Ord. Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Florenz. Mitglied des Vorstands der Goethe-Gesellschaft zu Weimar. Herausgeber der Kritischen Gesamtausgabe von Nietzsches Werken und Briefwechsel. Adresse: via Gabriele d'Annunzio 237, I-50135 FIRENZE.

Helga Nowotny, geb. 9.8.37 in Wien, Univ. Doz. an der Universität Wien und Priv. Doz. an der Universität Bielefeld, beides für Soziologie; Direktor des European Centre for Social Welfare in Wien. Hauptforschungsgebiete: Wissenschafts- und Techniksoziologie – Soziologie sozialer Probleme und der Sozialpolitik. Adresse: European Centre of Social Welfare, Berggasse 17, A-1090 Wien.

Uwe Pörksen, geb. 13. 3. 1935 in Breklum bei Husum. Professor für Deutsche Sprache und Ältere deutsche Literatur an der Universität Freiburg. Hauptforschungsgebiete: Literatur des Hochmittelalters, Naturwissenschaftssprache, Sprachkritik. - Belletristische Veröffentlichungen (Roman, Essay, Literaturkritik).



Gershom Schülern, geboren am 5. 12. 1897, entstammt einer alten jüdischen Familie aus Berlin. Von 1915 bis 1922 studierte er Mathematik, Religionswissenschaft und Hebräisch in Berlin, Jena, Bern und München. Schon früh schloß er sich der zionistischen Bewegung an. 1923 ging er nach dem Abschluß seiner Studien nach Palästina, um dort an der Erneuerung des Judentums und der Errichtung einer jüdischen Gesellschaft mitzuarbeiten. Er wurde bald Direktor der judaistischen Abteilung der Hebräischen Universität in Jerusalem und 1933 Professor für Kabbalistik. Von seiner Dissertation, die er 1921 über einen der ältesten kabbalistischen Texte schrieb galt sein Lebenswerk der Erforschung der Geschichte der jüdischen Mystik, über die er Arbeiten in Deutsch, Hebräisch und Englisch veröffentlichte. Prof. Scholem starb im Alter von 84 Jahren geehrt und betrauert von aller Welt als großer Philosoph und Religionswissenschaftler, am 20. Februar 1982, und wurde in Jerusalem beerdigt.



Andrzej Tomaszewski, geb. 26. 1. 1934 in Warschau. Kunsthistoriker u. Architekt. Professor der Architekturgeschichte u. Denkmalpflege an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität Warschau. Mitglied des Komitees für Architektur u. Städtebau der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Hauptforschungsgebiete: Bauarchäologie u. Geschichte der romanischen Architektur, Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Denkmalpflege. Adresse: Instytut Podstaw Rozwoju Architektury Politechniki Warszawskiej, ul. Koszykowa 55, 00-659 Warszawa Polen.

Krzysztof Zielnica, geb. 1. 7. 1936 in Wijewo (Polen); wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Logik und Methodologie der Wissenschaften der Universität Wrocław (Breslau); Humboldt-Stipendiat 1970/71 und 1975/76; Afrikareise 1976; Forschungsgebiete - Ethnologie, Kulturgeschichte. - Adresse: 53-342 Wrocław, ul. Komandorska 23/5 (Polen).

© 1983 by Quadriga GmbH
Verlagsbuchhandlung KG, Berlin,
und Wissenschaftskolleg zu Berlin
- Institute for advanced study -
Alle Rechte, auch das der fotomechanischen
Wiedergabe, vorbehalten
Redaktion: Cornelius Creutzfeldt
Satz: Bongé & Partner, Berlin
Druck: Druckerei Gericke, Berlin
Buchbinder: Luderitz & Bauer, Berlin
Printed in Germany 1983
ISBN 3-88679-300-1

